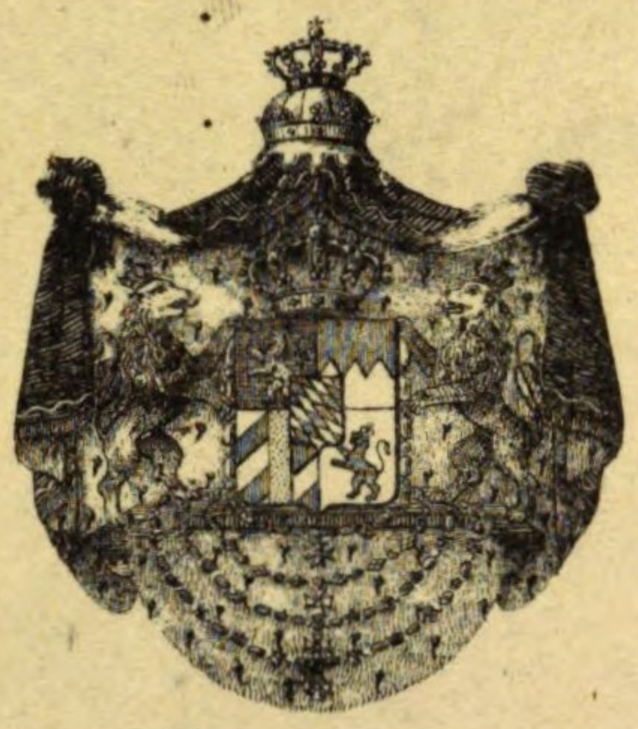
Aug St.
3722-1
Meynert



BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Geschichte Oesterreich's,

seiner

Völker und Länder,

und der

Entwickelung seines Staatenvereines,

von den

ältesten bis auf die neuesten Zeiten.

Von

Dr. **Hermann Meynert.**

Nach Diffenberger. Stahlstich v. Carl Mayer's Kunst-Anstalt in Nürnberg.

HERZOG LEOPOLD DER TUGENDHAFTE AUF DEN MAUERN VON PTOLOMAIS.

Geschichte

Oesterreich's,

seiner

Völker und Länder,

und der

Entwickelung seines Staatenvereines,

von den

ältesten bis auf die neuesten Zeiten.

Von

Dr. Hermann Meynert.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS.

Erster Band.

Mit einem Stahlstiche und drei genealogischen Tafeln.

PESTH.

Verlag von Conrad Adolph Hartleben.

1843.

116. D.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Gedruckt bei J. P. Sollinger in Wien.

Vorwort.

Je bewegter die Zeit, desto ernster fordert und mahnt sie, daß die Völker sich um ihr unveräußerliches Heiligthum, um die Oriflamme ihrer Geschichte, schaaren. Die Gegenwart kann schwanken, die Zukunft ist unsicher, aber die Vergangenheit gehört uns unverloren an, und nur, wenn wir ihrer vollkommen bewußt geworden, dürfen wir uns versichert halten, auch die Gegenwart zu begreifen. Wenn der Augenblick schwer auf der Generation lastet, und auch die Zukunft sich zu verdüstern droht; dann schöpfen wir Trost und Hoffnung aus dem Lebensquell der Geschichte, erfahren durch sie, wie ähnliche Prüfungen schon öfter gekommen und vorüber gegangen, und entnehmen aus ihr die Mittel zu würdigem Ertragen und zu freudiger Zuversicht. Darum war auch die Blüte aller Völker stets abhängig von dem richtigen Verständnisse ihrer eigenen Geschichte, und wehe, wo diese große Lehrerin jemals zu verstummen beginnt! Die Geschichte belebt und erweckt die Gegenwart durch das Bild der Großthaten der Väter, mahnt uns, was diese für uns gewirkt, gestritten und errungen, und pflanzt den Dank der Menschheit weiter von Geschlecht zu Geschlecht. Sie zeigt uns die Spur

der Gottheit und ihrer waltenden Vorsehung im harmonischen Zusammenhange der Begebenheiten; sie verknüpft die Bestimmung des Einzelnen mit dem Ganzen, und durch das Ganze mit dem Unendlichen, und entringt uns siegreich dem kalten, unerquicklichen Zweifel, der den Gang der Dinge in ein bloßes Aggregat von Zufälligkeiten auflösen möchte.

Wie groß, wie reich ist Oesterreich's Geschichte! Weit zurück reichend in das ernste Dunkel der Vorzeit, verwandt und benachbart dem Brennpunkte der Völkerwanderung, von allen großen Schicksalen Europa's zunächst erfaßt, immer thätig, schirmend oder vorkämpfend gegen die Gefahren des Ostens und Westens, knüpft Oesterreich seine Geschichte an die des Welttheiles selbst an.

Völker und Stämme, verschieden in Herkunft, Sitten und Sprache, stehen unter Oesterreich's schützendem Kaiser-Banner zusammengereiht, und wie gesondert auch die Punkte, von denen sie ausgegangen, so berühren sie sich doch frühzeitig in ihren geistigsten Beziehungen, und allmälig wird es Eine Geschichte, die, in schöner Eintracht sie umschlingend, sich im Schimmer Eines Thrones verklärt. So wird denn auch die Geschichte jedes einzelnen Theiles des österreichischen Staatenverbandes früher oder später unwillkürlich die Geschichte Oesterreich's selbst, und wiederum, aus gleichem Anlasse, die Geschichte Oesterreich's auch jene seiner einzelnen Völker und Staaten. So innig verwachsen und verflochten ist das mächtige Ganze, daß, selbst wenn man historisch auf die einzelnen Bestandtheile zurück geht,

man nirgend einer Trennung des Vereinigten, sondern einem stäten, ursprünglichen und tiefbegründeten Zusammenstreben des Getrennten begegnet.

Diese natürliche Einheit auch in der geschichtlichen Behandlung wiederzugeben, in dem Ganzen des mächtigen Völker- und Ländervereines das Bild des Einzelnen deutlich wiederfinden zu lassen, und einem Jeden seine angemessene Stelle, seine Nothwendigkeit in der österreichischen Gesammtheit anzudeuten, war der Standpunkt, von welchem gegenwärtiges Werk auszugehen hatte, und bleibt das Ziel, welchem es in seinem weiteren Verlaufe unausgesetzt zustreben wird. Jene Einheit ist keine angekünstelte Tendenz; sie liegt klar im Stoffe und im Geiste der Begebenheiten, und wird unwillkürlich zur Ueberzeugung werden einem Jeden, welcher Oesterreich's Geschichte in ihrer wahren Bedeutung aufzufassen den Willen und das Geschick hat. Sie bildet gleichsam das hohe und starke, gewölbte Dach, das, von den Völkern Oesterreich's getragen, dieselben zugleich schützend zusammenhält; hinweggenommen von seinen Stützen, würde es diese selbst als Stückwerk und Torso's zurück lassen. Als Lebensbedingung des Ganzen, wie der Theile, verbürgt sie am sichersten den Fortbestand jeder Volksthümlichkeit, befördert deren freie Entwickelung, statt sie zu hemmen, und schöpft aus solcher Kräftigung des nationalen Lebens auch stäten Zufluß an Kraft und heilsamer Verjüngung für den großen Staatskörper. Mehr noch und unumstößlicher, als alte Handfesten und Pergamente, hat die Geschichte Oesterreich's Untheilbarkeit ausgesprochen.

Wenn sohin der Gesichtspunkt für das Werk sich von selbst vorzeichnete, so mußte doch die Form dafür erst gefunden werden. An Geschichtswerken nach größerem und gelehrtem Maßstabe, an Sammlungen, zerstreuten Aufsätzen dieser Art und scharfsinnigen Abhandlungen war kein Mangel; alle Bibliotheken zeugen davon. Aber das populäre Element spricht sich im Allgemeinen nur selten in jenen Büchern und Schriften aus; die meisten sind für die Gelehrten vom Fache, für gewisse Stände geschrieben, oder sie haben den Schulzweck vor Augen. Es blieb also der Weg übrig, die Geschichte Oesterreich's zu einem Volksbuche im besseren Sinne zu gestalten; das Bedürfniß dazu war nicht in Abrede zu stellen, und vielfältige Stimmen des In- und Auslandes hatten schon seit länger darauf hingewiesen. — Und dieses Ziel war es, dem der Verfasser in Darstellung und Styl nach allen seinen Kräften nachstrebte. Treu und zuverlässig in der Forschung sollte das Buch werden, doch ohne jenen Wald kritischer Noten und Urkundenbücher, welcher das größere Publikum und die frohe Jugend von dem Studium der Geschichte zurück zu schrecken pflegt; es sollte den gegebenen Stoff erschöpfen, doch auch nicht vom Hauptgegenstande abweichen; sich möglichst blühend, kräftig und licht im Vortrage gestalten, aber sonder Schwulst und Ueberladung; kurz, ein wirkliches Volksbuch, geklärt und befreit vom gelehrten Aktenstaube und vom Dunste der Lampe, die lebendige Gottesluft der Geschichte in um so frischeren Zügen ausströmen. Citate und Quellen-Nachweisungen wird man daher in diesem Buche vergeblich suchen; aber die Resultate davon, auf welche es doch eigentlich ankommt, die Zeugnisse, daß gleichwohl alle nöthigen

Quellen mit Fleiß und Sorgfalt benutzt wurden, wird man hoffentlich nicht darin vermissen. Auch sind es nicht blos Thatsachen und Begebenheiten, auf welche der Verfasser sich beschränken wollte; er hat vielmehr der Schilderung auch der inneren Verhältnisse besondere Aufmerksamkeit gewidmet, das Völkerleben in geistiger und physischer Kultur, in Sitte, Neigung, Gewohnheit, in Verfassung, Gesetzgebung, Bürgerthum, in Wissenschaft, in Künsten des Friedens und des Krieges und kommerzieller Betriebsamkeit, durch alle seine Phasen und in seinem vollen Entwicklungsgange zu beobachten und darzustellen gestrebt. Menschen und Zeiten mußten in ihren engsten Wechselbeziehungen einander gegenüber gestellt, und den Völkern ein, durch alle Stufenjahre gleichmäßig fortschreitendes und der Gegenwart zuwachsendes Bild ihrer selbst vorgehalten werden.

Nicht umhin kann ich, dankbar die Bemühungen des Verlegers, Herrn C. A. Hartleben's in Pesth, zu rühmen, welcher dem Buche, das er unter seine geachtete Firma nahm, mit beträchtlichem Kostenaufwande eine möglichst splendide und geschmackvolle äußere Ausstattung gab, und in jeder Beziehung thätig für dasselbe wirkte.

Ob ich, nach dem oben Gesagten, meinem Ziele einigermaßen nahe kam, darüber können freilich nur die Leser entscheiden. Indeß ganz kann ich dasselbe doch wohl nicht verfehlt, befreundete Gefühle muß das Buch angeregt haben; dafür bürgt der Anklang, den das Unternehmen gleich in seinem Beginne fand, die zahlreiche Verbreitung, welche alle meine

Erwartungen überstieg, die wohlwollenden Stimmen, welche im Publikum, wie in der Kritik, darüber verlauteten.

Als eine Huldigung des Dankes und der Liebe, dem herrlichen und gesegneten Oesterreich gebracht, das mich gastlich aufgenommen, schrieb ich die Geschichte seiner Völker und Länder, und siehe! man nahm sie mit Güte hin, wie den Verfasser selbst. Es hat Wurzel geschlagen im Volke, das Buch, und knüpfte auch mich mit doppelt unlösbaren Banden an Oesterreich — mein zweites Vaterland!

Wien, im März 1843.

Der Verfasser.

Vorgeschichte.

Oesterreich im römischen und barbarischen Zeitraume bis zur Ankunft der Babenberger; von 10 bis 983 n. Chr.

Wo sind sie hin, die Geschlechter, deren Blut in unseren Adern rinnt, die, umgürtet mit dem Bärenfell des Barbarenthums, in grauer Vorzeit mit ihrem Blute uns den Boden erkämpften, auf welchem wir jetzt säen und ernten; die, durch Jahrhunderte sodann gereift und verfeinert, später für uns dachten, lernten, schrieben, entdeckten, aussannen oder — irrten? Auch wir wirken für kommende Geschlechter; denn am Baue der Zeit tritt nimmer ein Stocken ein, und selbst Perioden der Zerstörung dienen nur, neue Kräfte und erneutes Leben anzuregen. Wie erhebend ist diese Beharrlichkeit eines sterblichen Geschlechts, wo, nach göttlich zugemessener Zeit und Ordnung, ein Arbeiter nach dem anderen ermüdet abtritt und zur Ruhe geht, sein Werkzeug dem ungeduldig harrenden jüngeren Nachfolger überlassend, wo, trotz alles Mühens, doch kein Einziger die Kuppel des Werkes zu sehen hoffen darf, an welchem er so eifrig mitbauete! Gerührt und dankbar knieen wir hin vor den großen Denkstein der Geschichte, welcher Geschlechter bedeckt, die für uns gewirkt, gekämpft und gelitten, uns Gutes erwiesen, ohne uns zu kennen. Auch wir möchten ungern vergessen werden von den Generationen, die uns entsprießen sollen, für die wir jetzt wirken und vorarbeiten; aber um dieses Andenkens fähig und würdig zu werden, müssen wir getreulich Buch führen über dasjenige, was die Vergangenheit für uns gethan, oder was sie uns vorenthalten, und wie wir das Werk von ihr übernommen, damit wir uns vor der Zukunft ausweisen können, um wie viel wir das Werk weiter gefördert, und in wie weit wir Ansprüche haben auf die Anerkennung der kommenden Zeiten.

So ist es der erhabene Beruf der Geschichte: die heiligen Vater- und Kindesgefühle der Menschheit in sich fort und fort zu vererben, Vor- und Nachwelt in ununterbrochener Folge geistig mit einander zu verbinden und die Liebe der Väter durch den Dank der Enkel zu verzinsen.

Fabelhaftes Dunkel, Irrthum und Ungewißheit lagern über der Urzeit der schmalen Stätte, von welcher Oesterreichs Geschichte ausgeht; denn wie der Ursprung des Menschendaseyns im Einzelnen, so verliert sich auch der Ursprung des Daseyns ganzer Völker gern in Dunkel und Ungewißheit, und wie die Natur, so scheint auch der Weltgeist die Keime, die er legt, mit Nacht und Zweifeln zu umgeben, und gleichsam später die Werkstätte zu zertrümmern, in welcher er erschuf, um keinen Rückblick in die Geheimnisse seines Wirkens möglich zu machen.

Die Geschichte des österreichischen Kaiserstaates beginnt mit der Geschichte seines Ur- und Stammlandes, eines der kleineren Theile seines heutigen Gebietes: nämlich der Provinz Oesterreich unter der Enns, von welcher die Ausbildung des gesammten übrigen Staatskörpers ihren Anfang nahm. Klein war der erste Keim, aber in der Gunst der Allmacht und unter weisen Pflegern wuchs er hoch und breit empor zum majestätischen Baume, Länder und Völker weithin überschattend.

Bis auf die Zeit des Kaisers Augustus bezeichneten die Römer den Landstrich zwischen dem rechten Donauufer und dem Rhein nur als einen Theil des hercynischen Waldes. Als aber seit der Niederlage des römischen Feldherrn Varus gegen die verbündeten deutschen Stämme (Jahr 9 nach Chr.) die römische Politik sich in ein Vertheidigungssystem der Rhein- und Donaugränze umwandelte, galt die Donau als Gränze des Reiches und wurde längs ihres rechten Ufers mit Thürmen, Castellen und bleibenden Standquartieren befestigt. Der ganze Landstrich bis zum Inn, nämlich das eigentliche Erzherzogthum Oesterreich, Steiermark, Kärnten, Krain und ein Theil von Ungarn, erhielt römische Provinzialeinrichtung, und wurde Noricum und Pannonien genannt. Jenes erstreckte sich gegen Morgen bis an den Kahlenberg, bei welchem dann Pannonien seinen Anfang nahm. Doch blieben diese Gränzen sich nicht immer gleich.

Die Bewohner Noricum's waren Kelten. Kühn und beutegierig, hatten sie, im Bunde mit anderen barbarischen Stämmen, Italien oft genug durch Raubzüge geängstigt und ihre Unabhängigkeit selbst da noch behauptet,

als die Römer schon einige Siege über sie, wie über die Rhäter, Vindeliker und Pannonier erfochten. Als aber Rom nach einem fünfzehnjährigen Kampfe jene Nachbarstämme bezwungen, da vollendete Augustus auch die Unterjochung der norischen Völker (Jahr 16 nach Chr.). Von römischen Präfecten gedrückt und ausgesaugt, ging das trauernde Noricum wenigstens nicht leer an manchen Segnungen der Cultur und Gesittung aus, die mit dem Auftreten der gebildeten Eroberer jene Gegenden begrüßten. Mitten in den Unruhen oft erneuter Kriege, blühten Dörfer, Märkte, Städte empor, und Straßenzüge durchkreuzten die ehemalige Wildniß. Eine vom Kaiser Hadrian am Kahlenberge bewerkstelligte Colonie erhielt den Namen Cetium; man hat es bald für Traismauer, bald für Klosterneuburg, bald für Kalen erklärt.

Bis gegen das Ende des zweiten Jahrhunderts wurde die vielfach bedrohte römische Gränze mit Erfolg bewahrt. Als aber Markomannen und Quaden verwüstend in das römische Gebiet eingebrochen und vom Kaiser Mark Aurel nach hartem Kampfe zurückgeworfen worden waren, trug er, auf jene Gränzbefestigungen gestützt, siegreiche Waffen auf das linke Donauufer. Dieser große und weise Regent wurde der Wohlthäter, der Wiederhersteller Noricum's. Der Mittelpunct seiner Unternehmungen gegen die Markomannen und deren Bundesgenossen wurde Carnunt, der Hauptort des römischen Pannoniens, zwischen dem heutigen Petronell und Altenburg an der Donau gelegen. Ein anderer Hauptpunct des Befestigungssystems jener Gegenden war Vindobona (Wohnung der Winden, eines celtogallischen Stammes), als Standquartier der fabianischen Cohorte der zehnten Legion, später Fabiana genannt, woraus sich durch Abkürzung allmälig Vianai, Viena, endlich das heutigen Wien bildete. Hier starb im Jahre 180 nach Chr. Mark Aurel, und so wurde Wien schon in seinem frühesten Alter durch die Asche eines der edelsten und weisesten Männer aller Zeiten geweiht. Mark Aurel's Nachfolger waren dem Geiste der Kraft und Weisheit fremd, der jenen geleitet, und Noricum's Vertheidigungswerke geriethen in Verfall; erst spätere kraftvollere Kaiser wußten dem römischen Namen in jenen Gegenden wieder Achtung zu verschaffen. Noricum wurde in zwei Theile getheilt: in Noricum Ripense und Noricum Mediterraneum. Jenes, gleichsam das Nordland am Strande, lief längs der Donau hin; dieses, gleichsam das Nordland im Innern, breitete sich zu beiden Seiten der Alpen

aus. Unter der Regierung Constantin's (306—337) erfreute sich Noricum einer langen Ruhe. Es kam unter Illyrien zu stehen. Zu Arelape (dem heutigen Pechlarn) gab Valentinian im Jahre 364 ein, die öffentlichen Getreidekasten betreffendes Gesetz. Dem hartnäckigen Andrängen der Barbaren zu begegnen, beschloß man, Laureacum (Lorch) neu zu befestigen. Die Quaden, durch diesen sie bedrohenden Festungszwang erbittert, fielen unvermuthet ein und zerstörten das mächtige Carnunt (J. 375). Das geschwächte Rom hatte seine Hand nur noch kraftlos auf den entfernten Besitzungen liegen. Selbst Theodosius, dem man den Beinamen des Großen angedichtet, vermochte Noricum nur schwach zu schützen. Als derselbe bei seinem Tode (J. 395) das römische Reich zwischen seinen beiden Söhnen, Arcadius und Honorius, theilte, fiel dem Letzteren mit dem abendländischen Reiche auch so ziemlich Alles zu, was auf dem rechten Donauufer zur österreichischen Monarchie gehört.

Ein furchtbares weltgeschichtliches Gericht drang jetzt heran, um alle Verhältnisse in Europa umzukehren. Die durch Gewalt gegründete, durch Zwang, Anmaßung und Umtriebe aufrecht erhaltene, vierhundertjährige Herrschaft der Römer in jenen Gegenden nahete ihrem Ende. Ein großer Theil der germanischen Bevölkerung begann im römischen Süden und Westen unabhängige Staaten zu gründen. Die Wandervölker, gegen Italien vordringend, nahmen durch Noricum ihren Weg; Plünderung und Zerstörung waren in ihrem Gefolge. Von Noricum aus — das er für sich begehrte, da es, den immerwährenden Einfällen der Barbaren ausgesetzt, dem Schatze der Imperatoren ohnedies wenig abwerfe, und um dessen Preis er alle Gefahren abwenden wolle — bedrohte Alarich, der Gothenkönig, Italien. Als man ihm sein Begehren abschlug, eroberte er Rom, welches bald darauf der Tod von diesem gewaltigen Dränger befreite. Noch einmal thronten die römischen Adler an der mittleren Donau; Laureacum und Vindobona erhielten, an der Stelle des geschleiften Carnunt, wieder Präfecten und Schiffsgeschwader; Comagenä (nach Einigen das heutige Zeiselmauer, nach Anderen Tuln oder Hollenburg) und Lentia (Linz) beherbergten römische Reiter; in Aufturum und Arelape wurden durch Generidus Cohorten und Legionen gebildet. Aber dem Schwall der Barbaren war kein dauerndes Ziel zu setzen; zurückgeworfen, kehrte er, gleich den Wogen des Meeres, nur mit erneuter Heftigkeit zurück. Am längsten verweilten

die Rugier; sie pflanzten an beiden Ufern der Donau ihren Namen auf, und am Mannhartsberge und Wienerwalde schwankte in ungewissen Gränzen — Rugeland. Die Rugier, wie die ihnen benachbarten und befreundeten Stämme der Heruler und Skyrren, erlagen der Geißel Attila's des Hunnen, dessen Herrschaft an der mittleren Donau jedoch mit seinem Tode (J. 453) zerstäubte, und sich nur in dem Namen Hunnien erhalten hat, womit man eigentlich Ungarn, bisweilen aber auch ganz Oesterreich bezeichnete. Die durch den Tod des Hunnen wieder befreiten rugischen Stämme erhoben sich unter einem gemeinsamen Könige, der seinen Sitz in Vindobona, damals bereits Faviana genannt, hatte. Um ihn in Ruhe zu erhalten, überließ ihm das furchtsame Rom die Castelle, Colonien und Municipien Noricum's. Aus Rugeland brach auch der skyrrische Heerführer Odoacher hervor, dem, als er bei Faviana die Donau überschritt, der heilige Severin den prophetischen Segen mitgab: „Geh' nach Italien! Wie dich jetzt schlechtes Pelzwerk bedeckt, wirst du bald Tausende köstlich bekleiden." Dem abgelebten abendländischen Reiche machte Odoacher's Erobererschwert ein Ende (J. 480). Derselbe befreite auch Noricum und Rugeland von dem harten Joche des rugischen Königs Feletheus. Was er diesen Ländern auf solche Weise gewährte, nahm er ihnen auf der anderen Seite doppelt wieder, indem er, in der Heimat bedrängt durch den Helden der Ostgothen, Theodorich, Alles, was an der Donau römische Sprache redete, zusammen fangen und gewaltsam nach Italien verpflanzen ließ. In die verlassenen Sitze rückten Theodorich's Ostgothen ein, der, nach dem Falle Odoacher's, zugleich die Herrschaft über Italien an sich riß. Hier fortwährend beschäftigt, vermochte er Noricum nur wenig zu schützen, das, den Einfällen und Raubzügen kühner Barbaren, der Longobarden im Norden der Donau, der Allemannen im Süden des Stromes, preisgegeben, beinahe zu einer Einöde verfiel. Laureacum und Faviana sanken in Schutt; Juvavia (Salzburg) wurde von den Herulern eingenommen und zerstört. Von dem griechischen Kaiser Justinian zu Hilfe gerufen, übergingen nach dem Jahre 526 die Longobarden von dem linken Donauufer auf das rechte, und hielten Noricum und Pannonien bis 568 in Besitz, wo sie unter ihrem jugendlichen Heldenkönige Alboin nach Süden zogen und die Eroberung von Ober- und Mittelitalien verwirklichten. Diese Entfernung der Longobarden hob das letzte Hinderniß, welches der freien

Ausbreitung der, schon lange vorher aus den nördlichen Karpathen hieher eingewanderten Slawen, auf dem rechten Ufer der Donau und bis an die Gränzen von Baiern, noch entgegenstand. Zum herrschenden Volke auf beiden Donauufern aber erhob sich allmälig der hunnische Stamm der Avaren, denen die Longobarden bei ihrem oben erwähnten Auszuge ihre bisherigen Wohnsitze, Noricum und Pannonien, unter der Bedingung überlassen hatten, daß, wenn ihr Zug nach Italien ungünstig ausgehen sollte, sie wieder in ihre Gränzen zurückkehren dürften. Den Avaren wurde ein großer Theil jener Slawen dienst- und zinspflichtig (J. 580 ff.). Nach ihnen, den hunnischen Abkömmlingen (Hunnivar), wurden diese Gegenden von den Franken spät noch Avarien und Hunnien genannt.

Im ruhigen Besitze dieser Länder behaupteten sich die Avaren bis gegen das Ende des achten Jahrhunderts. Indeß war die Herrschaft der allgewaltigen Franken auch über die Donauländer bis in die Alpen gediehen, und die Enns bildete die Gränze zwischen Deutschland und dem Avarenlande. Karl der Große, der mächtige König der Franken, strebte jetzt vor Allem, diese östliche Reichsgränze zu sichern. Er suchte einen Anlaß, auf kriegerischem Wege diese Maßregel auszuführen, und fand ihn. Tassilo, der Letzte aus dem Stamme der Agilolfinger, trug von ihm das Herzogthum Baiern zu Lehen. Gegen diesen erhob sich Verdacht, Aufruhr angezettelt und Gehorsam verweigert zu haben. Einmal gelang es dem Herzoge, durch schnelle Unterwerfung den ihm drohenden Sturm zu beschwören, oder den gegen ihn gebrauchten Vorwand zu entkräften. Aber die Anklage wiederholte sich. Der unglückliche Tassilo wurde, in einer Versammlung der Stände zu Ingelheim, des Verbrechens der beleidigten Majestät überwiesen, seiner herzoglichen Würde entsetzt, und sammt seinen Kindern in ein Kloster eingesperrt (J. 788). Sein Lehen in Baiern zog der strafende König ein und gab es in die Verwaltung gewisser Grafen. Zugleich wendete sich sein rächender Arm gegen jene Völker, welche Tassilo's Unternehmungen gegen den Thron unterstützt; die Avaren obenan. Als die Letzteren durch Karl's Verfügungen wegen der Marken des Baierlandes sich beschwert glaubten, schickten sie (790) eine Gesandtschaft nach Worms an den König, der seinerseits auch Abgeordnete an sie sendete. Man konnte sich nicht vereinigen, und die Avaren rächten sich durch Einfälle und Grausamkeiten. Da ließ Karl um Regensburg, wo er zugleich einen Reichstag hielt (791), seine

Kriegsvölker versammeln und schlug sein erstes Lager an dem Ennsflusse auf, der Gränze zwischen der fränkischen Provinz Baiern und dem avarischen Gebiete. Dort ließ der christliche Held einen öffentlichen Gottesdienst halten; ein dreitägiges Enthalten von Fleisch und Wein wurde anbefohlen; ein Jeder war verbunden Almosen zu geben, nach Verhältniß seines Vermögens, jeder Priester eine Messe zu lesen, und die übrigen Geistlichen fünfzig Psalmen zu singen. Sodann drang Karl in das Land der Barbaren ein, welche, geschreckt von der Erhabenheit seines Namens, sich allenthalben vor ihm zurückzogen. Der Frankenkönig verfolgte sie bis an den Kampfluß und an den Berg Comagenus, und zerstörte die dort befindlichen, von den Feinden verlassenen Befestigungen, rückte dann ohne Schwertstreich bis an den Raabfluß in Pannonien vor, und kehrte von hier, zufrieden mit seinem Siege und der Bestürzung der Feinde, mit seinem Heere nach Regensburg zurück. Die Einschüchterung und Unterwerfung der Avaren war so vollständig, daß vier Jahre später einer ihrer Häuptlinge, Tudun, sich und sein Land unter die Oberherrlichkeit der fränkischen Krone stellte und zu Aachen die heilige Taufe empfing, und daß im Jahre 803 die Avaren die Ceremonie jener Unterwerfung wiederholten.

So hatte Karl in einem einzigen Feldzuge die Landschaft von der Enns bis an den Raabfluß, mithin nicht nur das heutige Niederösterreich, sondern auch einen Theil des jetzigen Ungarns in seine Gewalt gebracht. Das Land unter der Enns blieb eine unmittelbar kaiserliche Provinz. Karl vertraute die Verwaltung der Marken gegen die Avaren und Slawen besonderen Reichsbeamten, den sogenannten Gränz- oder Markgrafen, unter denen schon zu seinen Zeiten die Markgrafen Gerold und Gottfried, und um's Jahr 831 der Markgraf Ratbod, so wie im Zeitalter Karl's des Dicken die beiden Brüder Wilhelm und Engelschalk genannt werden. Seit der Vereinigung dieses Gränzlandes mit Deutschland verbreiteten sich allmälig deutsche Sprache, deutsche Verfassung und deutsche Sitten in demselben, besonders da Karl in die, durch Besiegung der Avaren entvölkerten Gegenden deutsche Colonisten versetzte. Das ganze Gebiet vom adriatischen Meere bis zur Donau war durch die Drau in zwei Gränzgrafschaften geschieden, davon die südliche ihren Sitz in Friaul, die nördliche in Lorch hatte. Gegen die slawischen Länder war ursprünglich der Sitz der Gränzgrafen zu Regensburg; nach der Theilung der fränkischen Monarchie aber (J. 843)

wurde die Mark gegen Böhmen, Mähren und die Slawen an der unteren Donau, so weit sie Baiern deckte, einem besonderen Gränzgrafen übergeben. In Ostfranken aber wurde ein neuer Amtssprengel errichtet, und diesen besaß bis zum Jahre 906 das mächtige Geschlecht der Babenberger.

Die Riesenschöpfung Karl's des Großen fiel nach dessen Tode (J. 814) in die schwachen Hände seines Sohnes, Ludwig's des Frommen. Seine ungehorsamen Söhne theilten nach ihm das Reich durch den Vertrag zu Verdun (J. 843): Lothar erhielt Italien und die jenseits des Rheins gelegenen deutschen Länder unter dem Namen Austrasien, Ludwig der Deutsche Deutschland, wozu auf dem linken Rheinufer die Städte Mainz, Worms und Speyer mit ihren Gebieten kamen, Karl aber Frankreich oder das sogenannte Neustrien und Aquitanien. Ludwig der Deutsche übertrug seinem Sohne Karlmann die Oberaufsicht über die östlichen und die kärntnerischen Marken; doch standen außerdem der östlichen Mark, welchem Namen im zehnten Jahrhunderte die Benennung Avarien wich, die Markgrafen Wilhelm und Engelschalk vor, welche im Jahre 871 die um sich greifenden Mährer von den Gränzen zurückschlugen.

Nach Ludwig's des Deutschen Tode (876) theilten dessen drei Söhne, Karlmann, Ludwig und Karl, unter einander. Karlmann erhielt Baiern Kärnten, die östlichen und pannonischen Lande und die slawischen Reiche Böhmen und Mähren. Kränklich und niedergeschlagen, gestattete er, daß sein Bruder Ludwig schon im J. 879 die nöthigen Vorkehrungen wegen des Nachfolgerechts traf, sicherte jedoch seinem außerehelichen Sohne Arnulf die Provinz Kärnten. Nach Karlmann's und Ludwig's Tode (880 u. 882) vereinigte der jüngste Bruder, Karl, genannt der Dicke, wieder alle väterlichen Provinzen unter seinem Scepter und verband sie mit der kaiserlichen Würde und dem Königreiche Italien. Unter seiner Regierung wurde Pannonien durch einen wüthenden Einfall der Mährer unter ihrem kriegerischen Herzoge Zwentibold oder Swatopluk geängstigt (883). Mit ihm hatte Karl im folgenden Jahre am Tulnerflusse, bei dem Berge Comagenus, unweit des heutigen Königstätten, eine Unterredung, nach welcher Zwentibold sich als zinspflichtig bekannte.

Nach dem Tode der genannten beiden Markgrafen, Wilhelm und Engelschalk, fiel ihre Mark, mit Uebergehung ihrer Söhne, dem Grafen Arbo zu. Darüber aufgebracht und von einigen mächtigen Ständen in

Baiern unterstützt, vertrieben jene Söhne den Grafen Arbo mit Waffengewalt aus seiner Mark. Die nächste Hilfe suchend, floh Arbo zu dem mährischen Zwentibold, der, des Vorwandes froh, die östlichen Gegenden mit Feuer und Schwert anfiel. Die von ihm wieder verjagten Söhne Wilhelm's und Engelschalk's, welche bei dem beleidigten Kaiser auf keinen Schutz rechnen durften, flüchteten ihrerseits zu Arnulf in Kärnten, der sofort gegen Zwentibold das Schwert zog. Karl's gemeldete Unterredung mit Letzterem legte diese Streitigkeiten bei. Diese Unordnungen im Innern deuteten auf eine schwache Leitung von oben. Karl der Dicke wurde (887) entthront und Arnulf zum Könige ausgerufen. Er bestätigte zwar den Markgrafen Arbo in seiner Würde, entzog sie ihm aber später, um sie dem jüngeren Engelschalk, einem Sohne des gleichnamigen früheren Markgrafen, zu verleihen. Der junge Engelschalk hatte nämlich eine Tochter Arnulf's entführt und, um dem Zorne des beraubten königlichen Vaters zu entgehen, sich zu Zwentibold geflüchtet. Um den dadurch drohenden Fehden vorzubeugen, und dem unruhigen Zwentibold den Vorwand zu neuer Einmengung zu nehmen, rief Arnulf den Engelschalk zurück und verlieh ihm die östliche Mark. Aber Engelschalk's trotziger Sinn ertrug und hielt nicht lange Ruhe. Da lockten den Unruhestifter die erzürnten Stände Baierns, welchen er hart zugesetzt, nach Regensburg, und überlieferten ihn dort dem Könige. Er wurde, nach gefälltem Urtheile, seines Augenlichtes beraubt, sein mitschuldiger Vetter Wilhelm aber enthauptet (893). Nach Engelschalk's Untergange gab Arnulf die Verwesung der östlichen Mark abermals an Arbo, der aber, wegen sträflichen Einverständnisses mit dem Herzoge Mährens, im Jahre 898 seines Amtes entsetzt wurde. Arbo und sein Sohn Isenrich widersetzten sich dem Könige. Dieser zog mit Kriegsmacht heran, belagerte Isenrich in der Stadt Mautern und nahm ihn gefangen. Aber dieser fand Mittel, nach Mähren zu entrinnen, dessen Herzog begierig diese neue Gelegenheit ergriff, um seine Macht nach Deutschland hinüber auszubreiten. Hart wurde Arnulf von dem gewaltigen Zwentibold gedrängt. In seiner Noth rief jener die den Deutschen noch unbekannten Reiterhorden der Magyaren zu Hilfe. Sie erschienen, brachen die Macht Zwentibold's, gefielen sich aber in den neuen fruchtbaren Ländern so wohl, daß sie nur den Tod ihres Bundesgenossen Arnulf (899) abwarteten, um während der Minderjährigkeit seines Sohnes, Ludwig's des Kindes, in Avarien einzubrechen, und sich dasselbe bis an

die Enns zu unterwerfen. Bei ihren bis zum Jahre 955 ununterbrochen erneuerten Raubzügen, in allen Theilen Deutschlands, behaupteten sie sich im Besitze jener Gegenden, bis endlich Kaiser Otto der Große am 10. Aug. 955 die Magyaren am Lech dergestalt schlug, daß sie seit diesem entscheidenden Tage keine weiteren Streifzüge nach Deutschland wagten. Eine Folge dieses Sieges war, daß den Ungarn ein Theil der Landschaft unter der Enns, bis in die Nähe von Melk, wieder entrissen und an Deutschland zurückgebracht wurde, obgleich der übrige Theil in den Händen der Ungarn blieb. In den nun sicher gestellten Ländern an der ungarischen Gränze — der sogenannten Ostmark — wurde ein neuer Markgraf, Burchard, Präfect von Regensburg, eingesetzt, welcher den Kaiser Otto II. nach Italien begleitete, und dort wahrscheinlich im Kampfe gegen die Griechen und Saracenen fiel. Ihm folgte in der markgräflichen Würde Leopold I., der Erlauchte, aus babenbergischem (bambergischem) Stamme, und so gelangte das fränkische edle Geschlecht der Babenberger zur Herrschaft über Oesterreich (J. 983).

Innere Verhältnisse Oesterreichs im römischen und barbarischen Zeitraume.

Der Blick schweift über ein ödes und verworrenes Gebiet. Mühsam und spärlich ringen sich in den ersten Jahrhunderten unter dem Gerölle der Barbarei und ununterbrochener Unruhen einzelne Keime der Gesittung empor, häufig gehemmt und verkümmernd, oft auch gänzlich niedergetreten durch Stumpfsinn oder Fanatismus eindringender Eroberer. In wilder Ueberkraft trieb der unbebauete Boden Noricum's und Pannoniens seine Urwälder, seine himmelhohen Eichen empor, in deren Wipfeln Adler und Raubvögel nisteten, während Eber und eine Unzahl von Schweinen unten den Boden wühlten, und Bären, Wölfe, Büffel und Auerochsen raubgierig oder scheu im Dickicht auf einander stießen. Wild aller Art, Elenthiere reizten zur Jagd; das Marderfell gewährte frühzeitig einen Schmuck und Luxusartikel für die raffinirte Putzsucht der Römerinnen, und die Donau lieferte Störe, Lampreten, Karpfen und andere, auf den Tafeln der Reichen beliebte Fischarten. Den Weinbau im oberen Pannonien beförderte erst

Probus gedeihlicher. Das norische Eisen war bei den Römern frühzeitig berühmt und von ihnen gesucht.

Der gallische Kelte, den wir als ersten Einwohner jener Gegenden kennen lernen, vereinigte den Uebermuth ungezähmter Urkraft mit der Einfalt eines noch wenig vorgeschrittenen Naturzustandes. Er war von edler, kraftvoller Gestalt, weißer Farbe; sein großes blaues Auge sprühte Feuer. Bald beinahne nackt, bald in eisernen und ledernen Panzern, mit Säbeln, Spaten, langen Spießen (Gäsen), mit Wurfspießen und langen, oft vergifteten Pfeilen bewehrt, am vorzüglichsten auf seinem leichten Rosse, stürzte er sich ungestüm in den Kampf. Seinem ersten Anpralle war schwer zu widerstehen; wer ihn aber aushielt, konnte auf den Sieg rechnen. Ueberwunden, wütheten sie in der Verzweiflung gegen sich selbst. Farbenpracht und blitzende Waffen schmeichelten ihrem Auge. Ungeachtet ihrer kriegerischen Vorliebe vergaßen sie der Viehzucht nicht. Milch, Käse, Butter waren ihre vorzüglichsten Nahrungsmittel; auch das Brot scheint bei ihnen allgemein gewesen zu seyn; sie liebten den Wein, doch war ihr gewöhnliches Getränk Gerstenbier und Meth aus Honig. Sie glaubten an ein höchstes Wesen, dem sie nicht in geschlossenen Tempeln, sondern in heiligen Hainen opferten; doch nahmen sie später Gebräuche benachbarter Völker in ihren ursprünglich einfachen Cultus auf, der dadurch an seiner Nationalität einbüßte. Ihre Priester — Druiden — übten, als Propheten und oberste Schiedsrichter, einen mächtigen Einfluß aus. Jeder Stamm lebte in seiner Gemeinde, Gemarkung, die dadurch einen abgeschlossenen Gau ausmachte. Frühe hatten sich unter den Kelten die Standesunterschiede ausgebildet; sie hatten Edle, Freie und Unabhängige. Aus den Ersteren wählten sie, wenn ein Führer noththat, ihre Fürsten, selten aber ein allgemeines Oberhaupt, einen König. Die Schrift verdankten sie den Griechen; von der altkeltischen Sprache haben sich namentlich in Ortsnamen noch jetzt Ueberbleibsel erhalten. Stapelplätze des inneren Verkehres waren besonders Carnunt und Aquileja, jenes berühmt durch seinen Bernsteinhandel, dieses von den Handelsleuten aus ganz Italien besucht.

Die Avaren, welche sich so lange in den norischen und pannonischen Gegenden behaupteten, und ihren Namen dort bleibend pflanzten, waren Abkömmlinge des gräulichen Volkes der Hunnen, mongolischen oder kalmukischen Ursprungs, einer jener gefürchteten und verabscheuten Stämme, welche

gleichsam die Riemen und Stacheln an Attila's blutbespritzter Geißel gebildet. Von Gestalt klein und breitschulterig, mit fahlen Gesichtern, hervorstehenden Backenknochen, platten Nasen, tiefliegenden kleinen, aber stechenden Augen, welche blutgierige Blitze schossen, waren sie ein Bild der Häßlichkeit und des Grauens. Wie die Centauren, schienen sie Eines mit ihren Rossen, schnell und furchtbar im Angriffe, unerreichbar in der Flucht. Statt der Festungswerke wühlten die Avaren große Erdringe um sich auf, deren einer den anderen umschloß. Der innerste war der Mittelpunkt ihrer Vertheidigungswerke und der Sammelplatz ihrer geraubten Schätze. Sie jagten innerhalb jener ungeheueren Ringe und stürmten auf ihren windschnellen Rossen durch kleine Pforten, die sich schleunig wieder hinter ihnen schlossen, zum Angriffe heraus. Gern rühmten sie sich ihrer hunnischen Abkunft, an jenen furchtbaren Namen den Glauben der Unbesiegbarkeit knüpfend. Roh, grausam und müßig, übten sie sich gern in der Zerstörung von Werken, welche das Vermögen ihrer plumpen Hände und ihren kurzen Ideenkreis überragten, in der Vergeudung fremden Fleißes. Völlerei, scheusliche Ausschweifungen und alle Laster dumpfer Sinnlichkeit kamen mit ihnen, Schmutz und Sittenlosigkeit nisteten in ihrem häuslichen Leben. Selbst ihr Götzendienst war roh, geschmacklos und finster.

Unter der Herrschaft eines solchen Volkes würde jede Spur der Gesittung entwichen, und auf ferne Jahrhunderte hinaus der Boden taub und jedem geistigen Anbau unempfänglich geworden seyn, wenn nicht still und unablässig eine treue Pflegerin gewaltet hätte, beharrlicher im Bauen, als der stumpfe Eigensinn des Barbaren im Zerstören, und mächtiger durch den Geist der Liebe, als alle rohe Gewalt des Hasses und der Unterdrückungswuth: — die Christuslehre. Frühzeitig — denn schon in Trajan's Legionen fanden sich zahlreiche Christen — gelangte sie auch in diese Gegenden; doch läßt sich keine Zeit dafür bestimmen. Von Aquileja, Noricum's und Pannoniens Mutterkirche, verbreitete sich das Evangelium durch christliche Legionssoldaten wahrscheinlich zuerst nach Laureacum (Lorch), welches als die Wiege des Christenthums auf österreichischem Boden anzusehen ist. Eine alte Sage läßt die Evangelisten Marcus und Lucas selbst zu Lorch das Wort Gottes predigen. Der erste Märtyrer, den wir kennen, ist der heilige Maximilianus, welcher, Bischof zu Lorch, in seine Vaterstadt Cilli heimkehrend, dem römischen Prätor Eulasius standhaft verweigerte, dem

heidnischen Mars zu opfern, und freudig seine Ueberzeugung mit dem Tode besiegelte. Unter Diocletian's Regierung wüthete in Noricum Ripense eine schreckliche Christenverfolgung. Da begeisterte den Tribun Florianus der Christen standhaftes Leiden; kühn trat er vor den Verfolger, den Proconsul Aquilinus, und bekannte sich als Christen. Umsonst wollte man durch Martern ihn zwingen, den falschen Göttern Weihrauch anzuzünden; er ertrug muthig alle Qualen, bis der ergrimmte Aquilin ihn in die Enns stürzen ließ (J. 303 oder 304). Das Stift St. Florian, wahrscheinlich das älteste in unseren Gauen, bewahrt den Namen und das Grab des Heiligen. Unter den Märtyrern jener Zeit werden auch genannt der heilige Victorin, Bischof zu Pettau, und Quirin, Bischof zu Siscia (Siszek). Gefangen wurde er nach Carnunt oder Vindobona, damals den vorzüglichsten Orten des obern Pannoniens, vor den, eben von Scarabantia (Schapring oder Oedenburg) zurückkehrenden Präses Amantius geführt, der ihn zu Sabaria (Steinamanger) in den Fluten der Güns versenken ließ (303). Später wurde, durch Constantius Begünstigung, das reine Evangelium durch die arianische Irrlehre überwuchert, die in Noricum und Oberpannonien unter Römern und Barbaren breiten Raum gewann. Dieser, wie auch der in den Landen Illyricum's um sich greifenden Irrlehre des Photinus, wirkte der große Glaubenslehrer Ambrosius, Bischof von Mailand, mit Kraft und Würde entgegen, und so war gegen das Ende des vierten Jahrhunderts die Glaubenseinheit wieder hergestellt. Attila's Hunnen riefen die alte Nacht zurück. Da schritt, ein Hort und Wiederhersteller des bedrängten Glaubens, um das Jahr 455 der heilige Severin groß und geheimnißvoll von Osten daher. Seine göttliche Beredsamkeit ermuthigte die Wankenden und erschütterte die Widerspenstigen. Selbst der trotzige Barbar beugte sich in Demuth vor dem Manne Gottes, folgte gehorsam seinem Willen und streckte die stählerne Waffe vor den mächtigeren Waffen der Liebe. Er predigte zuerst in dem, den Gränzmarken Oberpannoniens und des Ufernoricum's nahen Städtchen Asturis, endlich zu Fabiana (Wien), das er mit Wohlthaten überschüttete, und wo er, außerhalb der Stadtmauern, das erste und größte Kloster erbauete, welches am häufigsten für Heiligenstadt gehalten wird. Unweit davon hatte er, zwischen Rebenhügeln, eine abgeschiedene Betklause; dort bewahrt der Ort Sivering, Sivring, noch jetzt den Namen des großen Wohlthäters der Gläubigen.

Der heilige Mann, von Christen und Heiden verehrt und gefürchtet, starb am 8. Januar 482 unter den Lobgesängen seiner Schüler. Neue Stürme, von Severin prophetisch vorverkündigt, tobten über das unglückliche Land. Odoacher's Gestirn erblich vor dem Heldenglanze Theodorich's, des Westgothen. Dieser, obgleich Arianer, ehrte doch die rechtgläubige Kirche. Wahrscheinlich erhob er Lorch und Fabiana wieder aus der Verwüstung. Dem Constantius folgte Theodor in der Metropolitanwürde der, nach Papst Symmachus Ausspruch von den Aposteln selbst gegründeten Kirche zu Lorch. Fabiana's Bischof wurde Mamertinus, ein Schüler St. Severin's, wonach sich das hohe und ehrwürdige Alter der Kirche Wien's bemessen läßt. Unermüdlich in Ausbreitung des göttlichen Wortes waren die fränkischen Kirchenversammlungen, und je mehr das fränkische Reich durch die Macht des Schwertes und moralischen Einflusses sich ausbreitete, desto weiter trug es auch die reine Lehre, die selbst da, wo das Christenthum dem Namen nach bereits Raum gefaßt, noch häufig mit den Schlacken des Irrthums oder mit zurückgebliebenen heidnischen Anhängseln vermengt war. So in Baiern, wohin (610—630) die christlichen Lehrer Eustasius und Agilus gingen, nachdem ihre Gefährten, die Irländer Columban, St. Gall und Magnoald oder St. Mang, in Helvetien, Rhätien und Alemannien die Macht des Heidenthums gebrochen. An den wilden Avaren war bisher der milde Sonnenstrahl der Christuslehre abgeprallt, ohne zu zünden. Zwar kam im Jahre 649 der heilige Emmeran, Bischof zu Poitiers in Aquitanien, dahergezogen, um den Avaren das Evangelium zu künden. Aber der Baiernherzog Theodo, bei welchem er sich unterwegs aufhielt, schilderte ihm Land und Volk der Avaren so grauenvoll und lud ihn so dringend ein, bei ihm zu bleiben, daß Emmeran blieb. Ihm folgte, als er (695) unter Mörderhand gefallen, um das Jahr 696 der heilige Rupert (Hrodpert, Ruodbert), aus dem Geschlechte der Merovinger und durch diese auch den baierischen Agilolfingern verwandt. Herzog Theodo II. berief ihn von Worms nach Baiern, wo er das Christenthum befestigte, dann aber, überall lehrend und taufend, die Donau hinabfuhr mitten hinein in das Gebiet der wilden Avaren, unbeschirmt und unbewehrt unter den Wüthrichen verweilte, und mit gesegneter Hand den Samen des Heils unter ihnen ausstreute. Auf der Heimkehr hielt er sich zu Lorch auf, wo er die wankenden Gemüther im Glauben neu befestigte, und pilgerte von da zu den Trümmern der von den Barbaren zerstörten

Römerstadt Juvavia (Salzburg), wo er, unter großmüthiger Begünstigung durch den Herzog, eine Erzkirche gründete (J. 701), deren ehrwürdiges Alter über eilf Jahrhunderte zurückgeht. Durch ihn erhielten, von Salzburg aus, die Gegenden von Enns bis an die Leitha, Raab und March die Wiedererneuerung des reinen Glaubens und blieben daher diesem Sprengel zugewiesen. Auch gab er ein Muster von Klosterbau und Mönchswesen, das fortan bei Bekehrung der heidnischen Stämme sich immer zweckdienlicher erwies. Das Bekehrungswerk wurde, als Rupert entschlafen (J. 718), durch den britischen Mönch Winfried, genannt Bonifacius, den großen Apostel der Deutschen, mit hohem Eifer fortgesetzt. Als durch einen Raubzug der Avaren Lorch verwüstet wurde (737), wendete sich das dortige Kirchenoberhaupt, Vivilo — der einzige zu Rom geweihte und rechtgläubige Bischof, den Baiern besaß — nach Passau, welches fortan der Bischofsitz blieb. St. Rupert's Nachfolger am St. Peterskloster und auf dem Bischofsitze von Salzburg wurde der Irländer Virgilius, ein gelehrter und tiefdenkender Mann, zugleich ein Apostel der Slawen und Avaren, namentlich im kärntnerischen Lande. Herzog Odilo gründete im Lande ob der Enns die erste Benedictinerstiftung, nämlich Mannsee (744); die Regel des Ordens bewirkte eine unermüdete Arbeit auf dem Felde, so, daß die Benedictiner auch durch Urbarmachung des Bodens an beiden Seiten der Enns sich hohes Verdienst erwarben, und bildete Lehrer, welche sich überall selbst das Brot verschafften, die nothwendigsten Gewerbe persönlich trieben und die Erziehung des Volkes tief und vielseitig erfaßten. — Karl's des Großen Siege führten die christliche Lehre mit gewaffneter Hand in das Herz der heidnischen und barbarischen Gebiete. Die passauischen Bischöfe, Walderich und Urolf, und der salzburgische, Arno, wetteiferten in ihren Bekehrungsversuchen unter den Avaren in Pannonien, und unter den Slawen an der Drau, Mur, March und Taja. Durch ganz Oesterreich gründete Karl der Große Kirchen, darunter, nach alter Ueberlieferung, zwölf Pfarreien. St. Peter zu Wien, St. Martin zu Neuburg nennt man als seine Stiftungen; St. Petronilla's Kirche zu Carnunt und St. Peter's Kirche zu Wien werden von ihm abgeleitet.

Unermeßlich waren auch die physischen Wohlthaten, welche, in nothwendiger Folge, das Christenthum mit sich brachte. Die durch dasselbe wunderbar gesänftigten Gemüther, der Räuberei entfremdet und gegen die

verwildernde Jagd gleichgiltiger gemacht, wendeten dem Boden und dem Acker allmälig größere Aufmerksamkeit zu. Der Geist des Schönen, den es durch seine Bildung mit sich brachte, erweckte ein Unbehagen gegen Oede und Wüstenei, die der rohe Naturmensch vorher geliebt und gefördert hatte, weil sie seinem wilden Sinne entsprach und ihm bei seinen gefahrvollen, dem Frieden gehässigen Unternehmungen Schutz und Zuflucht gewährte. Ein erhabener, bedeutungsvollerer Sinn für die Natur, die dem Heiden blos als zufälliges äußeres Mittel zu Befriedigung seiner Bedürfnisse gegolten, ging dem jungen Christen auf. Es drängte ihn, diesen ewigen Tempel der Gottheit durch den Fleiß seines Armes zu verschönern und zu ordnen, friedlich in ihm die Früchte zu pflücken, die er seiner Mühe verdankte und die er sonst nur auf dem Wege des Raubes und blutigen Gütertausches erworben. Die Kirche kam seinen Bemühungen liebevoll entgegen; der Benedictiner lehrte ihn die friedlichen Künste des Feldbaues, der so lange brach gelegene Boden vergalt jeden angewendeten Fleiß durch doppelte Fruchtbarkeit, so daß das Ungewohnte der neuen Arbeit gleich im Beginne durch Erfolge aufgewogen wurde. So sanken trotzige Urwälder, alte Schlupfwinkel reißender Thiere und räuberischer Menschen, unter dem Zahne der Axt; kahle Felsen überkleideten sie mit fruchttragendem Erdreich; zerstreute Hütten und Gärten wuchsen in Dörfer zusammen; der vorherige scheue Sinn machte geselligem Drange Platz, der Wohlstand kehrte ein und die ihm verschwisterte Abneigung gegen das Gewagte und Abenteuerliche; Sinn für Behaglichkeit und stillen Genuß bändigte das verwildernde Wanderleben, und im bequemen Genusse des Eigenen gönnte man gern dem Anderen das Seinige. Das Christenthum bildete aus den vorgefundenen wirren menschlichen Elementen ein neues, sanfteres und besseres Geschlecht heran, erst werth der holden Natur, welche die Gottheit ihm übergeben, erst fähig der Freuden und Genüsse, die seiner dort warteten. Tiefe Ehrfurcht erfaßt uns bei der Erinnerung an jene heiligen Männer, welche auch bei in unseren Gegenden das Licht des wahren Glaubens entzündeten, es sorglich, wie eine Vestaflamme, wahrten, für jene Segnungen wirkten, litten, großentheils auch bluteten!

Mit feurigem Eifer betrieb Karl der Große die Colonisirung der den Avaren entrissenen Bezirke. Um sie zu beschleunigen, führte er, zu den bereits dort ansäßigen, gewerbsamen Slawen, Ansiedler aus Franken und Baiern, Slawen von der Elbe und Oder, endlich zahlreiche Familien der von ihm

besiegten und theilweise ihren alten Wohnsitzen entrissenen Sachsen dorthin. Noch heute erinnern viele Ortsnamen an jenen Ursprung, so: Sachsengang, Sachsen, Sachsenfeld, Sachseneck, Sachsenburg, Baierisch-Waidhofen, Baierisch-Gratz, Windisch-Gratz, Frankenburg, Frankenberg, Frankenmarkt ꝛc. Auch mancherlei andere Ortsnamen klingen noch aus jenen Zeiten herüber. In einer Urkunde räumte, wohl wissend, daß unter dem Schutze der Kirche Gesittung und Bodencultur um so raschere Fortschritte machen würden, Karl dem Bischof Walderich von Passau und der dortigen St. Stephanskirche unter anderen folgende Ortschaften in den unterennsischen Gegenden ein: Zeisenmurum (Zeiselmauer), Trasinam (Traismauer), Wachowam (Wachau), Pielagum (Pielach), Tulana (Tuln); ferner zwei Kirchen in Sarina und eben so viele in Fabiana (wie man vermuthet, die Kirchen zu St. Rupert und St. Peter).

Schade, daß Karl der Große die Früchte der von ihm mit einem solchen Aufwand von Weisheit, Kraft und Eifer betriebenen Colonisation auf der anderen Seite durch seinen übertriebenen Militärzwang vereitelte. Da er zu seinen weitläufigen Kriegszügen jederzeit eine Menge Soldaten bedurfte, so ließ er in allen Gegenden des Reiches genaue Listen über die waffenfähige Mannschaft aufnehmen, in welchen jeder Freie vom zwölften Jahre aufgeführt wurde. Von je drei Hufen Landes mußte ein Mann gestellt werden. Eigenthümer kleinerer Grundstücke waren keineswegs geschont; sie mußten zusammentreten und gemeinschaftlich einen Mann ausrüsten: ein Zweihüfner mit einem Einhüfner; drei Einhüfner; sechs Halbhüfner u. s. w. Während der ersten drei Monate des Feldzuges mußte überdies ein Jeder sich oder den von ihm gestellten Mann auf eigene Kosten verpflegen. Wiederholte scharfe Befehle wurden erlassen, daß jeder Entbotene sich stellen sollte. Eine harte, zu Grunde richtende Geldstrafe war auf das eigenmächtige Ausbleiben gesetzt. Konnte der unglückliche Hausvater, den dringende Geschäfte von der persönlichen Verrichtung des militärischen Zwangsdienstes, und Unvermögenheit von der Stellung eines Ersatzmannes oder von der Beisteuer dazu abgehalten hatten, die Strafe nicht in Barschaft erlegen, so mußte er Getreide, Vieh oder andere bewegliche Güter hergeben. War er so arm, daß er keine Vorräthe besaß, so wurde er auf eine königliche Domaine geschleppt, um die Strafe durch ökonomische oder Handarbeiten abzuverdienen. Durch solchen Druck wurde für die meisten kleinen Landeigenthümer der Fall unvermeidlich. Zogen sie persönlich

alle Jahre in's Feld, so gerieh ihre Wirthschaft in Verfall; stellten sie — allein oder in Gemeinschaft mit Anderen — einen Mann, so versanken sie in Schulden; blieben sie aus, so wurden sie durch schwere Geldbuße, durch Auspfändung, Abführung auf königliche Güter, zu Grunde gerichtet. Um dieser Noth zu entgehen, opferten die geängstigten Leute ihre Freiheit und Unabhängigkeit auf. Sie suchten den Schutz der benachbarten hohen Beamten, großen Güterbesitzer und Edlen, verkauften diesen für eine Kleinigkeit ihre Erbgüter, oder verwandelten dieselben in bloße Pachtgüter, und errangen um diesen schweren Preis wenigstens so viel, daß ihre mächtigen Schutzherren auf eine oder die andere Weise sie von der Militärpflichtigkeit losbrachten, oder auch ihre eigenen Söldner für sie stellten. Zwar blieben nunmehr diese Leute im lebenslänglichen Besitze und Genusse ihrer, in künstliche Pachtgüter verwandelten, vorherigen Erbgüter, und auch die Nachkommen ließ man meist im Besitze und Genusse. Aber für diese Vortheile mußten sie schwere Naturaldienste an ihre Pachtherren leisten, und, vorher freie Leute, sich nach und nach völlig in den Stand der Unfreien, Hörigen, hinabdrücken lassen. — So bildete sich frühzeitig ein scharfer Unterschied der Stände, der Freien und der Hörigen, aus, und erst durch die spätere Begünstigung der Städte drängten sich, wie wir weiterhin sehen werden, mildernde Abstufungen in jene schroffen Gegensätze ein.

Erste Periode.

Oesterreich unter den Markgrafen und Herzogen aus babenbergischem Stamme, mit Einschluß des Interregnums, bis zum Haus Habsburg; von 983 bis 1282.

Erstes Buch.

Oesterreich unter den babenbergischen Markgrafen und Herzogen; von 983 bis 1246.

Der tosende Schwall der Völkerwanderung, der sich auch über Oesterreich's Vorzeit ergoß, hat sich verlaufen; weit hinter uns liegt jene wilde Jugend der Weltgeschichte, wo Völker an Völkern zerschellen oder zu undeutlichen Formen in einander fließen, wo von Asien aus die überfüllten Vorrathskammern der Menschheit in blinder Verschwendung ihren Reichthum auf die Schlachtfelder auftauchender und untergehender Stämme schütten. Festere Umrisse gewinnt nun die Geschichte; verwandtere und befreundetere Züge blicken uns aus ihr an.

Ein herrlicher Rittersaal, geschmückt mit allem Zauber der Romantik, mit allem Glanze des Heldenthums und des Adels, eröffnet sich die Fürstenreihe der Babenberger. Kühnheit und liebenswürdige Milde, ritterlicher Trotz und zarter Schönheitssinn bekränzen als Stammestugenden dieses herrliche Geschlecht, das über dritthalbhundert Jahre mit Kraft und Klugheit in Oesterreich gebot und keiner rühmlichen That seiner Zeit fremd blieb.

Die babenbergische Ahnengeschichte hebt in Ostfranken an. Nachdem das scharfe Schwert des fränkischen Hausmaiers, Karl Martell, einen großen Theil des schönen Thüringerlandes abgetrennt (739), blieb die neue Eroberung als ein Theil Austrasiens unter dem übrigen Deutschland oder Ostfranken (**Francia orientalis**) begriffen. Unter Karl dem Großen tritt hier bereits längs der Saale die thüringische Mark (**limes Sorabicus**) hervor,

welche von Erfurt aus, wo die uralte Mervigsburg stand, verwaltet wurde. In Folge weiterer Ländertheilungen gewöhnte man sich allmälig, das thüringische oder östliche Franken von dem rheinischen unter den Namen des kleinen Franziens (**Franconia**) zu unterscheiden — und eben dieses letztere Gebiet ist die ursprüngliche Heimat des erlauchten Geschlechtes der Babenberger, die zugleich die Reihe der dortigen Markgrafen eröffnen.

Unter der genannten Markgrafschaft ist das slawische Land zwischen Böhmen, dem obern Main, vielleicht der Rednitz, der Saale und etwa der Mulde zu verstehen, welches Ludwig der Deutsche zu einer Mark erklärte, während er zugleich einen tapfern Mann, Taculf, (849) zum Grafen dieser slawischen Mark machte, um die Sorben im Zaum zu halten. Ihm folgte 874 Radulf, der endlich die Slawen völlig unterwarf, so daß diese Mark theilweise aufgelöset werden konnte.

Nachdem sich, dem Gange der Ereignisse zufolge, die Gränzen obiger Mark wieder einigermaßen verändert hatten, finden wir den Stammvater der Babenberger, Heinrich († 886), oder wenigstens seinen Bruder Poppo, als Grafen in der sorabischen Mark; jener heißt in den Urkunden fränkischer Markgraf, dieser auch Herzog der Thüringer, was im Wesentlichen gleichbedeutend. Der Sitz dieses Geschlechts war zunächst die Burg Babenberg (Bamberg) — so genannt zu Ehren der Ahnfrau Baba, einer Tochter des Herzogs Otto von Sachsen. Sie lag im Eigen dieses Geschlechts, im alten Gau Volkfeld, welcher sich von Hallstadt am rechten Mainufer bis Theres und zum Einfluß der Schwarzach, und jenseits bis in die Nähe von Würzburg, dann längs der Ebrach wieder zurück hinauf erstreckte. Seine östlichste Spitze bestand aus eben der Burg Babenberg, mit dem Districte der jetzigen Orte Buch, Dobring und Seehof, später sämmtlich der neuen bischöflichen Kirche von Bamberg zugefallen. Die Babenberger führten nicht blos den Namen Gaugrafen in Volkfeld, sondern hatten auch die Würde von nordgauischen Markgrafen. Unter ihre Besitzungen gehörte auch, innerhalb der Gränzen des eigentlichen Nordgau's, der District des nachher gebildeten Landgerichts Nürnberg und Sulzach als besonderes Comitat in dynastischer Eigenschaft. Von Babenberg aus verwalteten diese Edlen Forchheim, die ostfränkische und nordgauische Mark (d. i. die an und vor dem Nordgau gelegene, zu Baiern gehörige Markgrafschaft), den Rednitzgau und andere zum Sprengel der Regensburger Gränzgrafen gehörige Gegenden der nachmaligen Oberpfalz.

Der Name Babenberg erscheint urkundlich 964: **Castellum Babenberg.** Die Burg wurde vielleicht schon durch die Belagerung 906 gebrochen. Von nun an aber ist die Rede von der „Stadt" Babenberg oder Bamberg: **Civitas quaedam nomine Babenberg; Babinberg in Austrifrancia in sedem episcopatus sublimata etc.**

Ein furchtbar tragisches Ereigniß stürzte dieses erlauchte Geschlecht von seiner Höhe herab, um es später desto herrlicher wieder zu erheben. Unter dem genannten Poppo vereinigte sich die ostfränkiche Markgrafschaft und sorabische Gränzgrafschaft in derselben babenbergischen Familie oder vielmehr in derselben Person. Das erregte den Neid der rheinisch-hessischen Grafen. Sie verbanden sich mit dem Erzbischof Hatto von Mainz und brachten es bei dem deutschen Könige Arnulf dahin, daß Poppo 892 seiner Würde entsetzt wurde, und Konrad, der älteste der vier hessischen Grafen, die Markgrafschaft und das Herzogthum erhielt. Doch trat Konrad bald darauf freiwillig zurück, und einem Grafen Burchard, den man für den Stammvater der Wettiner hält, ward die herzogliche Würde. Der Groll wucherte indeß auf beiden Seiten fort, und im Jahre 902 kam es zur offenen Fehde. Die Neffen des gekränkten Poppo — Adalbert, Heinrich und Adalhart — hatten eine kriegerische Schaar bei Babenberg versammelt; die drei hessischen Grafen aber, darunter der Bischof Rudolf von Würzburg, ihre Macht bei Würzburg vereinigt. Hart trafen sie zusammen; die Babenberger wurden in die Flucht geschlagen. Auf würzburgischer Seite fiel der Graf Eberhard; auf Seite der Babenberger wurde Heinrich im Treffen erschlagen; Adalhart gerieth in Gefangenschaft, und der Sieger Gebhart kühlte seinen Grimm im Blute des Gefangenen. Der Feind meinte die Macht der Babenberger gebrochen, und zog heim. Aber noch lebte Adalbert. Schmerz und Rachsucht spornten den Unglücklichen. Er brach im folgenden Jahre mit erneuten Kräften hervor, vertrieb den Bischof Otto von Würzburg, bemächtigte sich aller Güter der Kirche, jagte auch die Gemalin und die Söhne des Grafen Eberhard aus dem Lande bis über den Spessart hinweg, riß die Güter und das Eigenthum, so der König ihnen verliehen, schonungslos an sich. Der kühne Räuber und die Seinigen waren Herren des Landes den Mainfluß hinab. Während aber Adalbert hitzig seine Gegner verfolgte, fielen, von Rudolf und den süddeutschen Bischöfen aufgerufen, die Fürsten Süddeutschlands, an ihrer Spitze der deutsche König Ludwig, das Kind, in sein eigenes Gebiet und bemächtigten sich einer Burg Adalbert's.

Taraſſe genannt, wo ſogleich ein Theil ſeiner Beſitzungen für eingezogen erklärt und dem Bisthume Würzburg zugewieſen wurde. Adalbert ließ ſich dadurch nicht irr' machen, zumal das Heer, das in ſeine Beſitzungen eingefallen, bald darauf aus Uneinigkeit oder Ueberdruß aus einander ging. Er beſchloß im folgenden Jahre (906), die fränkiſchen Grafen in ihren heſſiſchen Beſitzungen anzugreifen, und zog zu dieſem Zwecke zwei Grafen in Lotharingien, die unruhigen Brüder Gerhard und Matfried, in ſeinen Bund. Die Letzteren nöthigte Konrad's Sohn, Konrad der Jüngere (nachmals König der Deutſchen) zum Frieden. Konrad den Vater aber ſchlug Adalbert bei Fritzlar dergeſtalt auf's Haupt, daß ein großer Theil der Fränkiſchen erwürgt wurde. Konrad ſelbſt fiel im Beginne der Schlacht. Adalbert, noch immer Rache ſchnaubend wegen des Mordes an ſeinen Brüdern, plünderte und verwüſtete drei Tage lang die Gegend, und zog dann, beuteſchwer und blutgeſättigt, heim in ſeine Burg Babenberg. Um dieſen jammervollen Fehden ein Ende zu machen, wurde zu Tribur ein Reichstag gehalten und Adalbert dorthin geladen, Rechenſchaft zu geben von ſeinen Handlungen und die Bedingungen zu erfahren, unter denen er Frieden haben ſollte. Adalbert, aus Trotz, vielleicht auch aus begründetem Mißtrauen, erſchien nicht. Da beſchloß man, mit Waffengewalt den Trotzigen zu demüthigen. Viele Reichsfürſten zogen mit ihren Mannen heran, der junge König, etwa dreizehn Jahre alt, war bei dem Heere mit den Baiern; desgleichen der Erzbiſchof Hatto von Mainz mit den Vaſallen ſeines Bisthums, und die fränkiſchen oder heſſiſchen Grafen, denen ſo wehe geſchehen. So wurde denn Adalbert in Babenberg eingeſchloſſen und belagert. Er wollte ſich nicht ergeben, und man nahm es ihm gar übel, daß er, ganz allein ſtehend, es wagte, hinter den Mauern ſeiner einzigen Burg, die Schwäche des Reiches vor aller Welt zu zeigen. Da ſoll Argliſt an's Ziel geführt haben. Hatto beredete, wie man erzählt, Adalberten, mit ihm in's Lager zu friedlicher Beſprechung zu ziehen. Er bewog ihn dazu durch das königliche Verſprechen: „ihn unverletzt wieder nach ſeiner Burg zu bringen.“ Adalbert ging darauf ein. Unterweges ſtellte Hatto ſich unwohl. Daher ritten ſie zum Imbiß noch einmal zurück, und dann erſt zum König. Dort hielt man Adalberten ſogleich feſt, band ihn und verurtheilte ihn zum Tode. Hatto aber entſchuldigte ſeinen Treubruch durch wörtliche Auslegung ſeines Verſprechens: er habe ihn unverletzt wieder nach ſeiner Burg gebracht; zum zweiten Male hätte Adalbert nicht mit

ihm ausziehen sollen. Genug, Adalbert wurde im Angesichte des feindlichen Heeres enthauptet. Seine Besitzungen wurden eingezogen und im Namen des jungen Königs unter seine Feinde, „die Edleren" genannt, verheilt. Babenberg blieb dem Könige. — So endigte im Jahre 906 die Babenberger Fehde, der erste große Kampf deutscher Fürsten wider einander, dem Reiche zum Trotz und dem Könige.

Das Geschlecht der Babenberger schien seinem völligen Untergange nahe. Adalbert's Witwe, Brunehild, floh mit ihrem fünfjährigen Sohne, Adalbert II., zu ihrem Verwandten, dem Herzoge Heinrich von Sachsen. Mit diesem zog er 933 in die Schlacht gegen die Ungarn bei Merseburg, und war unter den Erschlagenen. Seinen Sohn Leopold aber behielt Heinrich's Sohn, Kaiser Otto der Große, in dankbarer Erinnerung an die Dienste des Vaters bei sich. Als sie einst in ödem Walde mit einander jagten, kam der Kaiser in dringende Lebensgefahr. Ein angeschossener Eber ging wüthend auf ihn los, und der Kaiser konnte sich seiner nicht erwehren, da der Bogen oder der Speer, den er bei sich führte, ihm gebrochen war. Da flog Leopold im Augenblicke der tödlichsten Gefahr herbei, reichte dem Kaiser seinen eigenen Bogen und half ihm so das Unthier erlegen. Erfreut und erstaunt über des Jünglings rettende Schnelligkeit, versprach der Kaiser, das nächste Lehen, das sich erledigen würde, ihm zu übertragen, und reichte ihm, da kein Zeuge zugegen war, als Wahrzeichen jenes verhängnißvollen Momentes, den zerbrochenen Bogen. Der Kaiser hielt Wort. Nach dem Jahre 960 war Leopold bereits Graf im Donaugau, und 974 im Traungau. Als aber Burchard, Markgraf des Ostlandes, in der unglückchen Seeschlacht wider die Araber an der neapolianischen Küste fiel, da trat Leopold mit dem zerbrochenen Bogen vor den Sohn des heimgegangenen großen Kaisers, den zweiten Otto, und erhielt von dem dankbaren Sohne die Ostmark (983).

So gedieh an Leopold den Erlauchten — so genannt wegen seiner Rittertugend und seiner siegreichen Züge — die allmälig von der Enns bis zum Kahlenberge vorgerückte, gegen die Ungarn gerichtete Ostmark, welche fortan erblich bei seiner Familie verblieb. Kriegerischen Ruhm hatte Leopold von seinen Ahnen geerbt, er, der Sohn jenes Adalbert, der bei Merseburg die Sicherheit des deutschen Landes den Ungarn mit seinem Blute abgerungen; der Enkel jenes kühnen älteren Adalbert, der, unwandelbar in der Blutrache für den gemordeten Bruder,

seinen Feinden und zuletzt dem vereinigten Reiche Trotz geboten, das vergossene brüderliche Blut, das er nicht länger rächen konnte, durch sein eigenes beschwichtigend; ein Urenkel jenes tapferen thüringischen Grafen Heinrich, der, seines Kaisers vielgetreuer Freund, vor Paris (886) im Kampfe gegen einen Normannsriesen nur durch schnöde Hinterlist erlegen. Verwandt war dieses Geschlecht mit allem Edlen und Herrlichen, was jene Zeit gekannt. In seinen Adern rollte das Blut der sächsischen Heinriche und Ottonen, der Bändiger der Slawen und Magyaren; durch glorreiche Heiraten verschwägerte er sich später mit den griechischen Komnenen, mit dem aufblühenden Stamme der Wettiner in der meißner Mark, mit dem Stamme Almus und Arpad in Ungarn, mit den böhmischen Przemisliden, den Ascaniern im alten Sachsenlande und vielen anderen der edelsten Geschlechter. Leopold's des Heiligen Gemalin, Agnes, vorher dem schwäbischen Herzoge Friedrich I. von Staufen angetraut, ward durch diese doppelten Verbindungen gemeinschaftliche Ahnmutter der Babenberger und der, an Kräftigkeit und ritterlichem Sinne ihnen auch geistig verwandten Hohenstaufen. Zu dem erlauchten Geschlechte der Habsburger stehen die Babenberger in einer dreifachen Stammverwandtschaft, und zwar: 1. durch die Etichonen (Egisheimischer Linie), die Stammväter Habsburg's, indem Leopold's des Erlauchten Enkel, Herzog Ernst II. von Schwaben, eine Tochter des Etichonen Hugo VI., Grafen im Elsaß zu Egisheim, um 1030 als Gemalin heimführte; 2. von den Lothringern aus, durch den Herzog Konrad von Niederlothringen (1076—1089), Bruder der Agnes, Gemalin Leopold's (des Heiligen) von Babenberg; 3. mittelst der Zähringer, die von Guntram dem Reichen (939) her ebenfalls Etichonen; denn nicht nur ward Anna, Schwester Berthold's V., Herzogs von Zähringen, der, seinen Mannsstamm beschließend, dieser seiner Schwester die helvetischen uud burgundischen Güter hinterließ, von mütterlicher Seite die Großmutter des hohen Kaisers Rudolf von Habsburg, sondern es wurde auch diese habsburg-zähringische Verwandtschaft durch Gertrud, Tochter des babenbergischen Heinrich V. (Bruders des streitbaren Friedrich), welche sich 1248 an Hermann VI., Markgrafen von Baden, vermälte und Mutter des 1269 mit Konradin enthaupteten Friedrich ward, erneuert. — So sehen wir denn die beiden erlauchten Geschlechter, Babenberg und Habsburg, in vielfältiger verwandtschaftlicher Beziehung zu einander. Ehrfurchtsvoll erkennt man in diesem Umstande den Finger der

Gottheit. Wie jene beiden Geschlechter in einer großen Bestimmung auf einander folgten, wie Habsburg die von Babenberg begründete Schöpfung Oesterreich's sorgsam weiter entwickelte und glorreich ausdehnte, so wollte die Vorsehung auch durch Bande des Blutes seine Absicht einer solchen Reihenfolge andeuten und jene historische Nothwendigkeit — die Berufung Habsburg's zu Babenberg's Erbe — auch äußerlich unterstützen durch begründete Ansprüche der Habsburger als erbberechtigte Collateral-Verwandte.

Die alte babenbergische Ostmark war bedeutend kleiner, als das heutige Oesterreich ob und unter der Enns. Nicht der Semmering begränzte damals die Ostmark nach Süden, sondern bis an die Piesting war Alles carantanischer Boden. Der Name Oesterreich (Osterrichi) kommt zuerst in einer Urkunde vom Jahre 996 vor.

Leopold's heldenmüthiger Sinn versammelte eine Schaar kampflustiger Männer um ihn. Mit ihnen drang er über die Enns vorwärts bis an die Erlaph, um den Magyaren die alte Ostgränze für das deutsche Reich wieder abzuringen. Sie zogen vor Melk (Magalicha, Medelicha), eine schon den Römern zum Castell dienende herrliche Donauburg. Sie beherbergte, unter dem Heerführer Geisa, eine ungarische Besatzung, die von ihrer „Eisenburg" herab, wie sie selbe nannte, spottend den Angriff erwartete. Leopold und seine Ritter erstiegen und brachen die Burg, theilten unter einander die vorgefundenen Schätze. Dann gestaltete er Melk zu seinem Hauptschlosse und gründete, ein christlicher Sieger, dort Kirche und Chorherrenstift, das vorderste Bollwerk magyarischen Heidenthums in eine Pflanzschule christlichen Deutschthums verwandelnd. In die, durch die Kriege und Einfälle der Ungarn noch sehr entvölkerten Gegenden zog er Colonien, namentlich aus Franken, in's Land, und erleichterte die Ansiedelung durch Ertheilung von mancherlei Freiheiten. Nur zehn bis eilf Jahre stand Leopold der Markgrafschaft vor. Bei einem Ritterspiele zu Würzburg, zu Ehren des heiligen Kilian veranstaltet, traf ihn ein durch das Fenster hereinfliegender Pfeil, der nicht ihm, sondern einem Anderen gegolten, und er starb im fränkischen Heimatlande am 10. Juli 994, etwa im fünf und sechzigsten Jahre seines Lebens. Er wurde zu Würzburg beigesetzt; zwei Jahre später aber (996) fanden seine Gebeine ihre Ruhestätte zu Melk, das er gestiftet und begünstigt. Von seiner Gemalin Richinza, wahrscheinlich

aus dem Hause Ammerthal, hinterließ er vier Söhne: Heinrich, Ernst, Poppo und Albrecht. Ernst erhielt vom Kaiser Heinrich II. die Verwaltung des Herzogthums Schwaben, wurde aber 1015 auf der Jagd von einem Begleiter unversehens mit einem Pfeile getroffen und starb in Folge eines ähnlichen tödtlichen Irrthums, wie sein Vater. Poppo war Erzbischof zu Trier. Albrecht gelangte später, nach seines erstgeborenen Bruders Tode (1018), zur Markgrafenwürde.

Leopold's ältester Sohn, Heinrich I., folgte jenem in der Mark. Obgleich zu der Zeit, als Heinrich's Vater die markgräfliche Würde erhielt, diese so wenig, wie die herzogliche, pfalz-, land- und burggräfliche, erblich, sondern ein bloßes deutsches Staatsamt war, womit der deutsche König belehnte, so lag es doch schon in dem politischen Charakter einer Mark, als Gränzprovinz des Reiches gegen benachbarte unruhige und feindselige Völker, daß der Markgraf in diesen Provinzen eine größere Macht geltend machen konnte, als die übrigen Statthalter in den Provinzen im Innern Deutschlands. So war es in den beiden, gegen die besiegten Slawen angelegten Marken Meißen und Nordsachsen, so in der gegen die Ungarn gestifteten Mark Oesterreich. Wegen des, dem Markgrafen übertragenen Aufgebotes sämmtlicher Vasallen im Falle eines feindlichen Angriffs, bildete sich in diesen Gränzländern frühzeitig ein strengeres Landsassiat, als im Innern Deutschlands, und wenn gleich die markgräfliche Würde, gleich der herzoglichen ꝛc., erst zu der Zeit Lothar's II., in dem zweiten Viertel des zwölften Jahrhunderts, in den Dynastien erblich ward, die sie damals bekleideten, so war doch schon früher in den Marken nicht selten der Sohn dem Vater, der Bruder dem Bruder durch kaiserliche Belehnung nachgefolgt, weil diese Familien mit den Verhältnissen der Gränzprovinz nicht nur genau bekannt, sondern auch gewöhnlich durch erworbene Allodia in derselben einheimisch und mächtig geworden waren. So war es auch in der Mark Oesterreich. Die gesetzliche Erblichkeit der markgräflichen Würde gehört erst in die Zeit nach dem Erlöschen der salischen Dynastie auf dem Throne Deutschlands; allein der babenbergische Stamm gab dieser wichtigen und gegen die Ungarn schwer zu vertheidigenden Gränzprovinz des Reiches eine ununterbrochene Reihe von Regenten bis zu seinem Erlöschen. —

Mit Ungarn lebte Heinrich — unter dessen Regierung, wie schon bemerkt, der Name „Oesterreich" zum ersten Male urkundlich vorkommt —

im Frieden, da dort Stephan der Heilige mit der christlichen Religion auch ein friedlicheres System verbreitete. Als nach dem Tode Otto's III. (1002), Heinrich II. (der Heilige) den deutschen Thron bestieg, und mehrere deutsche Reichsfürsten sich gegen denselben auflehnten, bewahrte Heinrich ihm unverrückt die schuldige Treue. Der Beiname des „Aufrührischen" (Rebellis), welcher Heinrichen seltsamer Weise bisweilen beigelegt worden ist, beruht daher auf Namenverwechselung. Vielmehr wußte der Kaiser die Treue Heinrich's zu schätzen; er besuchte ihn in Haselbach, einem Dorfe Oesterreichs am linken Donauufer, und beschenkte ihn mit einem Stück Landes zwischen den Flüssen Durra (nach welchem Dürrenbach benannt), Liezniсha (Liesing) und Triezniсha (Triesting), und noch zwanzig anderen königlichen Huben zwischen den Flüssen Kamp und March. Wahrscheinlich wollte der Kaiser ihn dadurch für den Verlust der fränkischen Allodien entschädigen, welche zur Ausstattung des Bisthums Bamberg, der Lieblingsschöpfung des Kaisers und seiner andächtigen Gemalin Kunigunde, verwendet wurden.

Als Kaiser Heinrich den Herzog von Böhmen gegen die Eingriffe der Polen schützte, und diese, von Schlesiern und Mährern verstärkt, die Gränzen Oesterreichs beunruhigten, brach Heinrich mit einigen Tapferen gegen sie hervor, tödtete und fing ihnen 800 Mann, und jagte ihnen die gemachte Beute wieder ab (1015). Als zwei Jahre später die Mährer einen Ort in Böhmen belagerten, und mit Beute beladen wieder heimzogen, überfiel sie Markgraf Heinrich, tödtete ihrer tausend, stürzte die übrigen in wilde Flucht, entriß ihnen den Raub und setzte alle Gefangenen in Freiheit. Von diesen glücklichen kriegerischen Unternehmungen hieß er „der Starke."

Unter Heinrich's Regierung wurde Coloman, ein frommer Pilger aus Irland oder Schottland, von dem argwöhnischen Volke, das ihn für einen feindlichen Kundschafter hielt, zu Stockerau martervoll umgebracht (1012), später aber, als Wunder an seinem Grabe seine Heiligkeit bezeugten, als Schutzpatron verehrt, und sein Leichnam, auf Veranstaltung des Markgrafen, in Melk feierlich bestattet (1015). Seinen Sitz hatte Heinrich theilweise zu Herzogenburg, woselbst Kaiser Heinrich II. dem Bischof Beringer von Passau einen Bezirk schenkte, um allda eine Kirche zu erbauen. Heinrich starb kinderlos, den 23. Juni 1018, und wurde zu Melk begraben.

Ihm folgte, da keine Leibeserben vorhanden, sein Bruder Adalbert I., wegen seiner nachmaligen Siege über die Ungarn „der Sieghafte" genannt.

Friedlich verflossen die ersten eilf Jahre seiner Regierung. Da rissen ihn des Kaisers Fehden gegen Ungarn mit in den Kampf und die Unruhe hinein. Als Kaiser Konrad II. den Bischof Wernher als Gesandten nach Konstantinopel schickte, kam dieser mit einer so zahlreichen Begleitung in Oesterreich an (1027), daß der König Stephan von Ungarn ihm mißtrauisch den Durchzug durch sein Land wehrte. Der darüber erzürnte Kaiser fiel mit einem zahlreichen Heere von Oesterreich aus in Ungarn ein, wurde durch Moräste und ausgetretene Ströme am weiteren Vordringen gehindert, und ging mit dem grollenden Vorsatze zurück (1030), mit größerem Nachdrucke wiederzukommen. König Stephan besänftigte zwar den kaiserlichen Zorn und brachte einen Frieden zu Stande (1031); aber sein Tod (1038) erweckte die beigelegte Fehde von Neuem. Stephan's Schwestersohn und Nachfolger, Peter, machte sich durch Gewaltthätigkeiten aller Art bei seinen Ungarn so verhaßt, daß eine große Partei ihn (1041) des Thrones verlustig erklärte und Stephan's Schwager, den Kumanen Aba, zum Könige ausrief, einen Mann von wilden Sitten, heidnischer Unbändigkeit und Feind des Christenthums, dem er nur dem Namen nach angehörte. Der entthronte Peter flüchtete nach Oesterreich zum Markgrafen Adalbert. Aba's Anerkennung, die Letzterer trotzig verlangte, verweigerte der deutsche Kaiser Heinrich III. Da brach der grimmige Kumane raubend und sengend in Oesterreich ein, nahm Tuln und stürmte bis an die Trasen vor. Hier aber warfen sich Adalbert und sein muthiger Sohn Leopold den siegestrunkenen Ungarn entgegen, schlugen sie auf's Haupt und trieben sie über die March zurück. Gleiches Schicksal hatte ein anderes ungarisches Heer, das, in Steyermark eingefallen, vom dortigen Markgrafen Gottfried bei Pettau blutig zurückgewiesen wurde. Der verjagte Peter bestürmte den Kaiser mit Bitten um Fortsetzung des Krieges, wie denn eine alte Reimchronik dies treuherzig beschreibt:

»Peter chlagte tägliche,
seinen grozzen Ungemach
ze Wienn der Kunic einen Hof gesprach
die Hervart sie da swuren
ze Ungarn sie do fuhren.«

So bestürmt, zog der Kaiser selbst gegen Aba zu Felde, belagerte und nahm Hainburg und Preßburg. Adalbert und der Heldenjüngling Leopold, der sich dabei den Ehrennamen des „starken Ritters" erwarb, fochten ruhmvoll an der Seite des Kaisers. Obgleich die Ungarn einen Frieden zu Stande

brachten, so schürte doch Peter unablässig das Feuer, und der Kaiser erneuerte den Krieg (1043). Die Ungarn beschworen diesen Sturm, indem sie den von Adalbert in den vorangegangenen Feldzügen eroberten Strich ihres Landes bis an den Leithafluß förmlich abtraten. Dadurch wurden die Gränzen der österreichischen Markgrafschaft bis an die Leitha erweitert. Besonderen Lohn gewährte der Kaiser dem Markgrafen Adalbert dadurch, daß er dessen kampferprobten Erstgeborenen, Leopold, auf dem Reichstage zu Ingelheim (1043) zum Markgrafen in Oesterreich und Nachfolger seines Vaters ernannte. Leider überlebte Leopold diesen Ehrenlohn nur kurze Zeit; der Tod brach dieses junge Heldenleben noch im nämlichen Jahre (9. December).

Da der wilde Aba den Frieden nur benutzte, um seiner Grausamkeit und Willkür den vollen Zügel zu lassen, so brach bald darauf (1044) ein neuer Krieg aus. Kaiser Heinrich eilte, ohne sich von der in Deutschland ausgebrochenen Pest und Hungersnoth abhalten zu lassen, mit einem ansehnlichen Heere herbei, setzte über die Raab und schlug in den Feldern um Menfö bei Raab, nach langem Würgen auf beiden Seiten, die Ungarn völlig. Markgraf Adalbert, welcher den linken Flügel des deutschen Heeres befehligte, wo der Kampf am schrecklichsten entbrannte, hatte nach einstimmigem Zeugnisse den Hauptausschlag bei diesem entscheidenden Siege gegeben.

Der durch deutsche Waffen auf den Thron Ungarns zurückgeführte König Peter stieß, bei seiner Wiedereinsetzung, auf Abneigung und Widerstand. Um neues Unheil gleich in der Geburt zu ersticken, machte Kaiser Heinrich (1045) sich abermals auf den Weg nach Ungarn. Diese Reise konnte ihm tödtlich werden; denn im Schlosse Persenbeug, wo er bei der Witwe des Grafen von Ebersberg einsprach, sank der Boden des Saales ein, und alle Anwesenden stürzten in das darunter befindliche Badhaus hinab. Der Kaiser kam mit leichter Verwundung am Arm davon; aber der Bischof Bruno von Würzburg, der Abt Altmann von Ebersberg und die gräfliche Wirthin selbst starben an dem argen Falle.

Mühsam erhielt sich der Friede mit Ungarn bis zum Jahre 1050. Da plötzlich meinten sich die Ungarn durch den Bischof Gebhardt von Regensburg beschwert, überschwemmten die durch Adalbert ihnen entrissenen Gebiete, und verwüsteten Alles mit Feuer und Schwert. Vor Hainburg brach sich ihr Glück. Der gereizte Kaiser steckte erst im Jahre 1053, durch päpstliche Vermittelung, sein Racheschwert in die Scheide. Spätere Unbilden zu strafen,

verwehrten ihm die, mittlerweile in Deutschland selbst (1055) ausgebrochenen Unruhen.

Den treuen und siegreichen Kampfgefährten belohnte der Kaiser huldvoll. Außer den schon gedachten Zugeständnissen erlangte Adalbert noch mancherlei. Da die vorzüglichsten Einkünfte der Herzoge und Markgrafen in jenen kaiserlichen Kammergütern bestanden, welche der Kaiser ihnen zum Genusse anwies oder als ein Eigenthum schenkte, so hatte Adalbert schon im Jahre 1035 vom Kaiser Konrad II. fünfzig königliche Huben zwischen den Flüssen Piesting und Triesting mit allem Zubehör eigenthümlich erhalten. Im Jahre 1043 schenkte ihm Kaiser Heinrich, zur Belohnung seiner Treue und Dienstergebenheit, ein Landgut Bribensendorf bei Pielaha, wahrscheinlich das heutige Kirchdorf und Prinzersdorf; 1048 ertheilte er ihm und seiner Gemalin dreißig königliche Huben in der Gegend von Raps, eben so viele im Jahre 1051 in der Herrschaft Lilienfeld. So vermehrte und vergrößerte Adalbert, durch seine Treue gegen das Reich und die Tapferkeit seines Armes, seine Hausmacht, und konnte die seiner Familie verloren gegangenen Güter in Franken leicht verschmerzen. Wahrscheinlich stand er, neben der Markgrafschaft Oesterreich, auch noch dem Donaugau in Baiern vor.

Markgraf Adalbert entschlief den 26. Mai 1056, und ruht zu Melk. Sein erstgeborner Sohn, der starke Ritter Leopold, war ihm im Tode vorangegangen. Sein jüngerer Sohn, Ernst, der Tapfere oder auch der Strenge (**Strenuus**) genannt — Beides nützlich in so harter Zeit — erhielt nach ihm die Mark. Geboren im oder um das Jahr 1027, befand er sich in der schönsten Kraft der Männerjugend, da er die Regierung übernahm. Vermält war er mit Swanehild, der Tochter des meißnischen Markgrafen Dedo, der, ganz im Widerspruche mit der Politik und den Gesinnungen seines Schwiegersohnes, später an die Spitze des Aufstandes der deutschen Fürsten gegen Kaiser Heinrich IV. trat.

In den Thronstreitigkeiten zwischen dem Ungarnkönige Andreas und dessen Bruder Bela, mußte Ersterer (1060) die Hilfe des deutschen Königs Heinrich IV. anrufen, und seinen zum Nachfolger erklärten Sohn Salomo, sammt der Krone und anderen Schätzen, der Verwahrung des Markgrafen Ernst im Bergschlosse zu Melk anvertrauen. Das gegen Ungarn entsendete deutsche Heer wurde auf dem Rückzuge aufgerieben, Andreas selbst erschlagen. Darauf fiel Bela in Oesterreich ein (1062), um den jungen

Salomo der Verwahrung des Markgrafen Ernst zu entreißen; aber dieser trat ihm wohlgerüstet entgegen und vereitelte sein Begehren. Bela's Tod machte bald nachher diesen Unruhen ein Ende, und Salomo bestieg den väterlichen Thron. Neue Zerwürfnisse in Ungarn machten ein abermaliges Einschreiten deutscher Waffen nöthig, die aber diesmal keinen glücklichen Erfolg hatten. In Deutschland selbst wüthete der Brand der Zwietracht. Der Kaiser Heinrich IV. konnte sich nur mit Noth seiner vielen Feinde erwehren. Er sammelte ein Heer, mit welchem er am 8. Juni 1075 die große Sachsenschlacht an der Unstrut schlug, und nach langem und zweifelhaften, schrecklichen Würgen von beiden Seiten, endlich den Sieg behauptete. Unter den auf kaiserlicher Seite Gefallenen befand sich auch Markgraf Ernst, der, nebst dem Herzoge der Böhmen, den Sieg entschieden. Er starb am folgenden Tage und wurde in die Gruft seiner Väter zu Melk abgeführt.

Hoch hielt der Kaiser des Markgrafen Ernst aufopfernde Treue. In einer Urkunde vom 4. October 1058 sagte er ihm, weil er mit seinem Lande am Ende der Christenheit gelegen, die Hilfe des Reiches zu, gab ihm die Bisthümer Salzburg und Passau mit allen ihren Gütern zu Hilf' und Beistand, dergestalt, daß seine Nachfolger und das Land Oesterreich derselben Voigte und Herren seyn sollten, und ertheilte ihm, seinen Nachfolgern und dem Lande die vorzügliche Freiheit, daß sie sich ihr Gerichtsschwert und ihr Landespanier oder ihre Fahnen öffentlich vor dem Reiche und aller Welt vortragen lassen dürften. Auch wird Markgraf Ernst in dieser Urkunde der „vorderste und getreueste Fürst des heiligen römischen Reiches" genannt, ein Beweis, wie hoch das Haus Oesterreich schon damals bei Kaiser und Reich in Ehren stand. Ferner überließ ihm der Kaiser (1074) in der ihm anvertrauten Markgrafschaft, in dem Walde Rovgacs, doch mit Ausnahme Falkensteins, so viel als vierzig Höfe ausmachen. Die Mark Oesterreich rückte, durch Ernst's Siege über die Ungarn, weiter nach Osten vor. Innerhalb derselben finden wir schon benannt: Suarzaha und Hederischeswerda, (Schwarzau und Haderswört, unweit Neustadt), dann sogar über die Leitha hinaus gegen die Raab einen Wildbann am Litahaberge, und Churimberge am Raabflusse. Auch gegen Böhmen behauptete und erweiterte sein Gebiet der Markgraf Ernst. Urkundlich erscheinen auf dem Marchfelde: Wikkendorf, Stötpherrich, Maerhle und Chirchle (Weikendorf, Stopfenreit, Marchegg und Schönkirchen). Noch andere bekannte Namen tauchen in jener Zeit

urkundlich auf, wie Mandeswarde (Mannswört), Svechant (Schwechat), Viskaha (Fischa), Fischahegemunde (Fischament), Chrunbinuzbuone (Krummnußbaum), zugleich Klangmesser der damaligen Sprache.

Leopold, der einzige Sohn des tapferen Ernst, der für die Sache seines Kaisers gefallen, erhielt von Letzterem ohne Schwierigkeit die Mark übertragen. Seine körperlichen Vorzüge erwarben ihm den Beinamen des Schönen. Von Ungarn aus, dieser so lange verwundbarsten Seite der jungen Ostmark, genoß er Ruhe; dagegen rissen ihn die inneren Kämpfe Deutschlands tief und verderblich in ihre Mitte. Zu dem Kampfe zwischen der Kaisergewalt und der Lehenspflicht gesellte sich jener zwischen dem Hirtenstabe und dem weltlichen Scepter.

Auf St. Peters Stuhle saß Gregor **VII.**, ein Mann von unbeschreiblichem Scharfblick, unübertroffen an Muth und Geisteskraft, streng gegen Andere, doch am strengsten gegen sich selbst. Wohl that in jenen Erstlingstagen des deutschen Christenthums, das auf einer Seite der Halbmond, auf vielen anderen slawisches Heidenthum beängstigend einengten, der Christenheit ein festes Band noth, und Gregor gab es, wie Johannes Müller sagt: „mit der Begeisterung eines Propheten, mit der Sittenstrenge eines Einsiedlers, mit eines Kriegesfürsten beharrlichem Muth, mit aller Geschmeidigkeit eines Parteihauptes, mit dem Gleichmuth eines Staatsmannes. Ein altersschwacher, kranker, gefangener, flüchtiger Papst wurde Herr der Herzen und der Entschlüsse des gesammten Abendlandes. Der scheinbar unwiderstehlichen Gewalt der Waffen hatte er Nichts entgegenzusetzen, als Seelenkraft, und er überwand sie. Er vereinigte die zerstreuten Geistlichen; er erhob viele tausend Menschen, die keine andere Macht hatten, als Bitten und Thränen, aus dem Staube in hohen, unverletzbaren Rang.“ Er sendete **1075** sein kühnes Decret in die Welt, worin allen Geistlichen bei Verlust ihres Amtes verboten wurde, die Investitur über irgend ein kirchliches Amt aus der Hand eines Laien zu empfangen, und zugleich allen Laien bei Strafe des Bannes untersagt wurde, einem Geistlichen die Investitur zu ertheilen; nachdem die Laien geistliche Stellen bisher oft an den Meistbietenden verkauft und so der Simonie sich schuldig gemacht hatten. Es war voraus zu sehen, daß die Fürsten und namentlich das deutsche Oberhaupt das bisher von ihnen behauptete Investiturrecht sich nicht so leicht würden entwinden lassen. Da erließ **1076** Gregor ein neues Decret, in welchem dem Kaiser angekündigt wurde, daß

er in Rom erscheinen und sich wegen der, gegen ihn erhobenen Klagen verantworten solle. Heinrich IV. im übereilenden Zorne, versammelte sogleich eine Synode zu Worms, und ließ gegen Gregor das Absetzungsurtheil aussprechen. Dieser dagegen that den Kaiser in den Bann, und entband dessen Vasallen und Unterthanen des Eides der Treue. Ganz Oberdeutschland stand gegen Heinrich auf, gleichzeitig erneuerten die Sachsen in Niederdeutschland den Krieg gegen ihn, und die zu Oppenheim versammelten Fürsten beschlossen, zu einer neuen Kaiserwahl zu schreiten. Von beiden Seiten war man zu weit gegangen, und Gregor hatte, ganz erfüllt von der Würde der kirchlichen Gewalt, die Majestät der weltlichen aus den Augen verloren. Der unglückliche, verlassene Kaiser erniedrigte sich in Canossa vor Gregor, um den Bann zu lösen; dann aber stachelte der Schmerz der erlittenen Schmach ihn zu erneutem, verzweiflungsvollen Widerstande. Viele, die vorher dem Kaiser abhold gewesen, traten jetzt auf seine Seite über, da sie einsahen, daß man zu hart mit ihm verfahre. Dagegen hielten die ihm abgeneigten Fürsten eine Versammlung zu Forchheim, sprachen Heinrich's Absetzung aus, und erwählten den Herzog Rudolf von Schwaben zum Gegenkaiser.

Markgraf Leopold, der Sohn jenes Mannes, der für seinen Kaiser freudig sein Alles gewagt, ja in der Schlacht an der Unstrut für denselben in den Tod gegangen, war unter den Gegnern des Kaisers. Sein Freund, der Bischof Altmann von Passau, einer der eifrigsten Anhänger der Gregorianischen Partei, hatte ihn auf seine Seite gezogen. Es läßt sich nicht genau bestimmen, wann Leopold sich zuerst offen gegen den Kaiser erklärt habe. Noch im Jahre 1078 fand er sich in Regensburg ein, wo der Kaiser das heilige Pfingstfest feierte; plötzlich glaubte er sich beleidigt, und brach von Regensburg auf, zurück nach Oesterreich. Heinrich IV., wie immer wankelmüthig und mißtrauisch, legte diese plötzliche Abreise Leopold's für einen Abfall von seiner Seite und dem Reiche aus, drang im folgenden Jahre (1079) mit einem Heere in Oesterreich ein, und nöthigte den Markgrafen und dessen Anhang zur Unterwerfung. Aber bald darauf schwur Leopold, in einer Versammlung seiner Edlen zu Tuln, die Partei des Kaisers öffentlich ab, wofür ihn Bischof Altmann höchlich rühmte, vertrieb die kaiserlichen Anhänger aus seinem Gebiete und vertheidigte mit Nachdruck, die es mit der päpstlichen Partei hielten. Als der Gegenkaiser Rudolf, nachdem ihm in

der Schlacht an der Elster die rechte Hand verstümmelt worden, mit welcher er früher seinem rechtmäßigen Kaiser Treue geschworen, einen Tod voll bitterer Reue und Selbstvorwurfes gefunden (1080), trat Leopold öffentlich auf die Seite des erwählten zweiten Gegenkaisers, Hermann's von Luxemburg, und leistete demselben in Belagerung der, Heinrich IV. treugebliebenen Stadt Augsburg, Beistand. Dafür wurde er vom Kaiser der Ostmark verlustig erklärt, und diese an den unerschütterlichen Anhänger des Kaisers, den Herzog Wratislaw von Böhmen, übertragen. In Folge dessen drangen die Böhmen, sammt den verbündeten Mährern und Baiern, am Thayafluße in Oesterreich ein, verwüsteten rings die Gegend, bis Leopold sich bei Mailberg ihnen entgegenwarf. Dort kam es am 12. Mai 1082 zu einer blutigen Schlacht, in welcher Leopold, trotz seiner tapferen Gegenwehr, geschlagen und zurückgedrängt wurde. Viele seiner fliehenden Krieger ertranken in der Thaya, viele tödtete der Hunger in dem verödeten Lande. Er rächte im folgenden Jahre (1083) diese Niederlage; sein Heerführer, der muthige Azzo von Gobatsburg, jagte die Feinde blutig über die Thaya zurück. Von da an blieb Leopold bis zu seinem Tode im ruhigen Besitze der Mark.

Bischof Altmann von Passau ernannte Leopold, als den „frömmsten Markgrafen des Ostlandes," 1076 zum ewigen Schutz- und Voigtherrn über alle in Oesterreich liegenden Güter des von ihm errichteten Stiftes St. Nicolaus außerhalb Passau's. In der Urkunde kommen folgende, zur österreichischen Voigtei gehörige Ortschaften vor: ein Hof zu Mautern; Eitzendorf bei Grein; Blatt (Platt) bei Schrattenthal gegen Mähren; Perchwisen bei Horn; Stregen (Strögen) in derselben Gegend; Minichreit gegen Mähren ꝛc. Ersichtlich wird aus jener Urkunde, daß schon damals die Markgrafschaft Oesterreich sich auch über den Ennsfluß, wenigstens auf der nördlichen Seite, ausgedehnt haben müsse.

Leopold schied aus dem Leben den 12. October 1096. Er war der letzte österreichische Fürst, der zu Melk begraben wurde. Die Zeit warf die ehrwürdigen Ueberreste der ersten Fürsten Oesterreichs durch einander und so umschließt jetzt ein einziges Behältniß eilf Schädel und die zerstreuten Gebeine der dort Schlummernden. Von seiner Gemalin Itha — welche im Jahre 1101 sich dem Kreuzzuge nach Palästina anschloß und von dort nicht mehr zurückkehrte — hinterließ Leopold mehrere Töchter, doch nur einen Sohn, der ihm nachfolgte.

Leopold, wie der Vater, hieß dieser sein Nachfolger, der, später unter die Zahl der Heiligen versetzt, einen neuen, höheren Glanz über das Geschlecht der Babenberger ausgoß. Wie es gekommen, daß er, trotz der heftigen Zerwürfnisse zwischen seinem Vater und dem Kaiser, sich das Erbe der Ostmark gerettet, ist schwer zu bestimmen. Vielleicht hatten sich die alten Gegner in Leopold's des Schönen letzten Tagen mit einander ausgesöhnt; vielleicht war der hartbedrängte Kaiser nur zu schwach, der Nachfolge des jungen Leopold zu wehren. Als dieser den Fürstenstuhl (1096) bestieg, brach eine verhängnißvolle Epoche, ein Ereigniß voll Schrecken und Erhabenheit, über Deutschland herauf. Schmerzlich hatten es seit lange die frommen Völker des Abendlandes beklagt, daß das heilige Land, welches die geheimnißvolle Geburt des Erlösers gesehen, das den Leib des Menschensohnes getragen, den Athem seines göttlichen Geistes zuerst empfunden, das seinen Schoos geöffnet, um ihm zum Grabe zu dienen, und dessen Lüfte den Ueberwinder des Todes emporgetragen zur himmlischen Heimat, daß dieses Land der Wunder und des Heils in den Händen ungläubiger Horden, daß das Kreuz trauere im Schatten des Halbmondes. Die aus dem heiligen Lande zurückkehrenden Pilgrime brachten trübselige Mähr von den Gefahren und Mißhandlungen, denen ein christlicher Wallfahrer dort ausgesetzt, und vor Allem schilderten sie den fatimischen Kalifen Hakem als einen Nero, der, von einer Christin geboren, den Verdacht, daß er selbst ein geheimer Christ, abzuwaschen strebe im Blute der Christen. Da verband sich in den deutschen, fränkischen und wel'schen Stämmen der fromme Zorn mit dem kriegerischen Unternehmungsgeiste. Abkämpfen wollten sie die heilige Erde dem Spotte und dem Ingrimm der Muselmänner, das heilige Grab, nach welchem so viele Gläubige wallfahreten, unter den Schutz christlicher Waffen stellen, das Christenthum unter den Ungläubigen ausbreiten, die Kirche durch bekehrte Völkerschaften bereichern und die Herrschaft des Kreuzes wieder hinübertragen weit über das Meer, von wo sie einst ausgegangen. Die Aussicht auf ewigen Lohn, wie auf irdische Beute, auf Ruhm und Abenteuer, ergriff alle Gemüther; der Ritter ließ das arge Geschäft der Wegelagerei fahren und rüstete sich zum heiligen Kampfe; der Bauer, daheim verachtet und gedrückt, warf seinen Pflug, sein Ackergeräthe von sich und griff zu Schwert und Pike. Die Veranlassung zum ersten Kreuzzuge gab Peter von Amiens, genannt der Einsiedler. Auf einer Reise nach Jerusalem 1093 hatte er den traurigen

Zustand der dortigen Christen unter saracenischem Joche kennen gelernt, und, tief ergriffen, die Wiege des Christenthums von Ungläubigen umstellt zu sehen, war er nach seiner Rückkehr eifrigst bemüht, einen Heereszug zur Befreiung jener heiligen Orte zu Stande zu bringen. Papst Urban II., dem er ein Schreiben des Patriarchen von Jerusalem überbrachte, angefüllt mit heißen Bitten an die abendländischen Christen, ihren bedrängten Brüdern beizustehen, veranstaltete 1095 eine große Kirchenversammlung zu Piacenza unter freiem Himmel, verkündigte, was Peter der Einsiedler ihm mitgetheilt, ließ durch die Gesandten des griechischen Kaisers Alexius das jammervolle Loos der morgenländischen Christen schildern, und weckte ein allgemeines Verlangen, ihnen beizustehen. Noch höher steigerte er die Begeisterung auf der, im folgenden Jahre zu Clermont gehaltenen und von Abgeordneten aller Nationen besuchten Kirchenversammlung. Einstimmig riefen, als er seine Rede beendigt, alle Versammelte aus: „Gott will es!“ Wunderbare Erscheinungen, Nordlichter und eine ansteckende Krankheit, welche man das heilige Feuer nannte, wurden als himmlische Winke betrachtet; in der Zuversicht der himmlischen Freude verlor der Tod seine Schrecken. Bald bedeckte der Kreuzheere buntes Gewimmel die Donau. Sie fuhren Wien vorüber, hinab nach Ungarn, raubend und plündernd, ärger als die Heiden, die sie zu bekämpfen kamen, und wurden schon auf dem Wege erschlagen, aufgerieben und versprengt, noch ehe sie Konstantinopel erreichten, das man zum allgemeinen Sammelplatze bestimmt hatte. Nun aber brach der ritterliche Gottfried von Bouillon, Herzog von Niederlothringen, im Verein mit vielen edlen und kriegserfahrenen Helden, an der Spitze eines auserlesenen Kreuzheeres von 80,000 Mann auf, zog durch Deutschland und Ungarn, setzte über die Meerenge von Galliopoli, eroberte im Jahre 1097 Nicäa, 1098 Antiochien, und zog, nach Wundern der Tapferkeit, 1099 als Sieger in Jerusalem, der heiligen Stadt, ein.

Markgraf Leopold von Oesterreich hatte, ungeachtet seines frommen Sinnes, sich dem Kreuzzuge nicht anschließen wollen, da der Zustand seines eigenen Landes ihm dringendere Pflichten auferlegen mochte. Wohl aber stattete er mit schwerem Golde dreihundert Krieger aus und ließ sie durch drei seiner Landesedlen, Adalram von Berg, Hadamar den Kuenringer und Udalrich von Wolkenstein, dem Zuge zuführen. Dagegen ließ Leopold's Mutter, Itha, die Witwe Leopold's des Schönen, sich nicht abhalten, im Geleite der Kreuzfahrer eine Wallfahrt nach Jerusalem zu unternehmen. Der Markgraf

gab ihr 200 Mark Silber mit, um sie zum Kriege gegen die Ungläubigen zu verwenden. Als aber der Zug das karamanische Land Konia betrat, fielen aus ungesehenem Hinterhalte die Bergvölker in ungeheurer Anzahl über die Kreuzfahrer her. Von 160,000 Christen entrannen nicht 3000 dem Verderben; der Erzbischof Timo von Salzburg war unter den Erschlagenen; mit Mühe entkam der Führer des Zuges, der Baiernherzog Welf; schiffbrüchig erreichte er Cypern und starb. Was mit der Markgräfin Itha geschehen, weiß Niemand. Widersprechende Gerüchte lassen sie bald bei jenem Ueberfalle unter den Hufen der Schlachtrosse, bald unter den Säbeln der Saracenen enden, bald sie in das Land Chorazan schleppen, um dort im Harem des Sultan Massoud einen neuen Lebensabschnitt zu beginnen. Die letztere Angabe wird durch das damalige Alter der Markgräfin (sie hatte beinahe dreißig Jahre früher den heiligen Leopold geboren) sehr zweifelhaft gemacht.

Als ein bleicher kaiserlicher Schatten, von seiner Zeit schon aufgegeben und ausgestoßen, umirrte der unglückliche Heinrich IV. noch immer den deutschen Thron, von seinem bösen Schicksale zu einem langen Daseyn verurtheilt. Düster und lebensmüde, und dabei sich abmühend in fruchtlosen Entwürfen, seine schwererschütterte Herrschaft wieder zu befestigen, ließ er auf einem Hoftage zu Mainz 1104 während der Messe verkündigen, daß er die Regierung seinem Sohne Heinrich abtreten und nach Jerusalem wallfahren wolle. Ob es ihm Ernst damit gewesen, oder ob er es gethan, weil der Bannstrahl Papst Pascal's II. ihn neue Zerrüttungen befürchten ließ, ist schwer zu bestimmen. Jedenfalls beeilte er sich nicht, seine Zusage in's Werk zu setzen, und der Kreuzzug unterblieb, obschon Leopold, um seinen Kaiser zu begleiten, zu Melk durch den Bischof Udalrich von Passau sich feierlich hatte mit dem Ritterschwerte umgürten lassen. Dafür brach im Jahre 1105 der Krieg zwischen Vater und Sohn, zwischen Kaiser Heinrich IV. und seinem Sohne Heinrich (V.) aus; die wilde Krisis der Zeit wollte mit einem Acte der finstersten Unnatur schließen. Auf des alten Kaisers Seite befanden sich Markgraf Leopold mit seinen Oesterreichern, und dessen Schwager, Herzog Borziwoy II. von Böhmen, an der Spitze der Böhmen und Mährer. Schon standen die beiden Heere einander hart im Angesichte, nur durch das Flüßchen Regen getrennt; unvermeidlich schien die vatermörderische Schlacht. Sie zu vermeiden, riethen auf beiden Seiten die Fürsten zum Vergleiche. Der junge Heinrich aber sparte weder List noch Versprechungen, um die beiden mächtigen

Bundesgenossen des alten Kaisers, Leopold und Borziwoy, auf seine Seite zu ziehen und seinem Vater die letzte Stütze zu rauben. Ersterem versprach er seine Schwester Agnes, die schöne, neun und zwanzigjährige Witwe Friedrich's von Stauffen, zur Ehe. Der köstliche Preis verblendete Leopold's sonst redliches Gemüth. War doch der alte Kaiser aufgegeben von Welt und Kirche, und mit ihm Jeder, der zu ihm hielt. Da kündigten Leopold und Borziwoy ihm plötzlich an, daß sie mit ihren Kriegsvölkern heimkehren wollten. Nichts fruchtete dem unglücklichen kaiserlichen Greise seine Verzweiflung, vergebens sank er, der Erste des Reiches, in die Knie vor seinen Lehensfürsten, flehend, ihn nur jetzt nicht zu verlassen. Taub seinem Flehen, brachen sie mit ihrem Kriegsvolke auf. Der verlassene Kaiser mußte eilen, durch Böhmen und Sachsen an den Rhein zu kommen, um dem aufrührischen Sohne nicht in die Hände zu fallen. Die eiserne Kraft des Kaisers, der in mehr denn sechzig Schlachten gesiegt, erlag dem Schmerze des Vaters. Zu Lüttich, den 7. Aug. 1106, entfloh sein Geist einer Welt, auf welcher ihm Alles gelogen, was Gott und Menschen heilig: Völker=, Pflicht= und Freundes=Treue, wo selbst die allliebende und verzeihende Mutter Kirche ihn erbarmungslos von sich gestoßen. Heinrich V. schwang sich auf den Thron, den noch die Thränen des Vaters befeuchteten. Ihn hatte er zu verrathen sich nicht entblödet; doch dem mächtigen Bundesgenossen eilte er Wort zu halten. Er führte Leopolden die herrliche Braut zu, Agnesen, deren gesegneter Schoos sie in erster Ehe zur Ahnfrau des Titanengeschlechts der Hohenstauffen, in zweiter zur Stammesmutter der erlauchten Babenberger erhob. Zu Melk feierte Leopold den 1. Mai 1106 seine feierliche Vermälung.

Schwer sollte an Heinrich V. das vierte Gebot in Erfüllung gehen. Dieselben Anläße, die er benutzt, um seinen Vater zu stürzen, ließen auch ihn nicht zur Ruhe kommen. Verlassen von seinen alten Anhängern, konnte er sich nur durch Nachgiebigkeit auf seinem Platze erhalten, und mußte seinen Fortbestand durch eine Niederlage in dem Investiturstreite erkaufen, indem er im Wormser Concordate mit Papst Calixtus 1122 die eingezogenen Kirchengüter herausgab und von der Belehnung der Bischöfe mit dem Ringe und dem Stabe abstand. Unmuth und Reue rafften ihn frühzeitig dahin (1125); kinderlos ging er aus der Welt, der gegen seinen Vater und Herrn den Arm erhoben. Mit ihm erlosch der salisch=fränkische Kaiserstamm. Da ernannten die Wahlfürsten vier Throncandidaten, den Herzog Friedrich

(von Stauffen) von Schwaben, den Markgrafen Leopold von Oesterreich, den Herzog Lothar von Sachsen und den Grafen Karl von Flandern. Aber Leopold, dem die wilden und unnatürlichen Kämpfe um jenen Thron, deren Zeuge er gewesen, ein geheimes Grauen eingeflößt hatten, und dem von dorther ein Stachel der Reue im Herzen verblieben war ob seiner Härte gegen den unglücklichen Kaiser Heinrich **IV.**, verbat sich knieend und mit Thränen in den Augen die angetragene Würde. Ein Gleiches that Lothar. Der kühne und machtbegierige Stauff meinte schon, die Krone könne ihm nicht mehr entgehen. Da eiferte ein Gegner seines Hauses, der Erzkanzler Adalbert von Mainz, die Wahlfürsten wegen des Stauffen Uebermuth an, und Lothar wurde gegen seinen Willen gewählt. Die Fürsten Oesterreichs waren schon damals der Kaiserkrone werth gehalten, ja ihrer doppelt würdig, da sie in böser Zeit Demuth und Selbstbeherrschung genug besaßen, sie von sich zu weisen.

Außer einigen vorübergehenden Fehden, störten, seit dem finstern Kampfe zwischen Vater und Sohn, keine Kriege mehr das stille, in sich zurückgezogene und beschauliche Leben Leopold's. Im Gefolge Kaiser Heinrich's **V.** mußte er **1108** einen Heerzug gegen Ungarn unternehmen, der aber für die deutschen Waffen keinen sonderlichen Erfolg hatte. Sie belagerten Preßburg vergeblich und mußten frühzeitig auf den Rückweg denken. Besser wehrte sich Leopold in seiner eigenen Sache. Als **1117** die Ungarn einen Einfall in Oesterreich wagten und die Ortschaften an der Leitha verwüsteten, vereinigte Leopold seine Krieger mit denen des Böhmenherzogs, schlug die Ungarn in einer zweifachen Niederlage mit vielem Verluste zurück, drang verheerend in ihr eigenes Land ein, bezwang die Eisenburg und kehrte, Schrecken und Furcht hinter sich lassend, siegreich in seine Mark zurück. Auch zeigte er sich bereit, den Grafen Heinrich von Wolfratshausen, dessen Erwählung zum Bischof von Regensburg **1131** Herzog Heinrich der Stolze von Baiern sich widersetzte, gegen Letzteren mit gewaffneter Hand zu schützen. Doch wurde der Streit durch Vergleich beigelegt. In derselben Zeit nahm er sich auch des, durch den Herzog Engelbrecht von Kärnten in Kriegsnoth versetzten Bischofs Hildebold von Gurk an, und rettete ihn, indem er das umzingelte Schloß Friesach entsetzte, das herzogliche Lager stürmte, die Schanzen schleifte und den Feind hinwegtrieb.

Aber all' diese Erfolge, selbst die Liebe seiner Agnes und das häus-

liche Glück, das er im Kreise einer zahlreichen Familie genoß, konnten in Leopold den Wurm der Reue nicht vertilgen, den er, seit dem Tage am Regenflusse, im Busen trug. Das Bild des alten, flehenden, verzweifelnden Kaisers, den er in verhängnißvoller Stunde verlassen, dessen Tochter er sein Weib nannte, dessen Blut jetzt in den Adern seiner eigenen Kinder rollte, stand trübselig und vorwurfsvoll vor seiner Seele. Da flüchtete er denn aus dem Bereiche quälender Erinnerungen in den schützenden Frieden der Andacht und frommer Werke. Melk, die Gruft seiner Väter, verlassend, hatte er sich, um dem unruhigen Nachbar in Ungarn näher zu seyn, an der äußersten Endspitze des Kahlengebirges eine Burg erbaut, die, später zerfallen und zerstört, ihrer Stelle den Namen des Leopoldsberges hinterlassen hat. Von da mag er oft sinnend herabgeblickt haben auf die Windungen der Donau und das aufblühende Land; auch war er dort nahe zu seinem Gejaidhof, Berghof, im alten Wien, und zu seinem anderen Jagdhause in der heutigen Wallnerstraße. Eine alte Sage geht, daß, eine Woche nach der Vermählung des Markgrafen Leopold mit Agnesen, der Letzteren, als sie eben am offenen Fenster des Kahlenberger Schlosses stand, der Schleier durch eine Zugluft entführt wurde. Erst acht Jahre später, den 31. Mai 1114, fand der Markgraf diesen Schleier am Fuße des Kahlenberges, an einem Hollunderstrauche wieder. Auf der Stelle, wo er ihn gefunden, erbaute er Kloster und Stift Klosterneuburg, zu welchem er den 12. Juni 1114 den Grundstein legen, und es an seinem Geburtstage, den 29. September 1136, feierlichst einweihen ließ. — Ihm verdankt auch die älteste Cistercienserabtei Oesterreichs, Heiligenkreuz, ihre Entstehung. Auf Empfehlung seines Sohnes Otto, welcher damals Abt des Cistercienserklosters zu Morimund war, räumte er diesem Orden 1134 das Dorf Sattelbach, nach dem vorüberfließenden gleichnamigen Bache genannt, ein, worauf 1136 die Erbauung des Klosters und des Stiftes folgte. Andere ähnliche Stiftungen, die er theils selbst veranlaßte, theils unterstützte, aufzuführen, verbietet der Raum; durch reiche Schenkungen an Land und Gütern kräftigte und adelte er viele der schon bestehenden frommen Stiftungen. Seine Vasallen folgten dem Beispiele ihres Gebieters nach, und Klöster und Kirchen erhoben sich rings im Lande Oesterreich.

Markgraf Leopold entschlief, mit Hinterlassung einer zahlreichen Nachkommenschaft, den 15. November 1136, im vier und sechzigsten Jahre

seines Alters, und wurde in dem von ihm neu erbauten Stifte Kloster-neuburg begraben. Wie sein ganzes Leben sich in einem stillen Gemisch häuslicher Liebe und Gemüthlichkeit, frommer Reue und Beschaulichkeit begränzt, so war er auch nicht der Mann der That. Die Zeit fand ihn nur da gerüstet, wo er mit seinen Empfindungen einzustehen hatte, und mit seinem bewegten Seelenleben kann er zwar ein individuelles Interesse einflößen, aber auf keinen erhöhten Sitz in der Geschichte Anspruch machen. Durch seine Frömmigkeit und Demuth, die im Begründen frommer Werke unwillkürlich die Segnungen des Friedens verbreiteten, Anbau und Bevölkerung hoben und Handel und Bürgerfleiß begünstigten, hat er im Volksleben und Volksgefühle tiefe und freundliche Eindrücke zurückgelassen, und sein Andenken hat sich daher frischer und deutlicher erhalten, als das seiner begabteren Vorgänger und Nachfolger. Seine lange Regierung hat außerdem wenig merkliche Lebensäußerungen aufzuweisen und nur eine heitere Fläche, kein bewegtes Bild aus sich geschaffen. Seine hohe Achtung vor der Religion, sein christlicher Sinn, seine Freigebigkeit gegen die Kirche sind nicht unbelohnt geblieben; 1484 wurde er unter die Zahl der Heiligen aufgenommen, und 1506 seine Gebeine feierlich erhoben. Seine Gemalin Agnes überlebte ihn um mehr als zwanzig Jahre; sie folgte ihm erst den 24. September 1157, über achtzig Jahre alt, im Tode. Sie hatte ihm in einer langen glücklichen Ehe neunzehn Kinder geboren, von denen jedoch acht vor ihm starben. Es überlebten ihn sechs Söhne und fünf Töchter, und zwar: Adalbert, welcher als Schutzvoigt sämmtlicher österreichischen Stifte und Klöster den 9. November 1137 starb; Leopold, des Vaters Nachfolger in der Mark Oesterreich; Otto, gestorben 1158 als Bischof von Freisingen, berühmt als Geschichtsschreiber seiner Zeit; Heinrich, unter dem Namen Jasomirgott bekannt und später zur Markgrafschaft berufen; Konrad, zuletzt Erzbischof von Salzburg, und der in der Blüthe seiner Jahre dahinsterbende Ernst.

Als Markgraf Leopold starb, befand sich der Kaiser Lothar eben auf einer Reise nach Italien. Um sich der Gunst des Letzteren, und dadurch der Erbfolge in der Markgrafschaft zu versichern, baten die Söhne Leopold's schriftlich den Papst um seine Verwendung bei dem Kaiser. Sie wurde zugesagt, und so geschah es, daß der Kaiser — jedoch mit Uebergehung des Erstgeborenen Adalbert, wozu ihn wahrscheinlich dessen schwächliche Gesund-

heit bestimmte — den zweitgebornen Sohn, Leopold, genannt der Freigebige, zum Nachfolger in der Markgrafschaft bestimmte. Dieser hatte kaum die neue Würde angetreten, als Kaiser Lothar (3. December 1137) starb und Herzog Konrad aus dem Hause Stauffen zum deutschen Könige gewählt wurde, für die Babenberger ein sehr erfreulicher und hoffnunggebender Fall, da Konrad von mütterlicher Seite ein Halbbruder Leopold's war. Doch gingen Krieg und Unruhe im Geleite dieser Hoffnung. Das mächtige welfische Haus konnte es nicht verschmerzen, daß die deutsche Krone nicht ihm, und zwar Heinrich dem Stolzen, Herzoge von Baiern und Sachsen, zugefallen. Ihm hatte der sterbende Kaiser Lothar die Reichsinsignien zur Verwahrung anvertraut. Er gab sie nur nach längeren Weigerungen heraus, und erschien auf dem Augsburger Hoftage an der Spitze eines bewaffneten Haufens, so daß dem Könige Konrad für seine Person bange ward. Dieser verließ darum Augsburg und schrieb einen neuen Hoftag zu Würzburg aus, auf welchem Heinrich der Stolze, weil er trotzig sich der Unterwerfung weigerte, 1138 durch die anwesenden Reichsfürsten des Verbrechens der beleidigten Majestät schuldig erkannt, dann aber auf einem Hoftage zu Goslar seiner beiden Herzogthümer Sachsen und Baiern verlustig und in die Acht erklärt wurde. Sachsen gab der König Konrad an Albrecht den Bären aus dem Hause Ascanien, das Herzogthum Baiern aber an Markgraf Leopold von Oesterreich. Dieser durchzog von Regensburg, der Hauptstadt des neuerworbenen Landes aus, ganz Baiern an der Spitze eines ansehnlichen Heeres, sprach am Lechflusse strenges Recht und folgte, weil er seine Herrschaft in Baiern schon sichergestellt meinte, dem Könige nach Sachsen. Da erraffte sich hinter ihm die welfische Partei in Baiern, obenan die Brüder Otto und Heinrich aus dem alten Hause von Schleyern. Mit einer mächtigen Besatzung trotzten sie in dem festen Bergschlosse Falley dem Markgrafen. Er eilte herbei, die Feste zu brechen; da fiel ihm Welf, der Bruder des mittlerweile verstorbenen stolzen Heinrich, unvermuthet in den Rücken. Eine wüthende Schlacht entbrannte; auf beiden Seiten thürmten sich die Leichen. Doch mußte Leopold sich zum Rückzuge bequemen. Der Kaiser übernahm die Rache; er belagerte den siegestrotzigen Welf in seinem Schlosse Weinsberg im Schwabenlande, lieferte ihm am 21. December 1140 eine Schlacht, jagte ihn in die Flucht und bezwang das Schloß. Noch erzählt die Sage von den treuen Weibern von Weinsberg, die, da König Konrad ihnen gestattet, so viel ihrer besten Habe mit sich zu

nehmen, als Jede selbst forttragen könne, ihre Männer und männlichen Verwandten auf die Schultern genommen, und so sie vor dem Schwerte des Siegers gerettet haben sollen. In dieser Schlacht waren die Namen Welf und Waiblingen — Letzteres ein Erbgut der Hohenstauffen im jetzigen Würtemberg'schen — die Losung gewesen, durch welche beide Parteien sich von einander unterschieden. So entstanden die Welfen und Waiblinger, von den Italienern mundgerechter in Guelfen und Ghibellinen verwandelt. Diese verhängnißvollen Namen theilten später Italien und Deutschland in zwei gewaltige politische Schlachthaufen, die einander durch dreihundert Jahre mit den schneidendsten Waffen des Hasses und der Eifersucht bekämpften.

Doch hatte, selbst nach diesem Siege, Leopold sich noch nicht des ruhigen Besitzes von Baiern zu erfreuen. Als er im Jahre 1141 in Regensburg einen Gerichtstag hielt, zettelte Pfalzgraf Otto von Wittelsbach einen Aufruhr an. Leopold, persönlich hart bedroht, mußte zu einem verzweifelten Mittel greifen. Er ließ in einigen Quartieren der Stadt Feuer anlegen und entkam in dem dadurch herbeigeführten Tumulte. Dann kehrte er wohlgerüstet zurück, lagerte sich nahe vor der Stadt und ängstigte sie, bis sie Strafgeld erlegte und Unterwerfung gelobte. Von da führte er sein Heer an den Lechfluß, zerstörte die Schlösser der Welfischen und verwüstete zornig die Gegend. Mitten im Rausche der befriedigten Rache trat dem nach Regensburg zurückkehrenden Sieger eine tödtliche Krankheit in den Weg. Gern hätte der kranke Fürst vor dem Tode sein Oesterreich wiedergesehen; aber sein Schicksal wartete nicht länger. Im Kloster Altach starb er unterweges den 18. October 1141, nachdem er erst 33 Jahre gelebt, nur fünf regiert hatte. Schwerlich würde dem feurig anstürmenden jungen Helden der Tod schon so frühzeitig in die Zügel gefallen seyn, hätte er das Glück, das er daheim ohne Kampf und Wagniß besaß, nicht in der Ferne gesucht. Der unaufhörlich angefochtene Erwerb Baierns zehrte und verlöschte die jugendliche Kraft des edlen Leopold. Er wurde in dem, von seinem Vater gestifteten Kloster Heiligenkreuz bestattet. Seine Gemalin Maria, Tochter des böhmischen Herzogs Sobieslav, mit welcher er sich im October 1138 zu Olmütz vermält und der nach Leopold's Tode der Herzog Hermann von Kärnten seine Hand reichte, hatte ihm keine Kinder geboren. Seine freigebige Hand, die ihm den Beinamen erwarb, beschenkte reichlich mit Land und Dörfern die Stifter Klosterneuburg, Heili-

genkreuz und Reichersberg, und noch auf seinem Todbette verlieh er der, 1138 durch Hadmar von Cuopharn gestifteten, berühmten Cistercienserabtei Zwettel ein schönes Landgut, um Gottes Huld zu gewinnen durch Begünstigung derer, die hienieden zu seinem Dienste berufen.

Da Leopold der Freigebige kinderlos starb, so vergab Kaiser Konrad die Mark Oesterreich an des Ersteren Bruder Heinrich (II.), der, weil er den Spruch Jasomirgott oder Jochsamergott — so viel als: ja so mir Gott helfe — häufig im Munde führte, diese Phrase als Beinamen erhielt. Dagegen zögerte der Kaiser mit der Verleihung des Herzogthums Baiern, wahrscheinlich weil er noch nicht über die Mittel im Reinen war, dieses Land unter ruhigeren und gesicherteren Umständen mit der östlichen Mark zu verbinden. Er glaubte dies dadurch zu bewerkstelligen, daß er Heinrichen von Oesterreich die Witwe Heinrich's des Stolzen, Gertrud, eine Tochter des Kaisers Lothar, vermälte, und den jungen Heinrich den Löwen, Herzog Heinrich's des Stolzen einzigen hinterlassenen Sohn, förmlich Verzicht auf Baiern leisten ließ, wogegen demselben das Herzogthum Sachsen verblieb. So schienen denn alle Parteien zufriedengestellt, und Heinrich Jasomirgott erhielt, nachdem er zu Frankfurt im Beisein des Kaisers seine Vermälung mit Gertrud glanzvoll begangen, nun auch das Herzogthum Baiern. Doch Heinrich's des Stolzen Bruder, der trotzige Welf, fiel sengend und brennend in Baiern ein, auf welches er seine vermeinten Ansprüche nicht aufgeben wollte. Bei Heinrich's Annäherung wich er zurück. Die verbündeten kaiserlichen und österreichischen Heere rückten vorwärts, drängten den Hauptanhänger der Welfen, den Grafen Konrad von Dachau, zur Uebergabe seines Schlosses Dachau und legten es in Asche. Aber die Ruhe war damit nicht hergestellt. Im Jahre 1145 mußte Heinrich gegen den Bischof Heinrich von Regensburg ziehen, einen der gefährlichsten Anhänger Welf's. Der Markgraf hatte sich mit dem Herzog Wladislav von Böhmen, der Bischof mit dem Herzog Ottokar von Steyer verbunden. So verwüsteten sie einander gegenseitig Oesterreich und Baiern, ohne daß man von einem bestimmten Erfolge des Kampfes weiß. Heftiger noch und drohender entbrannte der Krieg gegen Ungarn. Boris, ein Sohn des verstorbenen Ungarnkönigs Coloman, erhob, nach dem Tode Königs Bela des Blinden, Ansprüche auf den Thron, obschon sein eigener Vater Zweifel an seiner ehelichen Geburt erhoben und ihm dadurch den Weg zur Nachfolge abgeschnitten hatte. Der Böhmenherzog Wladislav nahm Antheil

an ihm, eben so des Ersteren Gemalin Gertrud, die auch ihren Bruder, den Markgrafen Oesterreichs, zu Gunsten des Prätendenten stimmte. Der Markgraf stellte ihn sogar dem Kaiser Konrad vor und suchte denselben zu einem Zuge gegen Ungarn zu bewegen, um Boris gegen den neuen König Geisa einzusetzen. Des Kaisers zugesagter Schutz verzögerte sich. Dafür gewann sich Boris die Herzen und die Waffen einiger Landesedlen Oesterreich's. Sie fielen unvermuthet in Ungarn ein, überraschten und nahmen nächtlicher Weile das Schloß Preßburg, tödteten oder fingen die Besatzung. Nur kurz währte die Freude des Sieges; die Nähe des zürnenden Geisa nöthigte sie, den Platz zu räumen. Obgleich sie selbst frei zugestanden, daß sie weder vom Kaiser Konrad, noch vom Markgrafen Leopold Befehl zu jenem Einbruche erhalten, glaubte doch Geisa, mit Recht oder mit Unrecht, den Letzteren dabei im Spiele. Mit 70,000 Mann zog der ergrimmte königliche Jüngling an den Leithafluß, und als Heinrich Jasomirgott sich ihm gegenüber am Fischafluße lagerte, überschritt er den Strom und bereitete sich zum Angriffe. Heinrich, voll ungestümer Tapferkeit, stürmte, ohne sein Heer erst in bestimmte Schlachtordnung zu stellen, gegen den Feind heran, warf dessen vorderste Reihen und rüttelte schon gewaltig an dem Mitteltreffen. Da brach Geisa wie ein Blitz hervor. Dem wüthenden Stoße war nicht zu widerstehen. Heinrich wendete sich zum Rückzuge und fand Schutz hinter den Mauern Wien's, das damals schon eine haltbare Stadt gewesen sein muß. Die Ungarn, auf deren Seite der Verlust nicht geringer seyn mochte, als auf jener der Oesterreicher, wagten die Verfolgung nur bis an die Fischa. Die Schlacht geschah am 11. September 1146. Auch Heinrich mochte die Sache nicht weiter treiben, da er wegen der unaufhörlichen Fehden, die ihm sein Herzogthum Baiern zuzog, nicht ganz mit Geisa zu brechen wünschte. Den Kaiser aber beschäftigte der beabsichtigte neue Kreuzzug zu sehr, als daß ihm Zeit übrig geblieben wäre, für die, in Leopold dem deutschen Reiche angethane Unbill Rechenschaft zu fordern.

Uebel stand es damals um die christlichen Waffen im Oriente. Die mit dem Blute so vieler Kreuzfahrer erkauften Eroberungen drohten eine nach der anderen wieder verloren zu gehen. Aleppo und Edessa, Letzteres für eine Vormauer Jerusalem's gehalten, waren wieder in den Händen der Saracenen; die heilige Stadt selbst in dringender Gefahr. Da ließ, in solcher Noth der Christenheit, Papst Eugen III. durch den berühmten heiligen Redner

Bernhard das Kreuz predigen. Wunder wirkte die Suada des heiligen Mannes. Kaiser Konrad brach in Thränen aus, ließ sich von Bernhard das Kreuz anheften und die Fahne reichen. Seinem Beispiele folgten viele Fürsten und Edle, darunter Bischof Heinrich von Regensburg, Bischof Reginbert von Passau und Bischof Otto von Freisingen, des Markgrafen von Oesterreich und Herzogs von Baiern Bruder, dann Herzog und Markgraf Heinrich Jasomirgott und sogar dessen und des Kaisers alter Gegner, der Herzog Welf. So brachte die große Idee des heiligen Krieges selbst erbitterte Feinde wieder unter gemeinschaftliche Fahnen, und machte sie zu Kampfgenossen und Brüdern. Mit einem Kreuzheere, das allein an 70,000 Gepanzerte zählte, schwamm Kaiser Konrad von Regensburg aus die Donau hinab, rastete zwei oder drei Tage bei Ardacker und rückte dann an die Fischa. Ein Theil des Heeres übersetzte die Leitha, und steckte in Ungarn das Lager aus; ein anderer fuhr weiter die Donau hinab. Aber schon im Beginne trafen Widerwärtigkeiten und Nachtheile den abenteuerlich-frommen Zug. Als im Monat September 1147 das deutsche Heer an einem Bache bei dem Dorfe Cherevach sein Lager aufschlug, schwellten Wolkenbrüche das friedliche Gewässer plötzlich dergestalt, daß es Gegend und Lager überschwemmte, Menschen, Pferde und Gepäck in grauenvoller Verwirrung mit sich fortriß. Erschreckt und geschwächt, ging der Zug weiter nach Konstantinopel fort und lagerte sich zu Pera. Da brachte die Arglist und das Mißtrauen des griechischen Kaisers Emanuel das deutsche Heer in neue, ärgere Drangsale. Eingeschüchtert und zusammengeschmolzen, schleppte sich der Rest des Kreuzheeres nach Asien hinüber. Hier fraß, in schreckenvoller Niederlage, das Schwert der Saracenen, was der Wuth der Elemente, der griechischen Hinterlist entronnen. Von den 70,000 Gepanzerten entging kaum der zehnte Theil dem allgemeinen Würgen. Kaiser Konrad, Herzog Heinrich Jasomirgott und der gelehrte Otto von Freisingen retteten sich mit Mühe nach Europa hinüber. Der Kaiser und Heinrich verbrachten den Winter in Konstantinopel. Diesen mußte die Liebe für so vieles bestandene Ungemach trösten helfen; er erkor des griechischen Kaisers Emanuel Brudersenkelin, Theodora, zu seiner Braut, wodurch das Blut der Komnenen sich mit dem der Babenberger mischte. Noch einmal wendeten, voll unerschütterlichen Glaubensmuthes, Kaiser Konrad und Herzog Heinrich sich dem von Christenblut überschwemmten Osten zu. Zu Wasser fuhren sie im Frühjahr 1148 bis nach Ptolomais, wanderten

von dort geradewegs nach Jerusalem, spendeten Gebet und Thränen an den heiligen Orten, und schritten dann zur Belagerung Damask's, als des wichtigsten Platzes in Syrien. Aber auch hier erlag das deutsche Ritterschwert den krummen Säbeln der Islamiten. Die Starken wichen dem stärkeren Schicksale. Kaiser Konrad und Herzog Heinrich verließen, nach muthigen und frommen Thaten, das ekle Blutbad und kehrten zur deutschen Erde zurück.

Doch auch hier wollte nicht Ruhe werden. In Baiern wuchsen **1151** neue Gefahren für den Herzog empor. Der alte grimme Welf, dann Heinrich, der junge Löwe, und die Söhne des Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach fachten geschäftig die bald mehr, bald minder merklich fortglimmende Asche an. Doch hielt für den Augenblick Kaiser Konrad's kraftvoller Arm den ersten Ausbruch nieder. Als aber dieser im Jahre **1152** die Augen für immer schloß, gestalteten sich die Aussichten für Heinrich Jasomirgott trüber. Kaiser Konrad's Nachfolger, der Hohenstauffe Friedrich I., wegen seines röthlichen Bartes der Barbarossa genannt, war zwar ebenfalls nahe mit Babenberg verwandt, denn Heinrich's Mutter, Agnes, hatte auch den Vater des Rothbart's geboren. Aber nicht minder nahe stand dieser durch Bande des Blutes den Welfen; da seine Mutter Judith eine Tochter des Herzogs Welf von Altdorf und Schwester Heinrich's des Stolzen war. So hatten denn auch die deutschen Reichsstände, indem sie Friedrich auf den deutschen Thron setzten, durch ihn, der den Waiblingern und den Welfen gleich nahe verwandt, die lange böse Fehde zwischen diesen beiden Parteien auszugleichen und beizulegen gehofft. Dies lag auch im Sinne des großen Friedrich Barbarossa; daher er noch zu Ende des Jahres **1152** einen Reichstag nach Würzburg ausschrieb, um die wegen des Besitzes von Baiern zwischen Heinrich Jasomirgott und Heinrich dem Löwen schwebenden Streitigkeiten, durch Rechtsspruch oder gütlichen Vergleich auszumachen. Doch nur der Löwe stellte sich ein, während Jasomirgott es für überflüßig achtete, noch wegen eines Besitzthumes zu verhandeln, das ihm durch die Aechtung Heinrich's des Stolzen, durch Kaiser Konrad's Ausspruch, das Urtheil der Reichsstände und Heinrich's des Löwen nachträgliche Entsagung, mit allen Formen der Rechtmäßigkeit anheimgefallen war. Einen neuen Reichstag schrieb Kaiser Friedrich auf Pfingsten **1153** nach Worms aus. Hier erschienen zwar beide Heinriche; doch weigerte sich Jasomirgott, Red' und Antwort zu geben, Mangel einer

förmlichen Einladung vorschützend. Noch durch zwei solcher Fürstentage, zu Regensburg und zu Speyer, zog sich die Sache unausgemacht hin; denn Jasomirgott's gutes Recht leuchtete in die Augen, so wie auf der anderen Seite des Löwen hartnäckige Ansprüche und des Kaisers Vorliebe für ihn, ein mächtiges Gegengewicht in die Wagschale legten. Friedrich, an langes Wählen nicht gewöhnt und voll ungeduldiger Wünsche für Beschleunigung seines Zuges nach Italien, griff endlich entscheidend durch. Auf einer abermaligen Versammlung der Reichsstände zu Goslar im Jahre 1154 sprach er, mit Beistimmung einiger Fürsten, seinem Jugendgespielen, Heinrich dem Löwen, das Herzogthum Baiern zu. Die meisten Reichsfürsten sahen das Uebereilte und Unrechtmäßige dieses Spruches ein, da dieses willkürliche Wiederentreißen eines nach Gesetz und Recht verliehenen Lehens, die gegenwärtigen und künftigen Besitzungen aller Reichsfürsten einem ungewissen Schicksale aussetzte. Jasomirgott war auch keinesweges gemeint, seine wohlerworbenen Rechte so ohne Weiteres sich nehmen zu lassen. Er wich daher nicht aus dem Besitze Baierns. Kaiser Friedrich, das Gewaltsame seines Spruches wohl begreifend und nur seinen Römerzug im Auge, scheuete sich, zu Zwangsmitteln zu schreiten, und begnügte sich, den Löwen vorläufig so weit beruhigt zu haben, daß dieser ihm nach Italien folgte. Kaum aber hatte er diesen Zweck erreicht und in Rom die Krone Karl's des Großen auf sein Haupt gesetzt, als nach seiner Rückkehr nach Deutschland 1155, seine erste Sorge dahin ging, die baierischen Streitigkeiten zu Gunsten seines Schützlings, des Löwen, zu beendigen. Da eine mündliche Unterredung mit Heinrich Jasomirgott ihn seinem Ziele nicht näher brachte, und gleichergestalt ein Hoftag in Baiern an der böhmischen Gränze, auf welchem auch Jasomirgott's Bruder, Bischof Otto von Freisingen, als Unterhändler und Schiedsmann auftrat, zu Nichts fruchtete, so veranstaltete der Kaiser einen nochmaligen Reichstag zu Regensburg, auf welchem er Heinrich dem Löwen das Herzogthum Baiern in aller Form zusprach, ihm diese Stadt, als die vormalige beständige Residenz der baierischen Herzoge, einräumte, und die baierischen Landesedlen und Bürger bewog, dem neuen Herzoge den Eid der Treue abzulegen, ihm zu größerer Sicherheit sogar Geiseln zu stellen. Jasomirgott, voll edlen Vertrauens zu seinem Rechte, weigerte sich auch jetzt noch der Abtretung des Herzogthums. Als aber sein eigener Bruder, der würdige Otto von Freisingen, ihm vorstellte, daß bei Heinrich's des Löwen bekannter

Unbeugsamkeit, und weil der Kaiser in der Sache schon zu weit gegangen, um wieder zurücktreten zu können, die Ruhe des deutschen Reiches nothwendig gefährdet werden müsse, wenn er länger auf seiner, wiewohl rechtsbegründeten Weigerung beharre; da entschloß sich Jasomirgott edelmüthig, dem allgemeinen Wohle den eigenen Vortheil zum Opfer zu bringen, ein Opfer, um so großmüthiger, je größer es war, um so ruhmvoller, je gerechter der Besitz des Aufgeopferten, je zahlreicher die, welchen sein gutes Recht einleuchtete, und die ihm zur Wahrung desselben beigestanden haben würden. Er erklärte sich also zu einem Vergleiche geneigt, und man eilte nun, diese Angelegenheiten auf dem im September 1156 zu Regensburg gehaltenen Reichstage zu beendigen. Hauptpunkte waren folgende: Heinrich Jasomirgott trat dem Kaiser das Herzogthum Baiern sammt der baierischen Mark ob der Enns förmlich ab, und der Kaiser belehnte mit dem Herzogthum Baiern Heinrich den Löwen. Dagegen entsagte Letzterer allen Ansprüchen auf die gedachte Mark ob der Enns, welche von dem Kaiser sofort an Heinrich Jasomirgott gegeben und mit Oesterreich unter der Enns vereinbart wurde. Das nunmehr in seinen Gränzen über den Ennsfluß erweiterte Markgrafthum Oesterreich aber wurde zu einem Herzogthume, und zwar zu einem solchen erhoben, welches den alten vorzüglichen Herzogthümern und Erzfürsten des deutschen Reiches gleich zu achten sey. Der hierüber zu Regensburg den 17. September 1156 mit anhangender goldenen Bulle ausgefertigte kaiserliche (Fridericianische) Freiheitsbrief, in welchem Oesterreich die ruhmvolle Benennung: „Schild und Herz des heiligen römischen Reiches“ erhält, gesteht dem neuen Herzoge, seinen Erben, Nachkommen und dem Lande selbst, noch folgende wichtige Freiheiten und Vorrechte zu: „1. der Herzog von Oesterreich ist weder gegen das Reich, noch sonst gegen Jemand zu irgend einer Steuer, Dienst- oder Hilfleistung verpflichtet, er müßte sie denn aus eigenem Willen leisten; nur soll er schuldig seyn, dem Reiche zu dienen in Ungarn mit zwölf gewaffneten Mannen durch einen Monat auf eigene Kosten, damit man ihn als einen Fürsten des Reiches erkenne; 2. der Herzog von Oesterreich soll nicht schuldig seyn, wegen Empfangung seiner Lehen sich außerhalb der Gränzen seines Landes zu begeben, sondern die Belehnung vom Kaiser und Reiche soll ihm in seinen Landen ertheilt werden; würde ihm dies aber versagt, so habe er dreimal schriftlich darum anzusuchen und möge sodann seine Lehen rechtmäßig und ohne Furcht

der Fälligkeit, gleich als habe er sie persönlich empfangen, besitzen; 3. er ist nicht verbunden, auf den im Reiche, von wem immer ausgeschriebenen, Reichstagen zu erscheinen, außer aus freiem Willen; 4. das Reich soll kein Lehen in Oesterreich haben, und wenn ein Fürst, oder eine andere adelige oder nicht adelige Person lehenbare Besitzungen in Oesterreich hat, so sollen dieselben nicht eher einem Andern verliehen werden dürfen, bis sie nicht vorher dem Herzoge bestanden, dem sie widrigenfalls anheimfallen; 5. der Herzog von Oesterreich soll in keinerlei Streitigkeiten und Angelegenheiten vor dem Reiche oder vor wem immer zu Recht zu stehen schuldig seyn; er kann, wenn er will, einen seiner Vasallen oder Unterthanen bestimmen und von ihm Recht nehmen. Auch kann er, wenn er zum Zweikampfe gefordert wird, durch einen anderen Mann guten Leumunds kämpfen, welchen Kämpfer an diesem Tage Niemand mit Zumuthung behelligen darf; 6. was der Herzog in seinen Landen thut oder befiehlt, soll weder der Kaiser, noch eine andere Gewalt unter irgend einem Vorwande umändern; den Geboten und Verboten des Herzogs muß in seinen Landen gehorcht werden; 7. stirbt der Herzog ohne Erbsohn, so fällt das Herzogthum seiner ältesten zurückgelassenen Tochter zu; 8. der älteste unter den Herzogen hat die Herrschaft über das Land; nach ihm fällt sie dessen ältestem Sohne erblich zu, doch so, daß sie nie von dem Stamme des Blutes weg kommt, und daß das Herzogthum Oesterreich zu keiner Zeit getheilt werden darf; 9. wenn ein Einwohner der österreichischen Lande, oder wer darin Besitzungen hat, sich heimlich oder öffentlich eines Vergehens gegen den Herzog schuldig macht, so soll er demselben mit Leib und Gut verfallen seyn; 10. das Reich soll dem Herzoge gegen alle seine Feinde und Beleidiger beistehen und ihm zu seinem Rechte verhelfen; 11. der Herzog von Oesterreich soll (eine besondere Auszeichnung) seine Lehen von dem Reiche empfangen in seinem fürstlichen Kleide, auf dem Haupte den mit gespitztem Kranze oder Zinkenkrone umgebenen Herzogshut, in der Hand einen Stab und auf seinem Pferde sitzend; 12. der Herzog darf in allen seinen Landen Juden und öffentliche Geldausleiher, die man gemeinhin Gawertschin (Cahorsiner, nach welchem Orte sich die Wechsler und Geldnegotianten vorzugsweise benannten) nennt, halten, ohne Nachtheil für das Reich; 13. wenn der Herzog auf öffentlichen Reichstagen erscheint, soll er den Palatin-Erzherzogen gleichgeachtet werden, und in dem Sitze und Gange zur rechten Seite des Reiches den ersten Platz nach den Kurfürsten einnehmen; 14. der Herzog soll freie

Macht haben, falls er ohne Erbkinder verstürbe, seine Lande zu schenken und zu verleihen an wen er will, und soll in das Reich nicht daran hindern dürfen; 15. das Herzogthum Oesterreich soll alle und jede Rechte, Privilegien und Verwilligungen besitzen, welche bekanntlich die übrigen Fürstenthümer des Reiches genießen; 16. wenn die Districte und Gebiete des Herzogsthums erweitert werden durch Erbschaft, Schenkung, Kauf oder sonstige Anfälle, so sollen alle gemeldeten Rechte, Privilegien und Verwilligungen auf diese Erweiterungen übergehen." —

Groß und wichtig waren die Rechte und Begünstigungen, welche dieser Friderianische Freiheitsbrief den Beherrschern und dem Lande Oesterreich zusprach. Abgesehen, daß er jene von Markgrafen zu Herzogen erhob, und, freilich mit Zurücknahme Baierns, Oesterreich durch das Gebiet ob der Enns vergrößerte; sicherte, mehrte und verselbstständigte er die Macht der österreichischen Fürsten, indem er sie der Einmischung des Reiches in die inneren Angelegenheiten gänzlich entzog, widerspänstigen Vasallen das Recht der Berufung an das Reich nahm, und dadurch dem Streben mancher Großen nach Reichsunmittelbarkeit (was in anderen deutschen Ländern später zu so vielen Verwirrungen und langwierigen Prozessen Anlaß gab) frühzeitig vorbeugte, und die Lehensverhältnisse zum Reiche fast auf eine bloße Formalität beschränkte; indem er ferner, während die Verleihung der österreichischen Markgrafschaft bisher von der Willkür des Reichsoberhauptes abgehangen hatte, jetzt feierlich die Erblichkeit der neuen Herzogswürde in der herrschenden Familie aussprach, dieser Erblichkeit in dem Rechte der Erstgeburt bestimmte Ordnung vorzeichnete, und sie, bei Ausgang der männlichen Linie, auf die weibliche ausdehnte; endlich durch den Grundsatz der Untheilbarkeit die ungeschwächte Macht und Stärke des Staates sicherte. — Wie außerordentlich auch die Freiheiten und Rechte waren, welche der Kaiser Friedrich durch jene Urkunde dem Hause Oesterreich anheimgegeben, so waren sie doch nur eine verdiente, ja noch kaum aufwiegende Belohnung des großen Dienstes, den ihm Heinrich Jasomirgott durch seine großmüthige Verzichtleistung auf seine wohlerworbenen Rechte an Baiern geleistet. Hätte dieser sie weiter verfolgen wollen, so würde der Kaiser, der mit seinem Ausspruche zu Gunsten Heinrich's des Löwen offenbar zu weit gegangen, in die äußerste Verlegenheit gerathen, und ein erneuter heftiger und langwieriger Parteienkampf in Deutschland unvermeidlich gewesen seyn. Nicht nur dem Kaiser war diese Beilegung aller Zwistigkeiten durch Jasomirgott's

edle Bereitwilligkeit hochwillkommen, sondern auch im ganzen deutschen Reiche herrschte überall nur Ein Gefühl der Freude, und es soll, nach den Worten eines spätern Geschichtschreibers, das Ansehen gewonnen haben, „als ob neue Menschen und eine neue Erde erschaffen, und der Himmel selbst fröhlicher und gütiger anzusehen.“

Um so höher war des Jasomirgott Nachgiebigkeit zu rühmen, da er schon durch manche tapfere That bewiesen, daß nicht Mangel an Muth ihn dazu gebracht, und da er auch später noch in Fehde und Widerstand zeigte, daß seine fürstliche Hand, die er zum Frieden und zur Versöhnung geboten, nicht für das Schwert erlahmt sey. Schwer entbrannte des Kaisers Zorn gegen die Mailänder, die ihn schon bei seinem früheren Zuge nach Italien gereizt, dann aber sich mit anderen Städten gegen die ihm treugebliebenen verbunden, und die von ihm geschleifte Stadt Tortona wieder aufgebaut hatten. Schon **1156** auf dem Reichstage zu Nürnberg wurde ein Heereszug nach Italien beschlossen, doch erst nach zwei Jahren kam er zu Stande. Den Kaiser begleiteten die vornehmsten Reichsfürsten, unter ihnen auch Herzog Heinrich Jasomirgott, obschon er, nach den Worten des Freiheitsbriefes, nur zum Zuge gegen Ungarn verpflichtet gewesen wäre, mit einem österreichischen Heerhaufen und **600** Ungarn. Am **25.** Juli **1158** begann man Mailand zu berennen. Scharf wehrten sich die Mailänder, auf eine zahlreiche Besatzung pochend. Sie fügten dem Heere des Kaisers manchen Schaden zu, und tödteten ihm unter anderen wehrhaften Männern den in Oberösterreich und Steyermark reich begüterten Grafen Ecbert von Püten, der neben der Grafschaft Neuburg jenseits des Inn die Herrschaften Lambach, Schardingen und Formbach besaß, welche nun dem Herzoge Ottokar von Steyer, von ihm aus aber **1192** dem Sohne und Nachfolger des Jasomirgott zufielen. Der Herzog von Oesterreich half durch Tapferkeit und Wachsamkeit die Noth der Mailänder mehren. Er lockte sie an einem Stadtthore, dessen Hut von außen ihm anvertraut worden, zu einem Ausfalle, und warf sie dann in wilder Flucht und mit schwerem Verluste zurück. Damals ahnete er nicht, daß dieselbe Stadt, welche er einem fremden Gebieter erobern half, dereinst als köstlicher Stein in Oesterreichs Krone prangen werde. Die geängstigte Stadt sprach endlich seine und des Böhmenkönigs Wladislav (II.) Vermittelung bei dem erzürnten Kaiser an, und der Friede wurde geschlossen. Doch nicht lange sollte er währen. Bald erregten die Mailänder, durch neuen Uebermuth und neuen Aufruhr, des

Barbaroſſa verdoppelten Zorn. Mit furchtbarer Macht rückte er 1162 abermals vor die Stadt, nahm die verzweiflungsvoll Ringende mit der unwiderſtehlichen Kraft des Heldengrimms, brach ihre Mauern, tilgte ihre Häuſer, ihre Paläſte von der Erde, ließ Salz auf den Platz ſtreuen zum Zeichen ewiger Vertilgung, den Pflug in dem kahlen Boden wühlen, der die ſtolze Stadt getragen, und ſtieß ihre Bewohner in die obdachloſe Fremde. Eine entſetzliche Wunde hatte des Ghibellinen Schwert den Guelfen in Italien geſchlagen; dennoch erſtickte ſie den alten Haß nicht, tödtete nicht den alten Trotz.

Noch wildere Kämpfe ſtanden in Ausſicht. Die ſchöne Zauberin Italia hatte den kaiſerlichen Hohenſtauffen in ihrem Wundergarten verſtrickt, und ſchüttete alle Pfeile der Liſt und der Wuth über ſein edles Haupt. Mit vergrößerter Heftigkeit erneute ſich der Zwieſpalt zwiſchen Kirche und Thron. Schon vor dem erſten Feldzuge gegen Mailand war es zu Mißverſtändniſſen zwiſchen dem Papſte Hadrian und dem Kaiſer Friedrich gekommen, die jedoch, namentlich durch das ſtandhafte Feſthalten der deutſchen Biſchöfe an dem Kaiſer, vorläufig beigelegt wurden. Als aber durch Mailands erſte Einnahme der kaiſerliche Einfluß in Italien ſich bedeutend hob, brach der verhaltene Unwille doppelt gewaltſam hervor. Der Papſt beklagte ſich in einem Schreiben voll heftiger Ausdrücke, daß bei jenen Feldzügen die kaiſerlichen Beamten auch von Ortſchaften des Kirchenſtaates Kriegslieferungen eingetrieben, und verweigerte dem Kaiſer den Wunſch, den neuen Biſchof zu Ravenna zu beſtätigen. So wurden von beiden Seiten bittere Reden, beleidigende Schriften gewechſelt. Als die Fehde ihrem Ausbruche am nächſten war, ſtarb (1159) der Papſt Hadrian. Die neue Papſtwahl trieb die Spannung der Factionen auf den höchſten Punkt. Die der Zahl nach ſtärkere Partei der Kardinäle, die ſogenannte ſicilianiſche, wählte den Kardinal Roland, bisherigen Kanzler der römiſchen Kirche, unter dem Namen Alexander III. zum Papſte; die kaiſerlich geſinnte, unterſtützt von dem niederen Clerus und dem Volke, den Kardinal Octavian als Victor III. Der Kaiſer wollte, nach dem Muſter ſeiner früheren Vorgänger, den Streit zwiſchen beiden Päpſten durch eine Kirchenverſammlung entſcheiden laſſen. Aber Alexander erklärte, als rechtmäßiger Papſt von keiner Kirchenverſammlung gerichtet werden zu können, ſprach den Bann aus gegen den Gegenpapſt Victor, gegen den Kaiſer und deſſen Anhänger, und entband die Unterthanen des Eides der Treue. Feſt,

mit unwandelbar deutschem Gemüthe, hing der Herzog Oesterreichs an seinem Kaiser. Seinen eigenen Bruder, den Erzbischof Konrad von Salzburg, mußte er dem Hasse der Parteien geopfert sehen; denn als Konrad, dem Papste Alexander anhänglich, den Bann über den Kaiser erneuerte, that ihn dieser in die Acht. Salzburg wurde verwüstet und Konrad verjagt; noch als Flüchtling und Geächteter sprach er mit unerschütterlicher Standhaftigkeit seine Ueberzeugung aus. Der gewaltige Kampf rief auf beiden Seiten Gefühle des Muthes und selbstaufopfernder Treue in's Leben. In dem Salzburger Kapitel lebte Konrad's muthiger Geist auch nach seiner Vertreibung fort. Es wählte, ohne den Kaiser zu befragen, Alberten, Sohn des Königs Wladislav von Böhmen und Getrudens, einer Schwester Konrad's und des Herzogs von Oesterreich. Aber des Kaisers strafender Arm erhob sich abermals gegen Salzburg, verjagte auch Alberten und mit ihm alle baierischen Prälaten von Alexander's Partei. Willig bot Jasomirgott dem Kaiser seine Hilfe; doch gestattete er, mild und aufgeklärt, durchaus nicht, daß Anhänger Alexander's in seinem Lande verfolgt und gekränkt werden dürften, obschon er den Kaiser dadurch mißtrauisch machte.

Als im Jahre **1165** der Herzog Heinrich die Verlobung seiner Tochter mit dem Könige Stephan **III.** von Ungarn feierte, kam Kaiser Friedrich von Passau aus zu Wasser nach Wien, wo er durch vierzehn Tage verweilte, und, da der Gegenpapst Victor ein Jahr früher verstorben, den Herzog bewog, ihm eidlich die Anerkennung des Papstes Pascal gegen den Papst Alexander zu geloben. Bei dieser Gelegenheit hatte der Kaiser, gegen eine Summe Geldes, dem Könige Stephan seinen Beistand gegen den griechischen Kaiser Emanuel zugesagt, der durch allerhand Umtriebe das ungarische Reich als ein Zinsfürstenthum unter Konstantinopels Einfluß zu beugen trachtete. Da aber den Kaiser Friedrich die italischen Händel von persönlichem Einschreiten abhielten, so gab er **1167** dem Herzoge Heinrich und dem Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach den Auftrag, die Mißhelligkeiten zwischen dem ungarischen und dem griechischen Hofe zu vermitteln. Sie gingen zu Emanuel nach Sardika (Sofia), wurden von dem schlauen Griechen köstlich bewirthet, konnten aber sonst nichts von ihm erlangen. Als noch in demselben Jahre Stephan gegen Emanuel, der des Ersteren aufrührischen Bruder Bela heimlich und offen unterstützte, die Waffen zu ergreifen genöthigt war, führte Herzog Heinrich ihm, als seinem Schwiegersohne, einen Heerhaufen zu.

Doch gestatteten theils der Griechen Uebermacht, theils die inneren Unruhen Ungarns, wenig ersprießliche Erfolge für Stephan und dessen Bundesgenossen.

Fehden und Verwüstungen verbitterten des edlen Herzogs letzte Tage. Der Markgraf Konrad von Mähren, verbunden mit dem unruhigen Herzog Sobieslav von Böhmen und steyerischen Edlen, fiel im August 1176 in Oesterreich ein, und streute weithin die Saat der Zerstörung und des Todes. Von manchen Seiten hat man behaupten wollen, Kaiser Friedrich selbst habe durch heimliche Aufstachelung jene Feinde nach Oesterreich gelockt, aus Unmuth darüber, daß der Herzog auf dem Reichstage zu Regensburg nicht seine Stimme zur Absetzung und Aechtung des Erzbischofs Albert von Salzburg gegeben; welcher Anlaß jedoch kaum zu vermuthen. Heinrich zog den Böhmen und Mährern entgegen, begierig, die erlittene Unbill zu rächen. Aber der zahllose Schwall der Feinde überzeugte den kriegserfahrenen Fürsten, daß Widerstand im freien Felde unmöglich. Er zog sich in das Innere seines Landes zurück, um hinter befestigteu Plätzen die Macht des Gegners nach und nach zu brechen. Auf dem Rückzuge nach Wien brach unter der Last seiner Geharnischten eine Brücke; er stürzte mit dem Rosse und zerschmetterte sich das Bein. Wenige Tage darauf starb der ritterliche Fürst (13. Januar 1177), in einem Alter von 62 Jahren, und wurde in Wien, in der von ihm gestifteten Benedictinerkirche zu den Schotten, beigesetzt. Er hatte mit Besonnenheit und weiser Mäßigung sich unter Gefahren und Stürmen aller Art behauptet, mit Entsagung hingegeben, was sich nicht retten ließ, mit Kraft gewahrt, was sein eigen geworden, und voll Treue und Eifer für den Freund und Kaiser, sich mild und gerecht Jenen erwiesen, die der feindlichen Partei gehuldigt. Wie im Sprüchworte und im gleichlautenden Beinamen, so trug er den Gott im Busen, und blieb seinem edlen Selbst getreu in allen Brandungen der Zeit, in allen Lockungen der Verhältnisse. Durch Erwerbung des Landes ob der Enns gestaltete er Oesterreich zu einem geschlossenen Ganzen, und gewann dem jungen Staate Rechte und Hoheiten, deren sich kaum ein anderes Reichslehen in gleichem Umfange zu erfreuen hatte. Durch ihn trat auch Wien, das einstige Fabiana, aus altem Schutte der Zerstörung und Vergessenheit wieder in die Reihe der namhafteren Orte ein. Zwar war Wien schon vor ihm zu einem haltbaren Platze herangewachsen, so daß er innerhalb desselben sich den Verfolgungen der Ungarn entziehen konnte. Aber er schmückte und verherrlichte Wien durch Gebäude und Stiftungen,

und erhob es zu seiner Residenz. Auch stellte sich unter ihm erst eigentlich der Name des Ortes fest, und in Urkunden seiner Zeit liest man wiederholt von der „Stadt Faviana, die jetzt Wien heiße.“ Der damals noch zu geringe Umfang Wiens vermochte nicht einmal die großartigen Bauwerke alle aufzunehmen, mit denen der edle Herzog es zu zieren gedachte. So begann er **1144** durch den Baumeister Octavian Wolzner aus Krakau den Bau der ersten Pfarrkirche zu St. Stephan, zwar außerhalb der Stadt damals, doch nahe an der Ringmauer, die dazumal auf jener Seite von dem einstigen Peilerthore den Graben hinunter bis zum Freisinger= (Trattner=) Hofe, und durch das Schlossergäßchen auf die Brandstatt hinlief, wo gegen St. Stephan hin ein kleines Thor sich öffnete. Spätere Anbaue haben die ursprüngliche Gestalt sehr verändert; doch beurkunden noch heutiges Tages der steinerne Chor am Riesenthore und die beiden vorderen oder Heidenthürme, damals die Ecken des Gebäudes, die Periode und die Vorzüglichkeit des Urbaues, die Kräftigkeit und den edlen Geschmack ihrer Gründer. Bischof Reginbert von Passau weihete **1147** die neue Kirche ein, und übertrug auf sie die pfarrherrlichen Rechte der alten, durch die Magyaren zerstörten Kirche zu St. Peter.— Hochverehrt waren zu jener Zeit die Schotten und Irländer (Hyberner) durch frommen Wandel, weisen Jugendunterricht und hohe Begeisterung im Predigen des Kreuzes. Ihre Missionen reichten hinab bis in's tiefste Rußland, und kein Kloster in Deutschland genoß höheren Ruhm, als das der Schotten zu St. Jacob in Regensburg. Herzog Heinrich berief sie nun auch nach Wien, bauete ihnen **1155** — **1158** außerhalb der, damals beim heutigen Heidenschusse geschlossenen Stadt, die Benedictiner=Abtei, zu den Schotten genannt, und gab ihnen, durch den in letzterem Jahre ausgestellten Stiftsbrief, Stab und Gericht und Blutbann über all' ihre Dienstleute und Leibeigenen, in des Klosters nächster Umgebung die Asylsrechte (Freiung), Unabhängigkeit der Abteswahl, Grundherrlichkeit und pfarrherrliche Rechte im vorgezeichneten Gebiete. Auch übergab er dieser Abtei die, dem herzoglichen Patronatsrechte unterstehenden Kapellen St. Pancraz, St. Ruprecht, St. Peter und Maria=Stiegen, wie auch die Kirchen zum heiligen Kreuz in Tuln, zu St. Stephan in Krems, St. Coloman's zu Laa, und die Pfarren zu Pulka und Eggendorf. — Desgleichen erneuerte und erweiterte er die Kirche U. L. F. am Gestade oder Maria=Stiegen genannt, welche **1154** durch des Herzogs Bruder, den in seiner Ueberzeugung schwer geprüften und muthvoll bestandenen

Bischof Konrad von Passau, eingeweiht wurde. — Gleichzeitig mit St. Stephan bauete Herzog Heinrich sich zu Wien eine Burg zu seinem Wohnsitze. Mit Mauern und Gräben wohlversehen, stand sie am nordwestlichen Ende der damaligen Stadt, auf dem Platze, der noch jetzt nach ihr der „Hof" heißt, an der Stelle des jetzigen Kriegsgebäudes. Als sechs Jahrhunderte später (1756) die gegen die Bognergasse gerichtete Seite des Jesuiten-Profeßhauses erneuert wurde, entdeckte man die deutlichen Spuren des alten Burggrabens.

Aus seiner zweiten Ehe, mit der griechischen Theodora, die ihren Gemal um acht Jahre überlebte, hinterließ Herzog Heinrich zwei Söhne und eine Tochter: nämlich Leopold, geb. 1157, der mit dem Beinamen des „Tugendhaften" seinem Vater in der Regierung folgte; Heinrich, welchem zu seinem standesmäßigen Unterhalte der Genuß eines Districtes, umschließend die Ortschaften Mödling, Neudorf, Salenau, Draßkirchen, Waltersdorf, Kaisersberg und vermuthlich auch Gumpoldskirchen, angewiesen wurde (geb. 1158, gest. 1223), und mit dessen gleichnamigem Sohne, der sich Herzog von Medlingen nannte, diese Seitenlinie um 1236 wieder erlosch; Agnes, an Stephan III. von Ungarn verheiratet.

Durch die Bestimmung des Fridericianischen Freiheitsbriefes: daß die Herrschaft über das Land dem ältesten unter den Herzogen zustehe, und nach ihm dessen ältestem Sohne erblich zufalle, war Leopold's Nachfolge im Herzogthume Oesterreich gegen jeden Zweifel festgestellt. Wenn derselbe gleichwohl, nach seines Vaters Ableben, den Kaiser in Italien aufsuchte, und dort im Schlosse Candelare bei Pesaro die Belehnung einholte, die er, laut der Worte jenes Freiheitsbriefes, ruhig ihm eigenen Lande hätte erwarten können, so waren wohl Angelegenheiten und Besprechungen anderer Art der eigentliche Anlaß dieser Reise. Nach seiner Rückkehr war es die erste ritterliche Sorge des zwanzigjährigen Herzogs, die Mährer zu züchtigen für ihren Einfall und ihre Verwüstungen in Oesterreich, wodurch sie seinem ruhmreichen Vater das Leben verkümmert und verkürzt. Er brach in Mähren ein, belagerte Olmütz, rächte Verwüstnng durch Verwüstung, und schaffte so sich Frieden.

Im deutschen Reiche war eine kurze Ruhe eingetreten, ein tiefes Aufathmen von dem langen Streite zwischen Thron und Kirche. Das Unglück seiner Waffen in Italien, der Abfall jener Freunde, auf die er am meisten gebaut, stimmten den kriegsfreudigen Kaiser Friedrich trüber und milder.

Zu Venedig den 1. August 1177 versöhnte er sich mit seinem großen Gegner, dem Papste Alexander. So sah denn wieder der Kaiser die kirchlichen, der Papst die weltlichen Angelegenheiten mit günstigerem Auge an. Als daher im Jahre 1187 die Schreckenskunde nach Deutschland kam, daß der gefürchtete Salaheddin, Sultan von Aegypten und Syrien, den Christen Jerusalem wieder entrissen, und der Papst die Fürsten des Abendlandes aufrief, die heilige Stadt den Ungläubigen abzuringen: da folgten dem frommen Rufe nicht nur die Könige Frankreichs und Englands, Philipp August und der Held der Lieder, Richard Löwenherz, sondern auch der greise Kaiser Friedrich nahm, um seiner Versöhnung mit der Kirche die Krone aufzusetzen, auf dem Reichstage zu Mainz feierlich das Kreuz. Im Jahre 1189 setzte sich der Zug, auf sechsmalhunderttausend Köpfe angewachsen, in Bewegung. Von Regensburg kam der Kaiser im Maimonat nach Wien, wo Leopold ihn mit großen Ehren aufnahm. Ein reinerer und edlerer Geist sollte diesen Kreuzzug auszeichnen. Ueber fünfhundert Krieger, die nur Raubsucht, Unehre und schnöde Begierde zu der Fahrt getrieben, wurden schimpflich hinweggewiesen, damit kein räudiges Schaf das Heer entweihe, das Gottes Sache auf Erden verfechten sollte. Den Herzog Leopold lud der Kaiser freundlich zur Theilnahme am Zuge ein; doch mußte jener, der schon vor sieben Jahren einen kurzen Kreuzzug in das gelobte Land unternommen, von dessen Erfolgen die Geschichte nichts Wesentliches aufgezeichnet hat, für den Augenblick diese Einladung ablehnen, da die Uebertragung und Erwerbung des Herzogthums Steyer, auf welchen Gegenstand wir weiterhin zu sprechen kommen, und die darob mit dem Ungarnkönige Bela entstandenen Gränzirrungen, ihn eben in Oesterreich festhielten. Durch Ungarn ging der Zug ungestört von Statten. Aber in Griechenland und Asien wurden, ungeachtet der vom griechischen Hofe und vom Sultan von Ikonium gemachten Verheißungen, dem Kreuzheere vielfache treulose Schlingen gelegt, so daß der Kaiser sich mit dem Schwerte den Weg bahnen und seinen Kriegern den nöthigen Unterhalt erkämpfen mußte. Leopold erfuhr diese Unfälle, wie auch den Sieg über die Seldschucken, der den Weg nach Syrien geöffnet, durch Briefe des Kaisers und des den Zug begleitenden Bischofs Diepold von Passau. Da litt es den ruhm- und kampfbegierigen Leopold nicht länger in der Heimat, er ordnete seine Angelegenheiten und trat (1190) getrost die Reise nach Palästina an. Doch den hohen Kaiser Friedrich sollte er nicht

mehr ſehen; im Fluſſe von Selefke, d. i. im Calycadnus, hatte der große Hohenſtauffe ſeinen Tod gefunden (10. Juni 1190), minder glücklich, als einſt der macedoniſche Alexander, welcher der kalten Flut des benachbarten Cydnus mit einem bloßen Fieber entrann. — Herzog Leopold und ſein Bruder, der ältere Heinrich von Medling (der den hochtönenden und doch harmloſen Titel: „Von Gottes Gnaden der, der ich bin," ſich beigelegt und den Freuden des Geſanges und der Jagd huldigte), brachen auf mit zahlreichen Mannen von Oeſterreich und Steyer, vom reichen Köln und vom Niederrheine, zogen zu Waſſer nach Brindiſi in Sicilien, von da nach Paläſtina. Dort hatte inzwiſchen die Peſt fürchterliche Herrſchau im Heere der Kreuzfahrer gehalten; der Hunger und die Saracenenſäbel lichteten die Reihen der Uebriggebliebenen. Eine mannhafte That mußte die entmuthigten Schaaren wieder ſtählen, den Uebermuth der Feinde brechen. Und ſie geſchah vor dem Bollwerk Syriens, vor Ptolomais, dem heutigen Acre (St. Jean d'Acre). Hier, wo beinahe ſieben Jahrhunderte ſpäter (4. November 1840) wiederum ein Erzherzog von Oeſterreich, der heldenmüthige Sohn eines Helden, ſeines Hauſes ſiegreiches Banner aufpflanzte, war Herzog Leopold mit Richard Löwenherz der Vorderſte des Sturmes vom 24. Juli 1191. So tief war er mitten in die Schaar der Feinde gedrungen, ſo unabläſſig hatte ſein deutſches Schwert unter den Saracenen gemäht, daß ſein weißer Wappenrock von oben bis unten in Blut gebadet ſchien, und nur der ſchmale Streif weiß geblieben war, den der Gürtel bedeckte. Dies gab, wie die Ueberlieferung meldet, das Vorbild zu Oeſterreichs neuem Wappenſchilde mit dem weißen Querbalken im blutrothen Felde. Der Löwenherz aber, ſtark und gewaltig, doch auch unverträglich und neidſüchtig, entbrannte in Eiferſucht und Zorn gegen den öſterreichiſchen Helden, mit welchem er den Ruhm des Tages theilen ſollte. Schon während der Belagerung hatte Richard das ganze Kreuzheer gegen ſich erbittert: die Deutſchen, weil er ſie geſchmäht und hintangeſetzt; die Franken, weil er ſie einmal beim Sturme verlaſſen, ſo daß die Muſelmänner ihnen in den Rücken kamen und ihre Belagerungswerkzeuge verbrannten; ja ſeine eigenen Barone, die unter der Tyrannei ſeiner wilden Launen ſeufzten. Nicht genug, daß er den Herzog Leopold von allem Antheil an der Beute und den Gefangenen ausſchloß, wollte er auch nicht leiden, daß dieſer ſein Banner in dem eroberten Platze aufpflanze. Nachdem er perſönlich gegen den Herzog beleidigende und drohende Reden ausgeſtoßen, that er, was er

schon während der Winterquartiere zu Messina mit der fränkischen Fahne versucht, er ließ Oesterreichs Banner herabreißen und durch den Koth schleifen. Heiß wallte das Blut in den Adern des edlen Herzogs, und gern hätte er auf der Stelle die arge Schmach vergolten. Aber jeder blutige Zwist zwischen den Kriegern des Kreuzes war von der Kirche mit dem großen Banne und mit der weltlichen Acht belegt. Mit Thränen des Zornes in den Augen, befahl er seine Rache dem Himmel. Richard begnügte sich nicht mit jener Beleidigung. Bei der Wiederherstellung der Festungswerke von Ascalon schmähte er Leopolden beinahe noch bitterer, so daß die Oesterreicher ergrimmten und ihren Herzog zur Rückkehr nach Ptolomais bewogen. Auch hatte Richard des Leopold Blutsverwandten, den König Isaak von Cypern und dessen Tochter, zur Verhöhnung seines gegebenen Wortes, in silberne Fesseln schlagen lassen, den Frankenkönig beleidigt, dem Herzoge Burgunds den rückständigen Sold geweigert, den Markgrafen Konrad von Montferat und Tyrus geächtet, ja denselben — wie man allgemein, jedoch unerweislich ihm vorwarf — durch die Assassinen meuchelmorden lassen. So hatte er durch Trotz, Gewalt, Habgier und Gehässigkeit alle Theile gleich sehr gegen sich aufgebracht und, indem er Uneinigkeit und Eifersucht aussäete, den Zweck des Kreuzzuges großentheils durch seine Schuld vereitelt. Philipp August und Leopold kehrten heim in ihre Staaten. Richard stand allein im heiligen Lande und mußte bei Salaheddin den Frieden suchen; denn seinen Thron bedrohte sein eigener Bruder Johann, und Philipp August überfiel Englands Gränzen. Wohl war sich Richard bewußt, wie arg er Alle beleidigt und herausgefordert; darum getraute er sich nur verkleidet durch die christlichen Länder zu schleichen, um die gefährdete Krone zu retten. Er durchschiffte Adria's Meer, landete zuerst auf Korfu, dann zwischen Ragusa und Zara, und wendete sich von da wieder seitwärts, um zwischen Venedig und Aquileja das Land zu gewinnen. Der Kaiser Heinrich VI. hatte längs der ganzen Gränze Befehl ergehen lassen, dem Löwenherz aufzulauern und ihn als Reichsfeind einzufangen. Scharfe Obacht führten, um dem Begehren des Kaisers zu entsprechen, Graf Meinhard von Görz, Schirmvoigt von Aquileja und Herr im Küstenlande, und Friedrich von Pettau, des Salzburger Erzbischofs Vicedom zu Friesach; doch gelang ihnen nur, Dienstleute des Königs zu fangen. Richard selbst nahm den treuen William Stagny, einen der deutschen Sprache kundigen Knaben, vor sich auf das Roß, gelangte

glücklich über die Landmarken Kärntens und Steyers, irrte fremd und der Wege unkundig durch Berge und Schluchten, der Donau zustrebend, um dann durch das befreundete Böhmen nach Braunschweig zu seiner Schwester Mathilde zu kommen, der Gemalin Heinrich's, des gebeugten, doch noch immer gefürchteten Löwen. In Steyer und in Oesterreich bisher der Wachsamkeit der Gränzhüter Leopold's entgangen, erreichte er endlich die Donau und sah Wien vor sich, den Sitz des Herzogs, an dem er sich so schwer vergangen. In einer Hütte des Dörfchens Erdberg (auf der heutigen Wiener Landstraße), wo Fischer ihre Netze ausbreiteten, doch auch manche Edle des Landes ihre Maierhöfe und Lustgärten hatten, suchte der abgemüdete Flüchtling Ruhe und Erfrischung, und hier ereilte ihn sein Schicksal. Vielfältig und abweichend werden die Umstände seiner Gefangennehmung erzählt. Nach Einigen wurde er, aus Schuld der Sorglosigkeit seiner Diener, in seinem Bette schlafend überrascht, nach Anderen durch die Unvorsichtigkeit des Knaben entdeckt, den er in die Stadt nach Lebensmitteln gesendet, wo derselbe fremde Münzen wechselte und kostbare Kleinodien sehen ließ. Noch Andere berichten: er habe, meinend, gerade durch das unerhörteste Wagniß den Verdacht zu entwaffnen, sich ohne Weiteres in des Herzogs Hofküche begeben, habe dort ein Huhn am Spieße gedreht, und sey an einem kostbaren Ringe, den er mit gewohnter Unbesonnenheit vom Finger zu ziehen vergessen, erkannt worden, oder sey in Erdberg beim Bratenwenden überfallen worden. Der Herzog verfügte auf diese Nachricht sich mit Rittern und Reisigen an die Stelle, und als Richard unnützen Widerstand zu leisten Miene machte, sprach er zu ihm: „Vergebens, König, ist dein Vermummen und Verbergen; deine Züge verrathen dich. Lass' ab vom unbesonnenen Widerstande gegen die Uebermacht, und bedenke, daß wir nicht so sehr als deine Feinde, denn als deine Retter gekommen; denn wärest du den Anhängern des getödteten Montferat in die Hände gefallen, sie hätten dir wahrlich von tausend Leben nicht eines übrig gelassen." Dies geschah am 21. December 1192, nachdem Richard am 9. October in Syrien die Anker gelichtet. Hätte er dort nur fünf Monate länger ausgeharrt, so würde, durch den Tod des großen Salaheddin am 4. März 1193, sich im Oriente Alles anders gestaltet haben. Der Herzog eilte, Richard's Gefangennehmung dem Kaiser zu melden, und dieser, darüber hoch erfreut, berichtete dies sogleich durch Umlaufschreiben nach Deutschland und Italien

und an den König Philipp August von Frankreich. Leopold „empfing den König schön und würdiglich, doch hielt er ihn festiglich gefangen," meldet die Chronik. — Er übergab ihn der Obhut des mannhaftesten Ritters in Oesterreich, des Hadmar von Kuenring, der ihn auf das steil emporstrebende, weithinschauende Felsenschloß Dürrenstein bei Krems an der Donau führte. Kaiser Heinrich VI., voll bitteren Grolles gegen Richard und geizig besorgt, den Antheil des schweren Lösegeldes zu verlieren, begehrte den Gefangenen von Leopold in seine eigene Haft. Leopold, erst Sicherheit für seine eigenen Forderungen an Richard und seinen Antheil am Lösegelde verlangend, zögerte mit der Auslieferung. Dafür beschuldigte ihn der gereizte Kaiser — dem Namen, doch nicht dem Gemüthe nach ein Hohenstauffe — gefährlicher Umtriebe in Sicilien und mit den Söhnen Heinrich's des Löwen. Einflüsterungen heimlicher Widersacher Leopold's verwickelten die Sache noch mehr; man suchte ihn glauben zu machen: der Kaiser wolle ihm seinen Gefangenen mit Gewalt entreißen. Der kraftvolle Leopold lieferte den Beweis, daß dies nicht so leicht gethan sey. Er stellte dem Kaiser zwar seinen Gefangenen nach Regensburg, führte ihn aber, als man über die Ausgleichung nicht einig werden konnte, kühn wieder mit sich zurück nach Oesterreich; so unerschrocken und nachdruckvoll wahrte er gegen den mächtigen und willkürgeneigten Kaiser sein Recht. Die Reichsfürsten entschieden zwar: dem Herzoge sollten seine gerechten Ansprüche an König Richard vorbehalten bleiben, doch müsse er ihn dem Kaiser ausliefern; dagegen lag der König von Frankreich dem Herzoge brieflich an, den Löwenherz, „der dazumal jenseits des Meeres Gott und Menschen beleidigt, den Mörder des Markgrafen Konrad," ja nicht herauszugeben. Endlich kam am 14. Februar 1193 zu Würzburg ein Vertrag zwischen dem Kaiser und dem Herzoge zu Stande. Der Letztere lieferte jenem den Gefangenen aus, bedingte sich aber Entschädigung für den von Richard ihm vorenthaltenen Antheil an der Beute und an den gefangenen Saracenen von Ptolomais, Lösegeld, Befreiung des durch Richard in Ketten geworfenen Königs von Cypern und seiner Tochter, und ein Eheverlöbniß zwischen seinem (Leopold's) Erstgeborenen, Friedrich, und Eleonoren, Richard's Bruderstochter. Heinrich VI. bewahrte nun den Löwenherz auf der Burg der Reichskleinodien, zu Trifels an der Queich. Der stolze Gefangene machte seinem Schmerze und seinem Ingrimme durch Lieder der Liebe und Sehnsucht wie des Spottes Luft, die er auf dem Walle zur Harfe sang, neckte

im untilgbaren Uebermuthe seine Wächter, indem er sie bald durch seine Riesenstärke erschreckte, bald sie unter den Tisch trank, und sich dann versteckte, an der Angst der Erwachenden sich weidend, die ihn nach Zaubererart durch die Lüfte entflohen wähnten. Als er eines Tages eines jener französischen Lieder anstimmte, die er daheim, in den Tagen der Freiheit, mit seinem Musikmeister Blondel gesungen, antwortete aus dem Thale herauf seinem Gesange plötzlich eine bekannte Stimme. Es war die des treuen Blondel, der, nach langem Umherirren im gelobten Lande und durch die deutschen Gauen, endlich den Aufenthalt seines Königs entdeckt hatte. Er fand Gelegenheit, denselben zu sprechen, und eilte sodann nach England zurück, um Alles für Richard's Befreiung in Bewegung zu setzen. Wie wenig auch Richard's Bruder, der abtrünnige Johann, sich anstrengte, des Königs Ketten zu brechen, um so eifriger und unaufhaltsamer nahm seine Mutter, Eleonore von Guyenne, fast achtzigjährig, doch noch immer heißen Blutes, des Befreiungswerkes sich an. Durch Umtriebe, Verträge und Opfer an Geld und Bitten gelangte sie zum Ziele, und am **13. Mai 1194** setzte Richard frei und fröhlich zu Sandwich den Fuß wieder auf englischen Boden, wo er, voll unritterlichen Geizes, unter dem Vorwande des Lösegeldes sofort ungeheure und unerschwingliche Abgaben eintreiben ließ, und man für das dem Könige zugefügte Leid sich dadurch schadlos hielt, daß man den Oesterreichern, durch die er zuerst der Freiheit beraubt worden, die fabelhaftesten Dinge hinsichtlich ihres viehischen Aussehens, Sprechens und Wohnens nachsagte, sie als reißende Thiere schilderte, die kaum durch Gestalt den Menschen ähnlich — Lügen, so grob als lächerlich für die, welche in jenen Tagen Zeugen waren der Bevölkerung und des Wohlstandes in den Städten, des schwunghaften Handels, der Gewerbsamkeit, Kunst und des Wissens in der Ostmark. Auch unterließ man nicht, die Landplagen, die ein böser Zufall damals über Oesterreich ausschüttete: Dürre, schädliches Gewürm, Feuer- und Wassernoth und giftige Seuchen, als Schreckenszeichen des himmlischen Zornes darzustellen, und zu den wirklichen Uebeln erdichtete hinzuzufügen. Der Papst Cölestin **III.** wurde ebenfalls angegangen, die, einem Krieger Gottes angethane Gewalt durch geistliche Waffen zu rächen. Den Kaiser, auf dessen Befehl gleichwohl der ganze Hergang beruhte, ließ er ungekränkt; dagegen verhängte er über Leopold und Oesterreich Bann und Interdict, wenn das Lösegeld nicht zurückgestellt, die Geiseln nicht freigegeben würden.

Doch wurde der Bann in Oesterreich nie verkündet, vielmehr der Auftrag einem fremden und fernen Bischofe, dem von Verona, gegeben; damit man eines Theils nicht zuviel Gewicht darein lege, andererseits dem unabläßigen Anliegen Englands genüge. Die beiden Diöcesanen Albrecht von Salzburg und Wolfker von Passau waren so weit entfernt, die Sache in ihrer Strenge zu nehmen, daß sie dem Papste schrieben: sie hätten zwar durch das Gerücht davon gehört, könnten demselben aber, ohne unmittelbaren päpstlichen Auftrag, keine Folge leisten. Beweis genug, daß man damals in Deutschland diese Angelegenheit unbefangener und gerechter für den Herzog beurtheilte, als später durch oberflächliche Ansicht der Vorfälle und Verhältnisse geschehen ist. Da Richard, wegen seiner Einverständnisse mit dem sicilianischen Tancred, mit Heinrich dem Löwen und dessen Anhange, als Reichsfeind erklärt worden war, und alle Reichsfürsten den Befehl hatten, ihn zu greifen, so fällt alles Ungewöhnliche in Leopold's Verhalten weg. Derselbe that dabei nicht mehr noch weniger, als die anderen Fürsten, die dem Löwenherz auflauerten, als der Patriarch von Aquileja, der Erzbischof von Salzburg und Meinhard von Görz; nur daß nicht ihnen, sondern dem Herzoge, der rächende Zufall den fliehenden König in die Hände führte.

Leopold ließ auch weder durch das Geschrei Englands, noch durch den leichthin ausgesprochenen Bann sich irr' machen. Fortgrollend in seinem starken Herzen ob der Beleidigung in Ptolomais, vermaß er sich mit einem Schwure, die Geiseln hinrichten zu lassen, falls Löwenherz dem Vertrage untreu werde. Daher eilte einer der Geiseln, den das Loos getroffen, zu König Richard in die Normandie, und drängte ihn zur Erfüllung des Vertrages, um die Gefahr von den Häuptern der Schuldlosen abzuwenden. Richard übergab ihm am Weihnachtstage **1194** zu Rouen die Braut Eleonore für Leopold's Sohn, und des cyprischen Königs Isaak Tochter. Doch des edlen Herzogs Stunde hatte geschlagen.

Mit den Vorbereitungen eines neuen Kreuzzuges beschäftigt, der, trotz des auf ihm lastenden Bannes, seine Gesinnungen als christlicher Fürst und Ritter bekunden sollte, zog Herzog Leopold nach Graz, der Hauptstadt seines neu erworbenen Herzogthums Steyer. Hier feierte er mit ritterlichen Spielen das Fest St. Stephan's. Da traf ihn ein Unfall, ähnlich jenem, der seinem Vater den Tod gebracht. Bei einer schnellen Wendung auf dem Eise strauchelte sein Pferd, stürzte mit ihm nieder, und zerschmetterte ihm durch seine Last den

rechten Fuß. So unerträglich tobte der Schmerz der Wunde, daß Leopold flehendlich schrie: man möge ihm den Fuß abhauen. Erstarrt vom Schrecken standen die Zeugen des Vorfalls. Der Unglückliche kroch zu einem in der Nähe liegenden Beile, und befahl seinem Kämmerer, den Streich mit Kraft zu führen. Dreimal hieb die zitternde Hand des Dieners. Auf seinem Schmerzenslager beunruhigte den Herzog der Bann der Kirche. Reuerfüllt bat er um die Lossprechung. Der Erzbischof Adalbert gewährte sie ihm unter der Bedingung, sich dem Urtheile des Papstes zu unterwerfen, die Geiseln des Königs von England und den bereits empfangenen Theil des Lösegeldes herauszugeben. Dann erst sollte sein Leib in geweihter Erde ruhen. Leopold gelobte es unter Thränen; sein Sohn Friedrich und zwölf Landesedle verbürgten sich für die Erfüllung des Versprechens. Der fünfte Tag endigte die wilden Körperschmerzen des mannhaften Leopold. Er starb in der herrlichsten Kraft des Lebens, erst 37 Jahre alt, am letzten Tage des Jahres 1194, und ruht zu Heiligenkreuz im Kapitelhause. Er war ein ächter Ritter seiner Zeit, fromm und trotzig, reizbar und großherzig, treu in der Freundschaft und der Pflicht, aber auch beharrlich im Zorne, muthig und allgewaltig im Kampfe. Seine Gemalin, Helena, Tochter des Königs Geisa II. von Ungarn, mit welcher er sich 1173 vermält hatte, überlebte ihn bis 1199. Sie hatte ihm drei Kinder geboren: Friedrich (geb. 26. Dec. 1174), Leopold (geb. 15. Oct. 1176) und Agnes. Beide Söhne folgten ihm nach einander in der Regierung; von der Tochter schweigen alle Nachrichten. Das Gelübde, das er sterbend geleistet, scheint nach seinem Tode nicht im vollen Umfange erfüllt worden zu seyn. Zwar wurden die englischen Geiseln freigegeben; doch noch nach Jahren brachte Papst Innocenz III. die Rückzahlung des Lösegeldes vergebens in Erinnerung. Nicht nur die Volkssage, sondern auch die Reimchronik des diesem Ereignisse nahe stehenden Ennenkel rechtfertigen die Vermuthung, daß, wenn auch nicht die volle Summe, doch ein Theil jenes englischen Lösegeldes, zu der damals bewerkstelligten Ummauerung und Erweiterung Wiens verwendet worden.

Wir haben nun noch das wichtigste Ereigniß der Regierung Leopold's nachzutragen: die Erwerbung des Herzogthums Steyer. Herzog Leopold scheint, selbst nach Heinrich's des Löwen Aechtung, die ihm leicht zur günstigen Gelegenheit hätte werden können, keine Schritte gethan zu haben, um in den Wiederbesitz des Herzogthums Baiern zu gelangen. Dafür entschädigte ihn

das Schicksal durch eine Erwerbung ohne Streit, Gefahr und Unruhe. Herzog Ottokar **VI.** von Steyer, der Letzte aus dem Stamme der Traungauer, war krank und siech, ein Greis schon in Jünglingsjahren, keiner Leibeserben, wohl aber eines frühen Todes sich versehend. Da beschloß der kranke Fürst, sein von Ungarn aus oft bedrängtes Land an das herrlich und kraftvoll aufblühende Oesterreich anzuschließen. Er veranstaltete am **17.** August **1186** eine Versammlung seiner Landesedlen auf dem St. Georgenberge bei Enns, woselbst auch Leopold sich einfand. Hier erklärte der kranke Ottokar unter feierlicher Vollziehung der Urkunde, daß, falls er ohne Leibeserben versterben sollte, er den Herzog Leopold von Oesterreich zu seinem Nachfolger ernenne und einsetze, dergestalt, daß, wenn dieser und dessen Sohn Friedrich ihn überlebten, das Land ihnen anheimfallen, und jederzeit derjenige ihrer Erben und Nachfolger, welcher das Herzogthum Oesterreich beherrsche, dann auch Herr von Steyer seyn solle. Als nun am 8. Mai **1192** Ottokar's düstere Todesgedanken sich verwirklichten und er die Augen für immer schloß, eilte Herzog Leopold unverzüglich zu dem Kaiser Heinrich **VI.**, der mit seinem Hofe eben in Worms das Pfingstfest beging, und erhielt dort den **24.** Mai desselben Jahres die feierliche Belehnung. Von da ging er nach Graz, ließ sich huldigen und hielt einen Landtag. Weil nun Pütten verfallen war, bauete er zwischen **1192 — 1194** auf steyerischer Erde eine andere Gränzfeste gegen Ungarn, eine „neue Stadt," die, wegen der Nähe seiner Residenz, alsbald **Wiener-Neustadt** genannt wurde; sie kam auf den Grund und Boden der Mönche von Formbach zu stehen, welche er durch den Markt Herzogenburg entschädigte.

Die Gebiete von Steyermark treten erst mit dem Anbrechen der christlichen Aera in einiges geschichtliche Licht. Die Römer fanden, als sie ihre Adler hiehertrugen, einen keltischen Volksstamm vor, der sich Taurisker nannte. Rauh, einfach und kraftvoll, den Waffen hold, der Arbeit abgeneigt, hatten diese, außer der Bearbeitung des Eisens, von Künsten und Handwerken keine Begriffe. Sie besaßen nicht alle fünf Kreise der jetzigen Steyermark; sie gränzten in Westen mit den Rhätiern, in Osten mit den Pannoniern, in Süden mit den Illyriern, mit den Norikern im Norden. Die Römer ließen den Einwohnern ihren Volksnamen, betrachteten aber das Land selbst als bloße Zubehöre zu Pannonien und Noricum. Zu Anfange des dritten Jahrhunderts fand allmälig das Christenthum Eingang, doch noch in grellem

Gemische mit Heidenthum und Götzendienst; gleichzeitig wurden die römischen Statthalter Noricum's und Pannoniens in die Bürgerkriege verwickelt, das Land dadurch, wie auch durch Einfälle barbarischer Horden, erschöpft und verheert. Erst Aurelianus kraftvoller Arm stellte Ruhe, Ordnung und Sicherheit wieder her. Grausame Christenverfolgungen verhängte der Präfect Ejulasius in Celeja (Cilli). Als der heilige Maximilianus auf einer Reise von Laureacum nach Celeja die römischen Götzen schmähte und von ihnen abmahnte, ließ Ejulasius ihn hinrichten. Doch ward er selbst später Christ und Märtyrer. Kurz vor dem Zeitalter Constantin's gehörten die steyermärkischen Gebiete an der obern Muhr und Mürz, bis über die Brücke des Zusammenströmens, zu Noricum Mediterraneum, die Raabthäler zu Pannonia Superior, die Höhen an der Drau und Save zu Savia. Dem jungen Christenthume in jenen Gegenden drängte sich im 4. Jahrhunderte die Irrlehre des Arius an, der die göttliche Natur des Erlösers läugnete; die Rechtgläubigen verfolgten sie mit Gewalt und Strenge. Darüber kam es in Petovio (Pettau) zu einem wüthenden Parteienkampfe. Diesen benutzten die vom unteren Ister heranziehenden Gothonen zu einem Angriffe auf den kriegerisch wichtigen Platz. Umsonst mahnte der katholische Bischof zu muthigem Widerstande; der Arianer Julius Valens, obgleich ein Eingeborener, verrieth die Stadt den Feinden. In der Gegend von Petovio fiel auch jene Hauptschlacht vor, welche der Kaiser Theodosius, der Ueberwinder der Gothonen, dem Empörer Eugenius und dessen Helfer Arbogast lieferte (394). Die Flut der Völkerwanderung überschwemmte auch die Steyermark mit buntgemischten Stämmen und Horden. Westgothen und Hunnen kamen nach einander angezogen, das unglückliche Land zu mißhandeln und auszusaugen; nach dem kargen Ueberrest streckten sich die habgierigen Hände des Präfecten. Nach dem Abzuge der Hunnen wüthete an der Muhr und Raab eine schreckliche Hungersnoth. Als diese nachließ, kehrten viele Flüchtlinge in die Heimat zurück, besonders Frauen, welche ihre Männer todt geglaubt, mit neuen sich vermält hatten, und nun vom Papste den Befehl erhielten, zu den ersten zurückzukehren. Odoacher verstärkte, als er gegen Italien losbrach, sein Heer durch die kriegerische Jugend Steyermarks; er entvölkerte es später, da er, gedrängt durch den großen Theodorich, die römischen Familien aus Noricum und Pannonien nach Italien verpflanzte. Unter Theodorich's kraftvoller und geordneter Regierung erhob sich Steyermark zu rascher Blüthe; Viehzucht, Land- und Weinbau

gediehen auf's Neue, die Städte erstanden aus ihren Trümmern, die Bevölkerung wuchs. Während vorher meist christlich germanische Wanderstämme die Steyermark durchzogen; traten nach Theodorich's Tode andere, nicht germanische, nicht christliche Horden auf, jedoch mit der Absicht bleibender Niederlassung. Allmälig verschwanden die alten Namen von Noricum, Pannonia, Savia, um neue Benennungen, wie Slavinia, Avaria, Carantania, an ihre Stelle treten zu lassen. Den Gothonen folgten unverweilt die Slawen oder Slowenen, deren einer Stamm, die Winden, die Drau und Save aufwärts zog, um sich in den fruchtbarsten Gegenden der Steyermark, in den alten römischen Anpflanzungen auszubreiten. Ihren Namen tragen noch viele Orte, wie: Windisch-Graz, Windisch-Feistritz, Windisch-Pölla, Windisch-Garsten, Windisch-Bühel. Neues Verderben schritt heran im Gefolge der grimmen Avaren, die gegen das Ende des sechsten Jahrhunderts, vermöge eines Vertrages mit den abziehenden Longobarden, jene Gegenden überschwemmten. Als sie in der oberen Steyermark die Enns erreichten, ließen sie, um sich gegen die deutschen Bojoarier zu sichern, einen Wald undurchdringlich dicht heranwachsen. Hinter demselben lief, wie eine ungeheure, an Kopf und Schweif vereinigte Schlange, der äußerste ihrer Wallringe, hinter denen sie sich, ihre Familien, Rosse und Beute bargen. Gegen ihre brutale Tyrannei erhoben sich mit gewaffneter Hand die Slowenen, vor Allen die Carantanen (Bergbewohner), von einem tapferen Fremdling, Samo, angeführt. Seitdem ward der Einfluß der Carantanen der überwiegende, so daß ihre Herrschaft im oberen Steyer bis über die Muhr, und im unteren längs der Drave bis in die Gegend der Winden reichte, und das alte große Carantanien — nicht zu verwechseln mit dem geschlossenen Gebiete des jetzigen Kärnten — nicht nur Letzteres, sondern auch Krain, die windische Mark, einen Theil der adriatischen Küsten, die ganze heutige Steyermark über den Sömmering herein, bis an die Piesting umfaßte. Doch da die Carantanen durch Zersplitterung unter mehre Woiwoden ihre Kraft schwächten, erhoben die wilden Avaren abermals ihr Haupt. Die Carantanen mußten den Beistand der Bojoarier suchen und deren Oberhoheit anerkennen (748). Die Bojoarier, von der Enns bis an den Lech sich ausbreitend, wirkten eifrig für die Herrschaft des christlichen und deutschen Elements, ihre Bischöfe betrieben mit frommer Ausdauer das Bekehrungswerk unter den heidnischen Winden, Carantanen und Avaren, und bald erneuerten sich die Kirchensprengel von Petovio und Celeja. Als aber der kühne Herzog

der Bojoarier (Baiern), Tassilo II. aus dem Stamme der Agilolfinger, um seine Selbstständigkeit gegen den stolzen Frankenkönig, Karl den Großen, zu wahren, mit den Avaren Bündniß schloß, mußte die Macht der Baiern sich der gewaltigeren der Franken beugen (788). König Karl drängte die Avaren zurück, stellte die Carantanen unter seine unmittelbare Oberhoheit, und theilte die eroberten Lande in Grafschaften. Unter ihm tauchen in Steyermark bereits die neueren Namen empor: das Land an der oberen Muhr bis Judenburg bei'm Herzogthum Carantanien; das Land an der mittleren Muhr gegen Graz als Avarien; das Land an der oberen Drave bis Marburg als Carnermark; das Land an der mittleren Drave bei Cilli als Wendenmark. Er warf aufrührische Stämme aus dem Lande, und rief andere, gewerbsame herein, theils aus Grundsätzen des Despotismus, theils um den Anbau zu fördern. Auf seinen Befehl mußten sich Baiern mitten unter den Wenden ansiedeln, ja selbst die unterworfenen Stämme der alten Sachsen und Friesen sendeten Colonisten nach Steyermark. Noch begegnen uns von daher die Namen: Baier-Wiesen, Baierisch-Kehldorf, Baierdorf, Baierdorfviertel; Sachsendorf, Sachseneck, Sachsenfeld, Friesach. Karl's unehelicher Nachkomme, Arnulf von Carantanien, unterwarf sich die steyermärkischen Gebiete, und schwang sich auf den deutschen Thron (888). Um sich gegen Swatopluk und dessen Marahanen (Mährer) zu behaupten, rief er unkluger Weise die kriegerischen Magyaren zu Hilfe, und zeigte ihnen dadurch den Weg in jene Gegenden. Diese überschwemmten, nach seinem Tode, die Steyermark, Verderben und heidnischen Gräuel mit sich bringend. Zwar brach die Schlacht im Lechfelde (955) ihre Macht; doch hinter die Enns entfliehend, setzten sie sich noch in den steyermärkischen Gebieten fest, bis die Gewalt der deutschen Waffen sie dort hinausstieß. Die baierischen Herzoge hofften bei dieser Gelegenheit, die frühere Oberhoheit wieder in ihre Hand zu bekommen; aber sie wurden von Carantanien, Avarien und der Wendenmark ausgeschlossen und auf die Mark des Landes ob der Enns bis an den Inn beschränkt, in die steyermärkischen Gebiete dagegen Grafen von Leoben, von Kraubat, Eppinstein, Avelanz, Muerzthal, Ennsthal, Pernegg, Graz, Ruen, Marchpurch, Petow und Saunegg eingesetzt. Die Stellung dieser Grafen war eine sehr unsichere und schwankende, so lange die Magyaren sich an der Enns bis an den Kahlenberg behaupteten. Doch im Jahre 983 wurden diese Fremdlinge durch die Krieger des sächsischen Kaisers Otto III. vertrieben, und gleichzeitig, während Leopold

von Babenberg unter der Enns seine Mark erhielt, setzte sich Ottokar von Styre ob der Enns fest. Dieser Ottokar tritt, nach Verjagung der Magyaren, im Traungau ob der Enns auf; als Bollwerk gegen jenes gefürchtete Kriegsvolk soll er das feste Styr erbaut haben. Leicht dürfte der Name von dem Flüßchen ausgegangen seyn; dieses dann der Burg und der Stadt, von da aus der Grafschaft und endlich der Mark den Namen gegeben haben.

Ottokar, der erste Traungauer (983—991) besaß von der heutigen Steyermark höchstens Kraubat und Leoben. Diese Mark theilte sich zu jener Zeit in drei Amtsbezirke oder Ambachten. Der nördliche Strich, von der Muhr bis an die Enns im Judenburger Kreise, war der Ambacht des Herzogthums Kärnten zugetheilt, und unterstand baierischen Fürsten. Den östlichen Strich an der Raab und Mürz im Grazer und Brucker Kreise schloß die Ambacht der oberen Mark (Limes Pannonicus, — Marchia jurta Rabam) ein; er war den Grafen von Eppinstein unterthan. Der südliche Strich an der Drau und Save im Marburger und Cillier Kreise gehörte zur Ambacht der unteren Mark (Limes Carantanus, — Marchia jurta Souvam), hier geboten die Grafen von Souneck. Die südliche Steyermark kündigt sich in jener Zeit unter mancherlei Namen an: als Kärntnermark, Kleinkärnten oder Carniolien, zum Unterschiede vom Herzogthume Kärnten; auch als Marchia Vinidorum, endlich auch, nach den verschiedenen Sitzen der verwaltenden Grafen, als Mark von Marburg, von Cilli, von Pettau, von der Saan und von Souneck. — Auch Ottokar **II.** (991—1038) besaß in der Steyermark nichts, als Kraubat und Leoben; aber er erweiterte an beiden Ufern der Traun seinen Gau bis an die Hochgebirge gegen Süden und an den Donaustrand gegen Norden; seine Ambacht lag zwischen der Ostmark und dem Attergau, von baierischer Oberhoheit umschlossen. — Unter Ottokar's **III.** (1038—1088) fünfzigjähriger Regierung stellte sich der Name der Markgrafen dauernd fest, erscheint der Name Styr zum ersten Male urkundlich; doch muß Styr, worunter der Traungau verstanden, unterschieden werden von Styria, womit man später die heutige Steyermark begriff. Auch Ottokar **III.** besaß hier Nichts, als Kraubat und Leoben. Mitten unter den Kämpfen zwischen Kirche und Kaiser, entstanden Klöster und fromme Stiftungen. Der Markgraf selbst gründete, unweit der Gränzen der neueren Steyermark, Klostergarsten; ein Eppensteiner auf dem Gebiete des damaligen Herzogthums Kärnten Sanct Lambrecht für Benedictiner; eine Soun-

eckerin, als heilige Hemma verehrt, veranlaßte, und der heilige Gebhard, Erzbischof von Salzburg, vollführte die Stiftung von Admont. Die Parteienkämpfe in Deutschland dröhnten gewaltig in der Steyermark nach. Marquard, der als Graf von Eppenstein, Aflenz und Mürzthal über die obere Mark gebot, nahm den, von seinem Vater vergeblich verfolgten Plan wieder auf, das Herzogthum Kärnten an sich zu reißen, und verdrängte das Haus Zähringen wirklich. Den inneren Zwiespalt benutzten die Magyaren, um in die untere Mark einzubrechen, und Viana (Voitsberg) zu plündern; doch auf der Heimkehr strafte sie Markgraf Gottfried, dem wahrscheinlich Pütten am Sömmering und Pettau bei den Wendenbüheln zugleich gehörte, durch blutige Niederlage. — Ottokar **IV.** (**1088—1122**) bestand gegen seinen Bruder, den Waldgrafen vom Ennserthal und Goiserforst, lange und bittere Fehde, bis einige Vasallen, ergrimmt ob des nimmer enden wollenden Kampfes, diesen bei Leoben ermordeten. Als Schwager Leopold's des Heiligen von Oesterreich, erweiterte Ottokar den Traungau über die Enns bis an die Trasen und Piesting in die Nähe der Grafschaft Pütten, verwaltete mit Weisheit seine Mark, erwarb und befestigte, bis auf der Jagd ein Eber ihn zerfleischte. Unaufhörlich sannen die Grafen von Eppenstein, Aflenz und Mürzthal, das Herzogthum Kärnten wohl oder übel zu gewinnen; in die untere Mark hatte sich das, den Babenbergern stammverwandte Geschlecht Weimar und Orlamünda eingesetzt. Ottokar's Sohn, Leopold der Starke (**1122—1129**), erwarb in wenigen Jahren mehr, als alle seine Väter. Durch das Testament des ohne Leibeserben verstorbenen Grafen Heinrich von Eppenstein, Aflenz und Mürzthal, fielen ihm die Alpenthäler der oberen Mark zu. Auch von dem, gleichzeitig durch Aussterben erledigten Herzogthum Kärnten fiel für ihn der Theil an der oberen Muhr mit Lamprecht und Zairing ab. Die Weimar-Orlamündaer schränkte Bernhard von Kärnten auf Souneck ein, und übergab seinem Schwager, Leopold dem Starken, bedeutende Stücke von Pettau und Cilli. — Seinem Vater ähnlich im Glücke des Erwerbens, war Leopold's Sohn, Ottokar **V.** (**1129—1164**). Von dem ermordeten letzten Grafen von Pütten erbte er das Land am Hartberg und Wechsel, bei Neunkirchen und Steinfeld; von dem letzten Grafen von Portenau das ansehnliche Gebiet in der Nähe der Alpen und des Meeres; von dem letzten Grafen von Marburg die Landschaft am Platsch und an der Pack. Der glückliche und fromme Markgraf, der wiederholt mit dem Titel eines Herzogs vorkommt,

gründete Vorau, dann Seitz, als die älteste Karthause in Deutschland, und andere fromme Stiftungen. Sein Beispiel erweckte Nachfolger; es entstanden die Chorherren zu Seckau und die Karthause zu Gairach. Er starb auf dem Wege eines zweiten Kreuzzuges, an der Pest, zu Fünfkirchen. — Markgraf Ottokar **VI.** (**1165—1192**) erhielt auf demselben Reichstage zu Regensburg, auf welchem Heinrich der Löwe entsetzt wurde, die Herzogswürde, und wurde von dem Kaiser befreit von jeder Verpflichtung gegen Baiern, das bisher über die Markgrafen von Steyer und Steyermark eine stete Oberhoheit ausgeübt. Aber nur kurz genoß er das Glück der Hoheit und der Ehre. Das Gift einer verheerenden Krankheit schlich sich in die Adern des fürstlichen Jünglings, Aussatz und Fäulniß des Blutes beugten ihn danieder und verwandelten ihn zu einem Schatten. Lebens- und herrschensmüde, den Tod ersehnend und ahnend, erklärte er in der Versammlung auf dem Georgsberge bei Enns (August **1186**) seinen Freund und Verwandten, den Herzog von Oesterreich, Leopold den Tugendhaften, zu seinem Erben an Land und Leuten. Sechs Jahre später verblich er in Schmerz und Siechthum, und der lebensstarke Babenberger trat das schöne steyerische Erbe an. So kam, durch des letzten Traungauer's Hinwelken und durch Aussterben dieses edlen Geschlechtes, die Steyermark an Oesterreich, beide einander schon früher nahe verwandt durch Volksstamm, Lage und Schicksale, jetzt eines durch das andere bereichert und gekräftigt, ein herrliches Ganze. —

Das Recht der Erbfolge rief den ältesten Sohn Leopold's des Tugendhaften, den zwanzigjährigen Friedrich, zur Regierung. Kurz und schnell abgebrochen war sein Wirken, ein flüchtiger Traum der Andacht und des Ruhmes. Er hatte am Sterbebette des Vaters gestanden, den angstvollen Gewissenskampf des sonst tugendreichen Mannes in dessen letzter Stunde gesehen. Da ging ihm die Nichtigkeit, die Lüge irdischen Glanzes im Angesichte einer strafenden Ewigkeit auf; er beschloß zu versöhnen und zu vergüten. Er ließ das Herzogthum Steyer durch seinen Bruder Leopold verwalten, und als im Jahre **1195** Papst Cölestin **II.** einen abermaligen Kreuzzug predigen ließ, weil die zwischen den muselmännischen Häuptlingen ausgebrochenen Zwiste eine günstige Gelegenheit zur Eroberung Palästina's zu bieten versprachen, schloß er sich freudig den anderen deutschen Fürsten an, die, Kaiser Heinrich **VI.** an ihrer Spitze, auf den Reichstagen zu Regensburg und Worms das Kreuz genom-

men. Als 1197 der Zug sich wirklich in Bewegung setzte, übertrug er seinem Bruder die Verwaltung seiner gesammten Lande, und langte über Messina, dem allgemeinen Sammelplatze, von seinem Ohm, Heinrich von Medling, begleitet, glücklich in Ptolomais an (22. September 1197). Die ersten Unternehmungen der Kreuzfahrer versprachen Erfolg. Als aber die Nachricht vom Tode des Kaisers Heinrich VI. zu ihnen gelangte, geriethen sie in Bestürzung und Uneinigkeit; der Parteigeist und die Selbstsucht regten sich auf's Neue. Zwar kamen die Fürsten unter einander überein, den Eid der Treue dem unmündigen Friedrich von Hohenstauffen zu leisten. Doch stellte dies die Eintracht nicht her, und im März 1198 zogen die meisten Fürsten sammt ihren Mannen grollend heim. Friedrich, wegen seiner Frömmigkeit und seiner Verehrung für die Kirche der Katholische genannt, sollte die Heimat nicht wiedersehen. Eine hitzige Krankheit warf ihn während der Rückreise nieder, und der erst vier und zwanzigjährige Fürst starb, unvermält und ohne Leibeserben, den 16. April 1198 in den Armen seines Freundes, des Bischofs Wolfker von Passau, der seine Gebeine zurück nach Oesterreich brachte, nach Heiligenkreuz, an die Seite seines Vaters.

Ihm folgte, bei gänzlichem Mangel näherer Erben, sein Bruder, der zwei und zwanzigjährige Leopold, in der Geschichte wohlverdienter Weise der Glorreiche genannt. Er war, als das doppelte Herzogthum ihm zufiel, bereits kein Neuling mehr in der Kenntniß des Regierens, da er noch bei Lebzeiten seines Bruders anfangs die Steyermark, dann auch Oesterreich verwaltet hatte. Treffliche Anleitung verdankte er seinem Lehrer, dem Grafen Ulrich, den er dafür zu seinem Protonotarius ernannte, bis derselbe später durch den Bischofssitz zu Passau noch höher geehrt wurde. Die verhängnißvolle und wildbewegte Zeit, in welche sein Leben und Wirken fiel, nahm seinen weisen Sinn, seine Kraft und Geistesklarheit in nicht geringen Anspruch. Gewaltiger Streit, Zwietracht und Factionen durchwogten das deutsche Reich. Kaiser Heinrich VI. war den 28. September 1197, nach einer kraft- und schreckenvollen Regierung, in Sicilien gestorben, und hatte seinem dreijährigen Sohne Friedrich das sicilische Erbe hinterlassen. Diesem zum deutschen Throne zu verhelfen, hatten viele, sowohl an des Kaisers Hoflager anwesende, wie auch dem Kreuzheere zugezogene deutsche Fürsten feierlich versprochen. Obenan bei dieser Partei stand des jungen Friedrich's Oheim, Philipp von Hohenstauffen. Aber andere Fürsten, die Noth und Bedrängniß des deutschen Reiches erkennend, wollten

in so schwerer Zeit die Krone nicht auf dem Haupte eines Kindes wissen, meinend, daß ein gereifter und kraftvoller Arm das bewegte Ruder führen müsse. Da Philipp einsah, daß er, bei solcher Spaltung der Ansichten, seinem Neffen die deutsche Krone nicht werde retten können, trachtete er nun, sie auf sein eigenes Haupt zu bringen. Mächtige Freunde standen auf seiner Seite, auch Leopold der Glorreiche stimmte für ihn, und Herzog Berchtold von Zähringen, welchem einige Fürsten ihre Stimme geben wollten, ließ sich seine Ansprüche abkaufen. Dennoch theilte sich das Reich wieder in die zwei politischen Lager der Waiblinger und Welfen. Jene erwählten den Hohenstauffen Philipp, diese den Welfen Otto von Braunschweig, Heinrich's des Löwen zweiten Sohn. Otto, als einen Welfen und Neffen König Richard's von England, der ihn durch Geld unterstützte, begünstigte Papst Innocenz III. seitdem die Ansprüche Rom's und die Politik der Hohenstauffen sich im entschiedenen Gegensatze gezeigt. Philipp wurde zwar durch den päpstlichen Legaten vom Banne losgesprochen und sodann gekrönt. Aber der Papst sagte sich von dem Thun seines Legaten los, und bestritt Philipp's Wahl als ungültig. Otto eilte, sogleich nach seiner Erwählung, nach der alten Krönungsstadt Aachen, öffnete sich, da eine feindliche Besatzung ihm den Eintritt verwehrte, mit Waffengewalt die Thore, und ließ sich durch den Erzbischof von Köln krönen. Da erdröhnte Deutschland unter dem Toben eines inneren Krieges. Die beiden Kaiser fielen einander an. Philipp jagte seinem Gegner die Städte am Rheine ab, und drängte ihn nach Sachsen zurück. Gegen den päpstlichen Bann, der Philipp und Alle, die zu ihm hielten, getroffen, wurde eine kräftige Verwahrung eingelegt. Fast ganz Deutschland erkannte Philipp an; nur Köln weigerte sich noch. Philipp belagerte die Stadt, und Herzog Leopold zog ihm mit einem auserlesenen Heere zu, durch Tapferkeit, Großmuth und ritterlichen Adel alle Fürsten bei diesem Feldzuge überstrahlend. Endlich unterwarf sich die Stadt, weniger durch Waffen, als durch Ehrfurcht bezwungen, und Philipp wurde durch seinen bisherigen Gegner, den Erzbischof Adolf von Köln, zu Aachen gekrönt. Otto verscherzte durch Unbesonnenheit und unkluge Politik sich die Gunst des römischen Stuhls; diese gewann vielmehr Philipp, der dem gemäß vom Kirchenbanne losgesprochen wurde. Philipp's Saaten standen in der herrlichsten Blüthe, als am 21. Juni 1208 des blindwüthenden Wittelsbacher's Otto Schwert ihm die Todeswunde schlug. Der Königsmord geschah auf der Altenburg, der königlichen Pfalz von Bamberg.

Mittlerweile hatte des ermordeten Philipp's Gegenkönig, Otto, den Unwillen des Papstes zu beschwören gewußt, und die Ansprüche des entfernten und unmündigen Hohenstauffen Friedrich verhallten ungehört in der Bestürzung ob des Wittelsbacher's Gräuelthat, in dem allgemeinen Geschrei nach Frieden. Herzog Leopold war unschlüssig, wem er seine Stimme zuwenden solle. Zu dem Hohenstauffen zog ihn mehr sein Herz, für den Welfen sprach augenblicklich die Meinung der Fürsten. Brieflich holte er die Ansicht des Papstes ein, der ihn ermahnte, die Partei des Königs Otto zu ergreifen, und sich Leopold's Wunsche geneigt zeigte, Wien mit einem Bisthume zu verherrlichen. Otto wurde nun zu Halberstadt und Frankfurt von den sächsischen und den übrigen deutschen Fürsten als deutscher König anerkannt; um beide Parteien zu beschwichtigen, vermälte er sich **1209** mit König Philipp's hinterlassener Tochter Beatrix, damit, wie welfisches und hohenstauffisches Blut, auch beide Factionen einander einverleibt und versöhnt würden. Herzog Leopold führte bei dieser Verlobung das Wort für die anwesenden Kardinäle und Fürsten. Den 5. October desselben Jahres wurde Otto in der Siebenhügelstadt zum Kaiser gekrönt. Doch nicht lange trug er die Krone ruhig. Er hatte, um zu seinem Ziele zu gelangen, dem römischen Hofe Zugeständnisse gemacht, die mit dem Vortheile des deutschen Reiches, als dessen höchster Vertreter er dastand, sich nicht vereinigen ließen. Wer zuviel verspricht, wird leicht wortbrüchig. So suchte er denn die von Innocenz **III.** in päpstlichen Besitz genommenen Schlösser, Städte und Rechte, die, nach gewissenhafter Erwägung, als dem deutschen Reiche zugehörig erkannt wurden, an dasselbe zurückzubringen, nahm dem Papste mehre, von diesem bereits eingezogene Städte weg, und ertheilte Belehnungen gegen die Ansprüche desselben. Da sprach der Papst den Bann gegen ihn aus. Die deutschen Fürsten, unter ihnen der Herzog Leopold, mit Otto aus verschiedenen Gründen unzufrieden, traten nach und nach von dessen Partei zurück, und wendeten ihr Augenmerk auf den jungen Friedrich, König Heinrich's **VI.** Sohn, dem sie ohnedies schon von früher her den Eid der Treue schuldeten.

Herzog Leopold sehnte sich aus diesem wüsten Treiben der Factionen hinweg, nach einem höheren, heiligern Thun. Von Palästina winkte ihm der Heldenruhm seiner Väter. Schon **1208** hatte er zu Klosterneuburg mit vielen Landesedlen das Kreuz genommen. Aber der tragische Ausgang der früheren Kreuzfahrten schreckte die Menge ab; kein neuer Zug wollte zu

Stande kommen. Da zog Leopold, um seinem frommen Gelübde nicht untreu zu werden, nach Spanien, nahm viele deutsche Ritter mit, die vorher in Frankreich wider die ketzerischen Albigenser gestritten, und focht siegreich gegen die Mauren, von denen das christliche Spanien sich unter wüthenden Anstrengungen zu befreien strebte. Mit dem Blute der Ungläubigen bespritzt, kehrte er nach Deutschland zurück, trat mit anderen Fürsten offen auf die Seite des jungen Hohenstauffen Friedrich, und half so die letzte Macht des aufgegebenen Königs Otto brechen. In blinder Bestürzung verstrickte der von Allen verlassene Otto sich auch noch in einen äußeren Krieg gegen Frankreich, holte sich bei Bovines unweit Tournay eine arge Niederlage, und trat kläglich vom Schauplatze ab. Allgemein huldigte jetzt Deutschland seinem neuen Könige, dem Jüngling Friedrich II., dessen gewaltiger Arm das schwere Scepter hoch über dem Strudel der Zeit erhielt.

Hatte jener Kreuzzug nach Spanien, weil schon vor demselben die christlichen Waffen unter den Ungläubigen in den Navas la Tolosa aufgeräumt, dem Herzoge Leopold nicht volle Gelegenheit vergönnt, sein Schwert im Dienste der Christenheit zu erproben, so fehlte es nicht an neuem Anlasse. Innocenz III. hatte, ein Jahr vor seinem Tode (1216), durch den Kardinal Petrus wiederum das Kreuz in Deutschland predigen lassen. Kaiser Friedrich versprach bei seiner zweiten Krönung zu Aachen den Kreuzzug; doch schob er, durch andere Sorgen daheim zurückgehalten, denselben in die Länge, ungeachtet daß schon viele Fürsten und Edle sich seinem Gelübde angeschlossen. Den Herzog Leopold aber drängte es ungeduldig, das heilige Land zu sehen. Er übergab die Verwesung seiner Länder seiner Gemahlin, der griechischen Theodora, schwang am Hochaltare zu Lilienfeld (Januar 1217) die heilige Fahne, und brach dann mit seinen Mannen nach Palästina auf. Ihn begleiteten viele Edle seiner Lande, so aus Oesterreich Graf Leuthold von Pleyen, Berthold von Bogen, Hadmar von Kuenring und Hadmar, der Abt von Mölk; aus Steyermark Ulrich von Stubenberg, und aus dem benachbarten Krain Engelhard von Auersperg. An den Gränzen Dalmatiens vereinigten sich mit ihnen König Andreas von Ungarn, der Herzog Otto von Meran, Bischof Ekbert von Bamberg und andere Fürsten mit ihren kriegslustigen Schaaren. Wunderbar glücklich und schnell ging die Meerfahrt von Statten, und zu Anfange des November begrüßte Herzog Leopold das seiner Familie verhängnißvolle Ptolomais, das den Löwenmuth, die unverdiente Schmach, den gerechten

Zorn seines Vaters, das letzte Siechthum seines früh verblichenen Bruders gesehen. Ruhmvolle Thaten, glänzendes Waffenglück bezeichneten den Beginn des Feldzuges. Unaufhaltsam überschritt das christliche Heer den Jordan, griff, da die Ungläubigen von allen Seiten erschreckt zurückflohen, das von siebzig Thürmen vertheidigte Schloß auf dem heiligen Berge Tabor mit Ungestüm an, jagte die ausfallende Besatzung mit blutigem Verluste zurück, und schloß die Veste gänzlich ein. Aber mitten im Siegeslaufe kamen die meisten Fürsten auf den Einfall, die Winterquartiere zu beziehen, und König Andreas entwich, wegen in seinem Reiche ausgebrochener Unruhen, plötzlich nach Ungarn. Herzog Leopold war nicht bei dem feigen Rathe der Fürsten gewesen, da er mit seinen Mannen auf einer entgegengesetzten Seite des Berges lagerte. Er harrte muthig aus in Palästina, als viele seiner Kampfgenossen wankelmüthig die heilige Sache verließen, und erwarb sich dort einen Heldenruhm, den selbst der Vergleich mit seinem Vater und mit Richard Löwenherz nicht verdunkeln konnte. Seine nächsten Absichten gingen nun auf Damiata, eine wichtige Handels- und Hafenstadt am Ausflusse des Nils, die zugleich als der Schlüssel zu Aegypten zu betrachten. Aber bevor man der Stadt beikommen konnte, mußte ein sehr fester Thurm genommen werden, der, mitten im Nil hoch und trotzig aufsteigend, den Eingang des Hafens sperrte. Ihn zu ersteigen, baueten die Kreuzfahrer, auf ihren Schiffen, aus Holz und Gebälke einen gleich hohen Thurm. Schon wollten sie damit anlanden, da wichen plötzlich die Schiffe; der Thurm und der Krieger viele wurden von den Wogen verschlungen. Die dem Kreuzheere beigegebenen Friesen, vertraut mit dem feuchten Elemente, führten aus den Trümmern des alten einen neuen Thurm auf. Vergeblich spieen die Kriegsmaschinen der Ungläubigen einen tödtlichen Regen griechischen Feuers gegen die Anstürmenden. Unwiderstehlich drangen die Christen heran. Manche verbrannten, manche versanken in der Flut; des Herzogs Fahnenträger stürzte von der Höhe hinab, Oesterreich's Banner fiel in die Hände der Saracenen, aber nur, um ihnen blutig wieder abgefordert zu werden. Wüthend drangen, durch Feuer und Pfeile, die Christen den fallenden Brüdern nach, hoch voran der Herzog von Oesterreich. Da streckten die Muselmänner endlich winselnd die Waffen, und übergaben den Thurm in Herzog Leopold's Hände. Nun ging es zu dem Angriffe auf die Stadt. Fürchterlich mühte sich der Feind, dem Kreuzheere den Uebergang über den Nil, den heiligen Fluß der alten Götter

Aegyptens, zu wehren. Aber ungeachtet schwerer Verluste, drangen die Christen muthig über den Strom (5. Februar 1219) und berannten Damiata. Die Feinde, an Vertheidigung jenes Palladiums von Aegypten Alles setzend, wagten am 31. März einen mächtigen und verzweifelten Ausfall. Am wüthendsten fielen sie die Brücke der Tempelherren an, welche Herzog Leopold mit seinen Kriegern und den deutschen Rittern vertheidigte. Lange schwankte der Sieg. Den äußeren Theil der Brücke hatte das griechische Feuer der Saracenen in Brand gesetzt, und unter Geschrei drangen sie nun, Rauch und Pfeilregen vor sich hertreibend, gegen die Christen an. Hier warfen sich ihnen Leopold und seine Ritter wie eine eherne Mauer entgegen. Vom frühen Morgen bis zum Mittage währte das Schlachten auf beiden Seiten, da flohen zuletzt die Ungläubigen heulend zurück, und Damiata war den Christen gewonnen. Das ganze Abendland hallte vom Jubel wieder, da man, nach Damiata's Falle, an der Eroberung Aegyptens und Jerusalem's nicht mehr zweifeln zu dürfen glaubte.

Neue besorgliche Wirren in Deutschland riefen den Herzog Leopold von der Bahn des Ruhms ab, nachdem er achtzehn Monate das Schwert des Glaubens mit mächtigem Arme geschwungen und den Schrecken der österreichischen Waffen nach Syrien, Palästina und Aegypten getragen, zugleich auch durch Frömmigkeit, Mildthätigkeit und anspruchlosen Sinn alle Herzen gewonnen, durch fürstliche Großmuth und Freigebigkeit Aller Dank geerntet. Den deutschen Rittern hatte er ein ansehnliches Haus gebaut und sie obendrein reich beschenkt; noch lange nachher wurde in ihrem Abendsegen und Gebetzettel seines Namens dankbar gedacht. Ungern riß er sich los; denn Damiata, obgleich seine Tapferkeit den Fall der stolzen Stadt unausbleiblich gemacht, war damals noch nicht in Christenhänden; doch dringend nöthig wurde seine Gegenwart in den deutschen Erblanden, und so kehrte er, zur Freude der Seinigen, dorthin zurück.

Friedrich II. war, gegen das wiederholte und stets verschobene Angelöbniß eines Kreuzzuges, 1220 in Rom durch den Papst Honorius III. zum Kaiser gekrönt worden, nachdem er kurz vorher die Ernennung seines dreizehnjährigen Sohnes Heinrich (VII.) zum römischen König, bei den deutschen Reichsfürsten durchgesetzt hatte. Zwei Jahre später wurde der Letztgenannte in Aachen gekrönt. Sofort dachte man darauf, ihm eine Braut zu wählen. Nachdem ein Verlöbniß mit der Tochter Königs Premysl Ottokar wegen

der obsiegenden Neigung derselben für das Klosterleben, rückgängig geworden, der Antrag einer Schwester des Königs von England aber den deutschen Fürsten nicht genehm gewesen, fiel die Wahl auf Herzog Leopold's Töchterlein Margaretha. Die Vermälung wurde den 1. November 1225 zu Regensburg feierlich begangen. Gleichzeitig vermälte sich Herzog Leopold's ältester Sohn, Heinrich, mit Agnes, der Tochter des salischen Landgrafen Hermann I. von Thüringen, des Freundes und Gönners der edlen Minnesänger. So sehenswerth war die Pracht der Feste, so ungeheuer der Zudrang, daß im Gedränge vierzig Hochzeitgäste, theils Edle, theils Prälaten und geistliche Herren, erdrückt wurden. Demnach hatte nicht nur das verwandte Blut der Hohenstauffen und Babenberger sich abermals gemischt, sondern es waren auch die Enkel und Sprößlinge jener zwei stolzen Geschlechter, deren Väter im Frankenlande einander blutig bekämpft, der Babenberger und Salier, in Oesterreich und Thüringen wiederholt durch Blutsbande friedlicher Art verbunden.

Der Kaiser hatte für das Jahr 1226 einen Reichstag nach Cremona ausgeschrieben, wo die Verbesserung der deutschen Reichsverhältnisse und der neue Kreuzzug ernsthaft zur Sprache kommen sollten. Aber gewaltig erhob sich plötzlich der Widerstand der italienischen Städte gegen die Herrschaft der Ghibellinen. Die Mailänder erneuerten ihren Bund mit den Städten Piacenza, Lodi, Vercelli, Brescia, Mantua, Verona, Trevigo, Padua, Vicenza, Bononia und Faenza; die Veroneser besetzten die Pässe der deutschen Straße, und gestatteten weder dem jungen römischen Könige Heinrich, der in Begleitung seines Schwiegervaters, des Herzogs Leopold, dahergezogen kam, noch den anderen deutschen Fürsten, ihren Weg fortzusetzen. Sechs Wochen verweilten die erzürnten Fürsten zu Trient, vergebens auf Beistand oder auf Sinnesänderung der Veroneser harrend. Unverrichteter Dinge mußten sie nach Deutschland zurückgehen.

Dem Herzoge machten inzwischen Vorfälle anderer Art die Rückkehr aus Italien wünschenswerth. Sein ältester Sohn Heinrich, ein trotziger, aufbrausender und herrschsüchtiger Jüngling von neunzehn Jahren, durch Schmeichler irre, durch Aufhetzer störrig gemacht, bestand darauf, daß ihm noch bei Lebzeiten seines Vaters ein Erbtheil ausgesetzt werde. Ob der König Andreas von Ungarn, der Herzog Ludwig von Baiern ihn in seinem Ansinnen unterstützt, ist nicht erweislich. Als nun im Jahre 1226 sein Vater sich in

Tyrol befand, wohin derselbe den römischen König Heinrich **VII.** begleitet hatte, meinte er, jetzt sey es Zeit, loszuschlagen. Seine Mutter Theodora hielt sich, ob aus Zufall, ob aus wohlbegründeter Vorsicht gegen den übelberathenen Sohn, in Hainburg auf. Heinrich rückte mit einem zusammengerafften Haufen unerwartet vor dieses Bergschloß, brachte es in seine Gewalt, und vertrieb seine Mutter. Die böse Kunde fand den Herzog in Tyrol. Er eilte voll Zorn und Schmerz nach Oesterreich zurück, und setzte sich mit leichter Mühe wieder in den Besitz der Veste. Heinrich heuchelte Reue; die Landesedlen legten sich in's Mittel, um Versöhnung zu stiften, und so verzieh das Vaterherz den Frevel des Sohnes. Der finstere Jüngling Heinrich, nicht die Größe der väterlichen Güte, nur die Schwere der eigenen Schmach ermessend, wurde dadurch nicht gebessert. In seiner unnatürlichen Verstocktheit soll er sogar nach dem Leben seines Vaters getrachtet haben. Ein frühzeitiger Tod entriß diesen schwarzen Tropfen im Blute Babenberg's der Erde. Unter Reue und Schmerzen starb Heinrich am 29. September 1228; die Erde Klosterneuburg's bedeckte ihn und seine Schuld.

Hatte der glorreiche Leopold solches Leid in seiner Familie zu beklagen, so sollte er auf einer anderen Seite in seinem Hause doppelten Ruhm und Glanz ernten. Der römische König Heinrich **VII.** führte im Jahre 1227 seinen Vorsatz aus, indem er seine Gemalin Margaretha, Herzog Leopold's Tochter, als römische Königin krönen ließ. Er hatte zu diesem Zwecke einen Reichstag nach Aachen auf den 28. März ausgeschrieben. Alles Große, Edle und Glänzende hatte sich dort in verschwenderischer Fülle versammelt. Viel deutsche und ausländische Fürsten fanden sich ein; von geistlichen die Erzbischöfe von Mainz, Trier, Köln und Salzburg; von weltlichen die Herzoge Leopold von Oesterreich, Ludwig von Baiern, Bernhard von Kärnten, dann jene von Brabant und Lothringen. Der Erzbischof von Köln setzte der erlauchten Frau die königliche Krone auf. Das Schicksal vertauschte dieselbe später gegen die Krone der Leiden. Margaretha sah den Ausgang ihres edlen Geschlechts und jenes ihres Gemals, sah den Streit um das Erbe der Babenberger, die Wirren und Schrecknisse des Zwischenreiches, den Undank ihres zweiten Gemals, und starb einsam, halbvergessen, am gebrochenen Herzen.

Kaiser Friedrich's Abneigung gegen einen Kreuzzug, der ihn so weit von den inneren Angelegenheiten Deutschlands und Italiens abgezogen haben würde, ließ ihn nach immer neuen Vorwänden des Aufschubs suchen. Auch

hatte er, da und wie er die Ausrüstung jenes Zuges versprach, wohl seine eigenen Mittel überschätzt, seine Stellung verkannt, und wäre, selbst bei aufrichtigerem Willen, dem dazu erforderlichen kriegerischen Aufwande nicht gewachsen gewesen. Dennoch drang, wie der am 18. März 1227 verstorbene Honorius III., so auch der neue Papst Gregor IX. mit Entschiedenheit auf Erfüllung des Versprechens. So gedrängt, zog der Kaiser in Calabrien wirklich ein starkes Heer zusammen, dem jedoch hitzige Krankheiten, durch sengende Hitze und Mangel an Lebensmitteln entstanden, gleich im Beginne schwere Verluste beibrachten. Gleichwol ließ der Kaiser eine starke Abtheilung unter Segel gehen und folgte am 8. September persönlich, in Begleitung des Landgrafen Ludwig von Thüringen, nach. Aber schon zu Otranto starb der Landgraf, und der Kaiser selbst ward oder stellte sich so unwohl, daß er die Reise nicht weiter fortsetzte. Die Vorausgegangenen, von seinem Ausbleiben unterrichtet kehrten sofort um, und der ganze Kreuzzug, welcher Europa in Bewegung, Asien in Furcht gesetzt hatte, unterblieb. Der Papst Gregor, „Schmerzen ohne Maß, unermeßliches Erstaunen und ungeheures Schaudern" empfindend, wie er selbst in einem Schreiben an den Kaiser sich ausdrückte, ließ dessen Gründe nicht gelten, sondern belegte ihn wiederholt mit dem Banne. Friedrich II. setzte seinerseits ebenfalls alle Hebel in Bewegung; seine Einverständnisse reichten bis zu den Füßen des Stuhles St. Peter's nach Rom hinüber, wo er das mächtige Geschlecht der Frangipani für sich gewonnen, die, als der Papst zum dritten Male den Bann verkünden wollte, einen Aufstand gegen ihn erregten, und ihn nöthigten, aus der Stadt zu entfliehen. Um sich wegen des unterbliebenen Kreuzzuges vor den deutschen Fürsten zu rechtfertigen, hatte der Kaiser sie zu einem Reichstage nach Ravenna beschieden. Auch Herzog Leopold machte sich auf den Weg. Aber er kam nur bis nach Venedig; denn wiederum sperrten die Söldner der Mailänder und Veroneser in welfischem Trotze die Straße. Wie früher, mußten die Reisenden unverrichteter Sache umkehren. Der Kaiser Friedrich trat endlich, des auf ihm haftenden Verdachts innerer Unbereitwilligkeit überdrüssig, im August 1228 den lange verschobenen Kreuzzug wirklich an, und gelangte glücklich nach Palästina. Aber der römische Hof war theils mit den angeblich geringen Mitteln, die der Kaiser mit sich führte, unzufrieden, theils wollte er ihm, dem Excommunicirten, nicht die Ehre siegreicher Erfolge gönnen. Es wurden ihm daher nicht nur schon während der Fahrt, sondern auch in Palästina selbst

alle erdenkliche Hindernisse in den Weg gelegt, während zugleich die päpstlichen Schlüsselsoldaten — so genannt wegen des Schlüssels, womit sie, wie die Kreuzsoldaten mit dem Kreuze, bezeichnet waren — in Apulien einfielen. Den Kaiser warnte, voll ritterlichen Edelmuthes, sein eigener Feind, der Sultan von Aegypten, vor der Verrätherei der Templer, und die schnöde Freundesuntreue christlicher Europäer wurde durch die großherzige Offenheit eines ungläubigen Feindes in Syrien beschämt. Der durch Verrath und Argliſt bedrohte Kaiser behielt nur Zeit, im heiligen Lande einige Orte zu befestigen, mit dem Sultan einen Vertrag zu schließen, der Jerusalem, Bethlehem und Nazareth den Christen freigab, und, da kein Anderer ihn krönen wollte, sich selbst die Krone von Jerusalem auf das Haupt zu setzen. Dann eilte er nach Italien zurück, um zu ordnen, zu retten.

Herzog Leopold war, unmuthig ob der hintertriebenen Reise, aus Italien zurückgekehrt. Zu Straubing in Baiern wohnte er am 14. Mai 1228, mit vielen Fürsten und Bischöfen, der feierlichen Schwertumgürtung des jungen Otto von Baiern bei. Hier entrann er glücklich einem gefährlichen Anschlage auf sein Leben, wovon uns die Geschichte weder den Urheber, noch die Art und Weise überliefert hat. Wichtiger und erfreulicher war im darauf folgenden Monat August seine Anwesenheit zu Eßlingen in Schwaben, wohin sein Schwiegersohn, der römische König Heinrich, eine glänzende Versammlung der ersten Fürsten des Reiches beschieden. Bei dieser Gelegenheit ertheilte König Heinrich dem Herzoge Leopold einen Freiheitsbrief, der, die früheren, namentlich jenen Kaiser Friedrich's I., bestätigend und ergänzend, den Glanz und die Würde des Hauses Oesterreich noch mehr über alle anderen, damals regierenden Häuser erhob. Der König erklärt gleich im Eingange dieser Urkunde: daß die so in die Augen fallenden Verdienste des Herzogs, jene vornehmsten Reichsfürsten, denen das Recht zuständig, einen römischen König zu wählen, zu dem Enschlusse gebracht, ihm, als dem eben in Abwesenheit seines kaiserlichen Vaters, mit vollständiger Gewalt im deutschen Reiche regierenden römischen Könige, vorzustellen, daß es der Majestät des römischen Königs — kraft der ihm auferlegten Pflicht, Verdienste zu belohnen — gezieme, dem Herzoge und dessen österreichischen und steyerischen Landen die von früheren Kaisern und Königen erhaltenen Rechte, Freiheiten und guten Gewohnheiten zu bestätigen und zu vermehren. Nachdem nun er, der König,

die Billigkeit dieses Begehrens anerkannt und die vom Herzoge Leopold ihm vorgelegten Urschriften der früheren Freiheiten ächt und unverletzt befunden, habe er alle diese früheren, mit vollkommener Macht ertheilten Privilegien bestätigt und bekräftigt. Er erklärt sodann, den hochansehnlichen, dem heiligen Reiche getreuesten Fürsten, Herzog Leopold, und dessen Länder mit folgenden Rechten, Gnaden und Freiheiten zu ehren: 1. Dem Herzoge von Oesterreich und Steyer soll freistehen, Reichslehen, welcher Art sie seyen, ob durch königliche Huld oder durch Verträge mit geistlichen und weltlichen Fürsten, an sich zu bringen, auch wenn die Einwilligung des deutschen Oberhauptes und des Reiches in der Eile nicht eingeholt werden könne, und solle in allen diesen Fällen weder der Kaiser, noch das Reich ihn hindern können. 2. Wird dem Herzoge das schon durch Kaiser Friedrich's I. Freiheitsbrief verliehene Vorrecht erneuert, alle Rechte und Lehen, welcher Art sie seyen, zu Pferde sitzend zu empfangen, zum Zeichen vorzüglichen Ansehens und Ranges. 3. Wird dem Herzoge und seinen Nachfolgern gestattet, auf ihrem fürstlichen Hute das Diadem der römischen Königskrone zu tragen. (Dadurch erhielten die Herzoge Oesterreich's einen neuen, denkwürdigen, keinem anderen deutschen Hause jemals zugestandenen Vorzug. Schon Kaiser Friedrich hatte den österreichischen Herzogs- oder vielmehr Erzherzogshut mit einer Zinkenkrone, einer nur den königlichen Kronen sonst zustehenden Zierde, ausgestattet; das Diadem der deutschen Königskrone aber gab ihm nun einen neuen, höheren, auch in deutsch-nationaler Beziehung bedeutsameren Schmuck). 4. Erklärt der König Heinrich, daß alle jene Rechte, Gnaden, Freiheiten und guten Gewohnheiten, sowohl jene, welche den Herzogen Oesterreich's von älteren Zeiten her zugestanden worden, wie diejenigen, welche er, der König Heinrich, neuerdings verliehen, nicht allein den Herzogen eigen seyn, sondern auf den Landen selbst haften sollen, und zwar nicht allein auf jenen, die im damaligen Besitze der österreichischen Herzoge, sondern auch auf solchen, die sie in der Folge an sich bringen würden. — Da König Heinrich durch den Willen seines kaiserlichen Vaters und die Ernennung der wahlfähigen Stände damals wirklich im vollen Besitze der Hoheiten und Rechte eines deutschen Königs war, und der von ihm in dieser Eigenschaft ausgestellte Freiheitsbrief in der Folge von mehren deutschen Kaisern ausdrücklich bestätigt wurde, so erhellt die reichsgesetzliche Gültigkeit desselben gegen jeden Einwand.

Durch diesen Freiheitsbrief, der die Verdienste der babenbergischen Herzoge um Kaiser und Reich glänzend ehrte, würdig belohnte, war der Ausbreitung Oesterreich's in den deutschen Landen völlige Freiheit gegeben und gewissermaßen ausgesprochen, daß eine vergrößerte Macht Oesterreich's dem deutschen Reiche zum Besten gereiche, das Land selbst der Ehren und Vorrechte seiner Herrscher unmittelbar theilhaftig gemacht. Keinem Reichsfürsten war noch solcher Ruhm, solcher Vortheil widerfahren.

Kaiser Friedrich II. hatte, wie schon weiter oben berichtet, sich genöthigt gesehen, mit dem Sultan von Aegypten einen Waffenstillstand zu schließen und in das bedrohte Apulien zurückzukehren. Dieser Vertrag mit den Ungläubigen erregte dergestalt den Unwillen des Papstes, daß er die christlichen Fürsten dringend anging, die Kirche gegen den wiederholt mit dem Banne belegten Kaiser zu beschützen. An den Herzog Leopold erließ er den 18. Juli 1229 einen Brief ähnlichen Inhalts, der gleichwohl schwerlich die Gesinnungen des Herzogs für seinen Kaiser wanken gemacht haben dürfte. Der Papst drang auf eine neue Kaiserwahl. Aber Friedrich's II. siegreiche Waffen in Apulien mehrten sein Ansehen und veränderten die Stellung seiner Gegner. So kam es, daß selbst der Papst sich den Friedensvorschlägen, die der Kaiser machte, nicht abgeneigt zeigte. Um die Herstellung der Ruhe zu beschleunigen, berief der Letztere den Patriarchen von Aquileja, den Erzbischof von Salzburg, den Bischof von Regensburg, den Herzog Leopold (immer leuchten bei allen wichtigen Reichsactionen die Namen österreichischer Fürsten schon damals obenan) und den Herzog von Dalmatien und Istrien nach Italien. Durch dieser Fürsten und des Deutschmeisters Vermittelung hoffte er den Streit zu schlichten. Herzog Leopold, durch innere Angelegenheiten abgehalten, konnte erst später erscheinen. Er ernannte seinen Sohn Friedrich, deshalb der junge Herzog genannt, für die Dauer seiner Abwesenheit zum Verweser der Lande. Ihm zur Seite aber stellte er die Brüder Hadmar und Heinrich von Kuenring, wegen ihrer Treue, Wachsamkeit und Stärke die Hunde von Kuenring (Kühnenring) genannt. Zu Anfange des Jahres 1230 traf er in Italien ein, wo er, außer den oben angeführten, noch andere Fürsten, namentlich den Bischof Sibot von Augsburg, die Herzoge Otto von Meran und Bernhard von Kärnten antraf, Alle voll Eifers, den betrübenden Zwist beizulegen zwischen dem Herrn des Reiches und dem Herrn der Kirche. Leopold, mit einigen Anderen ausersehen, die Vergleichsmittel mit dem Papste zu verab-

reden, handelte und sprach mit Umsicht, Klugheit und Würde. Nachgiebig und doch fest, wo es galt, gelang es ihm, den Papst zu gewissen Bedingungen zu vermögen. Rasch eilte er mit dieser Kunde zu dem Kaiser nach Foggia. Doch noch waren nicht alle Bedenklichkeiten gehoben. Mit unverdrossenem Eifer kehrte daher Leopold noch einmal zu dem Papste zurück, beschwichtigte beiläufig den Unwillen des Kaisers gegen die Benedictiner vom Berge Cassino, und ging dann muthig wieder an sein schwieriges Friedensgeschäft, das dem deutschen Reiche, Welschland und anderen Ländern die lang' ersehnte Ruhe wiedergeben sollte. Endlich kam er zu Stande; die Bedingungen wurden angenommen, und am **23** Juli **1230** beschwor der Kaiser zu St. Germano in Apulien den geschlossenen Vergleich. Der Urheber des schönen Friedenswerkes, Herzog Leopold, konnte dieser Freudenfeier nicht beiwohnen. Schwere Krankheit warf ihn auf's Lager, und fünf Tage später war der edle Herzog nicht mehr.

Während Herzog Leopold's Regierung erschütterten heftige Stürme das benachbarte Ungarn, die auch nach Oesterreich herüberdröhnten. König Bela **III.** von Ungarn hatte bei seinem Tode das Königreich Ungarn seinem ältesten Sohne Emerich, dem jüngeren Andreas aber Dalmatien, Croatien, Rama und Kulm mit dem Titel eines Herzogthums hinterlassen. Der herrschsüchtige Andreas meinte sich beschwert, als Emerich seinen Sohn Ladislav als Thronerben krönen ließ. Er griff zu den Waffen, wurde geschlagen, und floh nach Oesterreich zu Herzog Leopold, der dem unglücklichen Fürsten das Gastrecht nicht weigern wollte. Da verheerte Emerich Oesterreichs Gränzen mit Feuer und Schwert, zahlreiche Beute zusammenraubend. Andreas, vom Herzoge Leopold an die Spitze eines Heerhaufens gestellt, um Gewalt mit Gewalt abzutreiben, jagte den Bruder von Oesterreichs Gränzen hinweg, und griff, dadurch muthig gemacht, Letzteren im eigenen Reiche an. Herzog Leopold, dem Frieden und dem Rechte unwandelbar hold, vermittelte durch den Erzbischof von Mainz einen Vergleich zwischen den feindlichen Brüdern, der jedoch nicht lange gehalten wurde. Als im Jahre **1204** der kränkelnde Emerich starb, und sein unmündiger, doch bereits gekrönter Sohn ihm folgte, sollte Andreas dessen Vormund seyn; aber gar bald verriethen sich des Vormundes selbstsüchtige und gefährliche Anschläge. Des jungen Königs Mutter, Constantia, raffte, um der Gefahr zuvorzukommen, heimlich ihre Schätze zusammen, nahm ihren Sohn, ihre Getreuen sammt der ungarischen Reichskrone zu sich und eilte, von Andreas fruchtlos verfolgt,

nach Wien. Leopold, ein Schirm der Unterdrückten, nahm sie ehrenvoll auf, und hörte theilnehmend ihre Klagen. Schon stand sein Heer gerüstet, mit welchem er die königlichen Rechte Ladislav's zu vertheidigen bereit war, schon nahte der Tag der Schlacht, als der junge König plötzlich dahinstarb, und Andreas dadurch in den rechtmäßigen Besitz der Krone kam, die er gewaltsam an sich zu reißen versucht hatte. Man schloß Frieden, und Herzog Leopold sendete die königliche Witwe Constantia mit angemessenem Glanze zu ihrem Bruder, dem Könige von Aragonien. Fortan lebte er mit dem Könige Andreas in ungestörter Eintracht und Ruhe. Nur einmal noch (1224) drohte dieselbe gestört zu werden, als Herzog Leopold dem mit seinem Vater, dem Könige Andreas, entzweiten, aus Ungarn entflohenen Bela Aufnahme gewährte. Als aber Vater und Sohn sich wieder versöhnten, wurde auch dieses vorübergehende Mißverhältniß glücklich gehoben, und der Herzog erntete von dem, bei diesem Versöhnungswerke thätigen Papste Honorius III. verdiente Lobeserhebungen seiner bewiesenen Großmuth und Menschenliebe.

Wien war während der Kreuzzüge ein Uebergangspunct des Abend- und des Morgenlandes geworden. Der halbe West goß seine frischesten Säfte in die Adern der jugendlich aufstrebenden Stadt. Durch den Zuwachs des steyerischen Herzogthums hatte sich, mit der vergrößerten Macht, auch der Hofstaat des Herzogs erweitert. Was Wunder, wenn dem Herzoge seine Residenz zu enge ward, und er mit doppelter Emsigkeit das von seinem Vater übernommene Werk der Vergrößerung weiterführte. Die durch Leopold's des Glorreichen Vater kaum begonnene, durch ihn selbst vollbrachte Erweiterung Wiens nahm folgende Richtung: vom Dampflinger Hofe unfern S. Ruprecht hinunter, durch das goldene Kreuz, von da die Gasse hinüber auf die alte Bürgermusterung am Hafnersteig, zu den nachmaligen Lorenzerinnen und dem alten städtischen Zeughaus, wo man noch vor einer Reihe von Jahren neben der Schmiede die Bogen eines alten Thores in der alten Stadtmauer sah. Von da zogen sich die Spuren dieser alten Stadtmauer und des Grabens hinüber zum vormaligen Getreidkasten gemeiner Stadt Wien, jetzt der Hauptmauth, von da an das alte Tempelhaus (jetzt Dominicanerkloster) hinunter zur Wollzeil, welche durch ein neues Thor, das von den christlichen und jüdischen Stuben oder Bädern sogenannte Stubenthor, geschlossen wurde, von dort hinüber zum Nonnenkloster bei St. Jakob auf der Hülben, jetzt Tabakapaldo. Noch vor beinahe hundert Jahren wurde am Chor von St. Jakob

ein Stück jener uralten Mauer ausfindig gemacht, die sich von da an das Filzgäßchen hinzog und die ganze Singerstraße einschloß und den alten Roßmarkt (Stock im Eisen), wo wieder ein neues Thor, das Kärntnerthor, stand, welchem zur Linken der neue Graben mit dem alten zusammenstieß, der noch jetzt der Graben heißt, beim Freysinger, nachmals Domprobsten-, nun Trattnerhofe. Gegen die erweiterte Stadt stach die beschränkte alte Burg (auf dem jetzigen Hofe) doppelt ab. Herzog Leopold erbaute sich daher eine neue Burg, auf der Stelle der heutigen (des Schweizerhofes und der Stallburg), ein Viereck mit vier starken Thürmen. Nach vollendetem Baue erhob er an dieser Burg eine Kirche zu Ehren unserer lieben Frauen und des Erzengels Michael, sammt Pfarrhof. **1224** zog er einige Brüder Minoriten (mindere Brüder, Conventualen, Franciscaner), deren fromme Begeisterung er auf seinen häufigen Reisen nach Italien und vor Damiata verehren gelernt hatte, in sein Land, und bauete ihnen ein Kloster in der damaligen Vorstadt. Auch den, erst zehn Jahre alten Dominicaner-Orden berief er aus Ungarn nach Oesterreich, und räumte ihm das bisherige Tempelhaus ein. Noch höhere geistliche Ehren hatte der fromme Fürst seinem geliebten Wien zugedacht, da er im Jahre **1207** die schon früher eingeleitete Idee, seine Residenz durch einen Bischofssitz zu verherrlichen, in neue, lebhaftere Anregung brachte, und den Papst Innocenz **III.** anging, einen Theil des in Oesterreich ausgebreiteten Bisthums Passau auf das in Wien zu errichtende zu übertragen. Der Papst zeigte sich diesem Wunsche durchaus nicht abgeneigt; aber der Bischof Mangold von Passau bot Alles auf, dieses Unternehmen, das seinem Sprengel einen wichtigen Landestheil zu entziehen drohte, zu hintertreiben. Dadurch zogen sich die Verhandlungen in die Länge, und durch die nach dem Tode des römischen Königs Philipp eintretenden Staatsveränderungen geriethen sie in völliges Stocken.

Die Grafschaft Retz (damals Ragetz, Razge, Regiz genannt), nebst der gleichnamigen Ortschaft in Niederösterreich an der mährischen Gränze brachte Herzog Leopold von der Witwe des Burggrafen Friedrich von Nürnberg, einer Erbtochter des Grafen Konrad von Retz, um **2000** Mark Silber käuflich, als freies eigenes Gut an sich. Auch gelang es ihm, zu verschiedenen Zeiten durch Erwerbung anderer Besitzungen, die, obschon in Oesterreich gelegen, doch fremden Grundherren unterstanden, seine Kammergüter ansehnlich zu erweitern. Durch das Aussterben der nahe verwandten beiden gräflichen

Geschlechter von Peilstein und Morn, fielen deren beträchtliche Lehen an den Herzog zurück. Auch brachte er durch Kauf die Städte Linz, Wels und Grein, die Herrschaften Ottensheim, Wechsenberg und Hartstein mit allen Zubehörungen an sich. Im Jahre 1229 erkaufte er von dem Bischofe Gerold von Freising die ersten Besitzungen im heutigen Herzogthume Krain, nämlich die von dem verstorbenen Markgrafen Heinrich von Istrien zu Lehn vom Bisthum Freising getragenen Besitzungen, und legte dadurch den Grund zu der nachmaligen Erwerbung des ganzen Landes Krain.

Herzog Leopold war es, der den Rittern vom deutschen Orden und den Johanniterrittern den Eingang in seine Lande öffnete. Sie waren seine Waffenbrüder gewesen im fernen Morgenlande, in Kampf und Noth mit den Ungläubigen, und namentlich die deutschen Ritter waren ihm theuer und ehrten noch lange sein Andenken. — Von einigen Edlen, die Lilienfelder genannt, erkaufte er am Eingange einer reizenden Alpengegend ein Thal, und stiftete hier 1202, zu Gunsten des von ihm besonders verehrten Ordens der Cistercienser, die Abtei Lilienfeld, mit Gütern, Einkünften und Freiheiten sie reich begabend. Dorthin schenkte er auch jenes Stück des heiligen Kreuzes, welches ihm Balduin übersendet, der erste Kaiser des neuen Reiches der Lateiner, das, ein vorübergehendes Glanzbild, aus den Trümmern des von christlichen Waffen zerbröckelten Reiches der Griechen hervorgegangen. So warb bereits der europäische Osten um des österreichischen Herzogs Freundschaft.

Wie alle übrigen Theile der Verwaltung, so umfaßte Leopold's landesväterlicher Blick auch das vor ihm noch so verworrene Gebiet der Gesetzgebung. Gleich beim Antritte seiner Regierung (1198) verlieh er Wien das von Lazius aufbewahrte Stadtrecht, eines der ältesten in ganz Deutschland. Dasselbe bestimmt die Ernennung von hundert ehrbaren Männern Wiens aus allen Gassen, zu Ueberwachung des Handels und Wandels, der Käufe und Verkäufe von Häusern, Weinbergen ꝛc. Weiter handelt es von dem Habe der Waisen, von Todesfällen mit und ohne Testament; Witwen sollen Soldaten nicht heiraten; von Ausländern, die zu Wien sterben; Ausländer können kein Zeugniß geben gegen einen Bürger und umgekehrt; von Niederlage der Waaren zu Wien; die Wiener erhalten das ausschließende Recht des Handels mit Ungarn; Ausländern ist verboten, mit gespanntem Bogen in der Stadt zu erscheinen; Strafe auf Feuersbrünste; Strafe auf falsches Maß und Ellen; Strafgeld für den Richter; Anfang des innern und äußern

Rathes in den vier und zwanzig Vornehmsten und obigen genannten Hundert; Strafe auf den Ehebruch. — Wie nun Leopold seiner Hauptstadt Wien ein Stadtrecht verliehen, so gab er Oesterreich ein Landrecht, älter, als der nie zu Gesetzeskraft gediehene Schwabenspiegel, doch häufig mit ihm im Einklange. Der umfassende Geist dieses Landrechts erhellt schon aus folgendem Inhaltsverzeichnisse: von Orten und Tagen öffentlicher Gerichte; man soll nach den Landesgesetzen richten; Niemand soll ungehört gerichtet werden; von Anhörung und Zahl der Zeugen; die Strafe soll dem Verbrechen gleich seyn; von den Rechtssachen der Frauen; von Straßenraub, Mord u. dgl.; wer verbunden sey, sich durch den Kampf von der Anklage zu reinigen; von der Ladung vor Gericht; welche Befreundete ohne des Anderen Willen ihr Eigenthum verkaufen können; wie Jemand das Eigen verkaufen könne; wie Kinder ihre Eltern beerben, mit und ohne Testament; von Verjährung der Güter; Niemand soll dem Anderen seine Untergebenen entziehen, und wer als des Anderen Untergebener anzusehen; Gerichtsstreit über ein Eigenthum; Lehensrecht: von dem Streit zwischen Lehensherrn und Lehensmann; was rechtlich, wenn der Lehensherr stirbt; wenn der Lehensherr dem Lehensmanne Unrecht thut; wenn durch Heirat des Lehensherrn eine Aenderung in den Lehen geschieht; von den Frauenlehen; wer lehensfähig sey; von der Lehensverjährung; Strafe für Jene, welche Lehen für Burgrecht verkaufen; Pflicht der Lehensmänner, dem Landesfürsten im Kriege zu dienen; wenn der Lehensherr dem Lehensmanne das Lehen zurückhält; Pflicht der Treue des Lehensmannes; Strafe für den Lehensmann, der seinen Lehensherrn beschädigt; wenn der Lehensherr dem Lehensmanne Schaden zufügt; Münzgesetze; Richter sollen nicht ohne Recht strafen; gestolenes Gut soll dem Eigenthümer zurückgestellt werden; Bauordnung; von Brücken- und Festungsbau; Gerechtigkeitsempfehlung an die Richter; desgleichen an Mauthner und Zöllner; Adeliche sollen in Halssachen nur von dem obersten Landrichter gerichtet werden; der Landesfürst soll den Adel nicht zwingen, außer dem Lande zu dienen; von des Stadtrichters Gerichtsbarkeit; im Lande soll gleiches Maß aller Gattung seyn; Niemand soll im rechtmäßigen Besitze gestört werden; wie Streitigkeiten wider Kirchen ꝛc. zu richten sind; von Verträgen der Unmündigen; alle Stände sollen die alten Gewohnheiten beobachten; Pflichten der Ritter ꝛc. zu dem Landesdienste; was einem Ritter bei dem Kriegs- und Landesdienste zu fordern erlaubt

sey; Verbot, Geächtete zu hegen, und Gebot, neue Festungen niederzureißen; Verbot, fremde Knechte und Unterthanen an sich zu ziehen; alle Gerichte sollen bei ihren alten Rechten verbleiben; Gebot wider alle öffentliche Gewalthätigkeiten; Verbot, überführte Leute zu behalten; Verbot geschlossener Vereine; von der richterlichen Klage und deren Art; von Zeugen und deren Eiden; von der richterlichen Anklage eines Adelichen wider seine Hausgenossen; Rechtssachen sollen nicht vor dem Fürsten, sondern bei dem Landgerichte abgehandelt werden, Straßenraub ausgenommen; Rechtssachen sollen nicht durch Eide, sondern vom Gerichte ausgemacht werden; wem es erlaubt, in Rechtssachen Hilfe zu leisten; Münzordnung; Verbot, Mauthen ohne landesfürstliche Erlaubniß zu errichten; Verbot, große Gebäude ohne Erlaubniß aufzuführen; Erbrecht der Kinder; von den Voigtbarkeitsjahren; von der Erbschaft der Voigteien; scharfe Verordnung für die Kirchenvögte; wider Landfriedensbrecher; von Ankündigung der Feindschaft; scharfe Verordnungen wider Kinder, die ihre Eltern verletzen; Verordnungen wider pflichtvergessene Herrschaftsbeamte; Mauthfreiheit für Adeliche; Frauenlehen sind nicht erblich, außer in gewissen Fällen; Giltigkeit der Zeugnisse; Gerichtstaxe; von den landesfürstlichen Richtern, Schreibern und ihren Gerichtsorten. — Man erkennt in den Titeln dieser Gesetze deutlich die Richtung, die Gewohnheiten und Bedürfnisse des Zeitalters, dem sie entsprangen; daher war ihre Aufführung hier nicht ohne Zweck.

Das Münzwesen hatte Herzog Leopold dabei besonders in's Auge gefaßt. In seiner Landesordnung stellte er zwei Gesetze auf: daß Niemand in Oesterreich Münzen schlagen solle, damit die Münze zum Nachtheile des Landesherrn nicht gefälscht werde, und daß Niemand dem landesfürstlichen Münzwesen bei Strafe einige Irrung mache („wer die Munss hindert vnd irret vnd ir nicht fürdert als er zu Rech sol, der sol dem Landesherrn seinen Schaden pessern vnd abtun als der munss recht ist"). Weil aber in Oesterreich die Münzkunst noch nicht gehörig bekannt und geübt war, berief er aus der Fremde geschickte Meister nach Wien, die man, weil sie vornehmlich aus Flandern kamen, Flandrenser, sonst auch, wegen ihrer gleichzeitig erlangten bürgerlichen Rechte, Hausgenossen nannte. Auch bestätigte der Herzog die ältere Verordnung: daß Niemand die Münzkunst üben und mit derselben handthieren solle, der nicht in ihre Gilde rechtmäßig aufgenommen sey. Wien scheint damals das ausschließende Münzrecht in Oesterreich besessenzu haben.

Wien, das Herzog Leopold erweitert und verschönt, hatte sich auch in jeder anderen Beziehung seiner besonderen Gnade zu erfreuen, daher er dort unbegränzte Liebe und Verehrung genoß bei Alt und Jung. So lieh er den Wiener Bürgern zu Beförderung ihres Handels dreißigtausend Mark Silbers aus seiner Rentkammer. Einst zur Weihnachtszeit ritt er zu seinem Vergnügen in der Stadt herum. Das Volk begrüßte und ehrte ihn mit frohem Zuruf. Gerührt durch solche Beweise der Anhänglichkeit, gestattete er der Bürgerschaft, ihn um eine Gnade zu bitten. Die Bürger berathschlagten darüber, und baten dann den Herzog: er möge Befehl geben, daß alles Geld, so man ihnen schulde, auf einen von ihm zu bestimmenden Tag ohne allen weiteren Verzug bezahlt werden müsse. Der Herzog gewährte diese Bitte, ließ sich ein genaues Verzeichniß ihrer Forderungen vorlegen, und verhalf ihnen zu ihrem Gelde. Eine hochwichtige Wohlthat erzeigte er der Stadt **1208** durch Errichtung eines Spitals, Stiftung einer Kirche und Einführung des 1198 entstandenen Ordens der Ritter des heiligen Geistes, in Saria genannt, dessen Glieder sich der Pflicht unterzogen, Armen, Waisen, Fremden und Kranken Hilfe zu leisten. Ein gewisser Gerard gab frommen Sinnes seine in der Vorstadt Wieden gelegenen Gründe und Güter zu Erbauung einer Kirche zu Ehren des heiligen Geistes und des h. Antonius her.

Herzog Leopold starb in dem schönen Berufe eines Vermittlers und Friedensstifters. Als er durch weise Beredsamkeit die Streitigkeiten zwischen seinem Kaiser und dem Papste beigelegt, wie weiter oben gemeldet, und Ersterem die frohe Kunde nach San Germano in Apulien brachte, hatten Gemüthserregung, Anstrengungen und die ungewöhnte Luft des neapolitanischen Himmelsstriches den Fürsten dergestalt angegriffen, daß er schwer erkrankte und am **28.** Juli **1230** die Augen auf immer schloß. Sein Herz, das groß, mild und muthig geschlagen, nahm die nahe gelegene Benedictiner-Abtei auf dem Berge Cassino an sich; seinen Leichnam aber empfing, seinem ausdrücklichen Willen gemäß, die von ihm gestiftete Cistercienser-Abtei Lilienfeld. Er hatte **54** Jahre gelebt, **32** Jahre regiert. Das ganze Reich beklagte seinen Tod; der Papst ehrte gefühlvoll das Andenken des „christlichen Fürsten;" unbeschreiblich war in Oesterreich der Schmerz um den hingeschiedenen „Vater des Vaterlandes." Er hatte Oesterreich einen langen Frieden geschenkt, alle vor ihm beginnenden Keime der Cultur mit weiser Hand gepflegt, Wien verherrlicht und verschönt, die Gesetzgebung geordnet und befestigt, des Landes

Einfluß im deutschen Rathe gesteigert, und alle Segnungen über Oesterreich und Steyer gebracht, die einer langen, wohlbestellten Regierung zu entkeimen pflegen. Seinen kriegerischen Ruhm hatte er sich nicht auf den blutbesprengten Fluren des eigenen Vaterlandes, sondern weit in anderem Welttheile, im heiligen Kampfe geholt, und sein letztes Werk war noch das der Versöhnung zwischen Thron und Kirche. Aber nicht nur das äußere Wohlergehen seiner Staaten, auch den veredelnden Geist der Schönheit und der Künste pflegte er mit edlem und zartem Sinne. Ritterthum und Gesang feierten unter ihm ihre schönste Blütenzeit, und trugen seinen Ruhm weit in alle Lande. Im Liede der Niebelungen, dessen letzte Bearbeitung in diese Zeit fällt, leuchtet immer hoch obenan als Tummelplatz der Recken und Helden, als Hochzeitort der Könige, die Stadt zu Wienne. Ist doch vielleicht unter dem Rüdiger von Pechlarn gar Leopold selbst gemeint. Ueberall tauchen die Gipfel der alten Wiener Stadt ehrwürdig und glänzend in jenem herzerweckenden alten deutschen Urgedichte empor, wo Barbarenthum und Ritterwesen in abenteuerlichen Riesenformen zusammenfließen, und Oesterreich's Ruhm rauscht laut und majestätisch durch den alten Eichenwald dieses Liedes. Allenthalben führten die deutschen Sänger Leopold's Ruhm und Weisheit im Munde. Als um das Jahr **1207** in den Thüringer Gauen, am Hofe des sangeskundigen Landgrafen Hermann, auf der alten Wartburg jener berühmte Krieg der Sänger sich entspann, welchen zu schlichten der weise Meister Klingsohr aus Ungarn herbeigerufen, der Himmel mit seinen Mysterien und Engeln herab-, die Hölle mit ihren höhnenden Dämonen heraufbeschworen wurden, da sang Heinrich von Ofterdingen, der Ehrenhafte, mit begeisternder Weihe das Lob des Herzogs Leopold, der „Sonne" deutscher Lande, und wäre, als die harmlose Sängerwette in blutigem Ernst zu endigen drohte, wohl bereit gewesen, die Ueberzeugung seines Liedes mit dem Tode zu besiegeln. Ihn, den Herzog Leopold, den Herrn zu Oesterreich und Steyer, feierten auch die Gesänge Walter's von der Vogelweide aus Kärnten, als einen zweiten König Artus, dessen Milde dem süßen Regen ähnlich und sonst ihm Niemand gleich, und mit ihm priesen Alle das freudige Leben am minniglichen Hofe zu Wienne. — Doch wie hoch auch sein Ruhm und der Flor seiner Lande unter ihm gediehen, so drängten sich doch auch manche Unfälle heran, des Herzogs edle Stirn mit Wolken zu überziehen. Die Jahre **1196—98** drückte schwere Theuerung, und im Mai **1201** setzte ein Erdbeben Oesterreich und Steyermark in

Schrecken und Verwirrung, warf Kirchen und Häuser in Schutt zusammen, begrub im Schlosse Weitenstein einen steyerischen Edlen, Hartrod, mit sieben seiner Dienstmannen unter den Trümmern eines einstürzenden Thurmes, und erschlug auf gleiche Weise die Bewohner des salzburgischen Schlosses Katsch. **1210** traten die angeschwollenen Bäche und Flüsse aus ihren Ufern, die Saaten überschwemmend, Menschen und Thiere mit sich fortreißend. Die austretende Donau spülte die nahe gelegenen Häuser hinweg, vernichtete die Ernten, zerstörte die Vorräthe, versandete Wiesen und Weingärten. Im folgenden Winter brachte eine ungeheure Schneelast alles Leben zum Erstarren; viele Menschen erfroren, oder wurden vom wilden Sturme im Flugschnee begraben. **1224** schritt aus Griechenland über Ungarn eine fürchterliche Seuche daher, Menschen und Thiere zusammenraffend, als wolle sie Abrechnung halten mit allem Lebenden. Zu solchen Unfällen, mit denen die Elemente von Zeit zu Zeit, wie wilde Wegelagerer des alten Chaos, über die Schöpfungen menschlichen Fleißes herzufallen pflegen, gesellte sich auch mancher häusliche Schmerz. Seiner Tochter Margaretha getrübte Ehe, noch mehr seines Sohnes Heinrich Undank und Pflichtvergessenheit, machten ihm manche schwere Stunde, und dazu kamen noch die Sorgen ob der inneren Verwirrungen im deutschen Reiche, dessen Wohl und Wehe ihm, als einem der getreuesten Reichsfürsten, sehr am Herzen lag.

Herzog Leopold hatte sich **1203** mit der, während der wüthenden Thronstreitigkeiten in Griechenland, von dort entflohenen komnenischen Prinzessin Theodora vermält, einer Frau von Geist und Scharfblick, die in ihres Gemals Abwesenheit die Zügel der Regierung mit Kraft und Umsicht führte. Sie gebar ihm die Söhne Leopold (geb. **1207**), Heinrich (geb. **1208**) und Friedrich (geb. **15.** Juni **1211**). Der Erstgenannte endete als neunjähriger Knabe durch unglücklichen Sturz vom Baume. Heinrich, wegen seines ruchlosen Betragens gegen seinen Vater der Grausame genannt, verblich in Buße und Reue, wenig über zwanzig Jahre alt. Friedrich, den man mit Recht den Streitbaren genannt, folgte seinem Vater im Herzogthume, um nach kurzem Traume von Unruhe, Glück und Sieg in die Gruft zu steigen, und die glorreiche Fürsten- und Heldenreihe der Babenberger zu beschließen. Außer jenen Söhnen entsprossen der Ehe Leopold's vier Töchter: Margaretha (geb. **1205**), Gemalin des unbesonnenen und unglücklichen Heinrich's **VII.**, römischen Königs, dann verstoßene Gemalin des gewaltigen Böhmenkönigs Ottokar. Wie einst die fränkische Agnes die gemeinschaftliche Ahnfrau der

aufblühenden Geschlechter Hohenstauffen und Babenberg geworden, so sah Margaretha, wiederum diese Geschlechter verbindend, den Fall des einen, den Ausgang des anderen. Agnes (geb. 1206) vermälte sich 1222 dem Herzoge Bernhard von Ascanien; Constantia (geb. 1212) im Jahre 1234 dem Markgrafen Heinrich dem Erlauchten von Meissen; Gertrud (geb. 1214) im Jahre 1234 dem Landgrafen Heinrich Raspe von Thüringen, der die kühne Hand vergeblich, nur sich zum Verderben, nach Deutschland's Kaiserkrone ausstreckte.

Wie ein Gewitter, schwül und gewaltig, zuckte Friedrich der Streitbare am Horizonte seiner Zeit hin, als könne ein so herrliches Geschlecht, wie jenes der Babenberger, nur unter Sturm und Blitz, unter Aengsten der Natur und der Völker zu Grabe gehen. Fünfzehn Jahre erst alt, hatte er (1226) die holde Gertrud von Braunschweig gefreiet, die schon sechs Wochen später dem Tode in die Arme sank. Der fünfzehnjährige Witwer vermälte sich noch im nämlichen Jahre mit Sophia Laskaris, des Kaisers Theodor zu Nikäa Tochter; doch nach drei Jahren verstieß er sie. Neunzehn Jahre zählte er, als er das Schwert der Regierung ergriff. Wenige Wochen früher hatte er sein drittes Beilager gefeiert mit Agnes, des Herzogs Otto von Meran Tochter. Doch auch dieses dritte Bündniß konnte nicht die ruhelose Flamme seines Sinnes tilgen. Durch steten Kampf, Gefahr und Sieg unaufhaltsam einem frühen Tode entgegenstürmend, konnte und wollte der streitbare Jüngling weder im Leben, noch in seinem Hause zum Frieden gelangen.

Einige Edle und Mächtige, deren anmaßender Wille durch die weise Kraft Leopold's des Glorreichen niedergehalten worden war, meinten jetzt unter dem herzoglichen Jünglinge leichtes Spiel zu haben. Obenan standen trotzig und macht- wie habgierig, die gewaltigen Hunde von Kuenring, damals zwei Brüder, Heinrich und Hadmar. Sie waren weitläufig begütert in der Gegend des Städtchens Zwettel; viele des niederen Adels waren ihre Lehensmänner und von ihnen abhängig mit Person und Mannen. Fortwährend auf Befestigung ihrer Macht sinnend, hatten sie, noch bei Lebzeiten des Herzogs Leopold, den Abt von Zwettel überredet, die gleichnamige, dem Kloster gehörige Stadt, die vorher nur mit einem Zaune versehen gewesen, mit Wall und Mauern zu umgeben. Dies geschehen, bemächtigten sie sich des Ortes, und ängstigten von da aus mit ihren Vasallen und Reisigen die weite Umgegend durch Raub und Plackerei. Ernst gebot ihnen der junge Herzog, von

dem schnöden Treiben abzulassen, doch sie spotteten seiner Jugend und pochten auf ihre Macht. Sie blieben dabei nicht stehen. Heinrich von Kuenring, den Herzog Leopold der Glorreiche während seiner Abwesenheit seinem Sohne als Rath und Machthaber an die Seite gestellt hatte, und der sich deshalb seitdem den anmaßenden Titel eines „Regierers von Oesterreich“ beigelegt, bekleidete zugleich die Stelle eines obersten Marschalls dieses Landes. Dadurch im Besitze einer fast unbeschränkten Vollmacht und der landesfürstlichen Siegel, vermaß er sich des frechen Wagestückes, aus der herzoglichen Rentkammer zu Wien am lichten Tage mehre mit Gold und Silber beladene Wagen fortzuführen und in seinen Schlupfwinkel zu bringen, meinend, mit dem Schatze dem Herzoge auch die Macht zu rauben. In ihren schlimmen Anschlägen wurden die Kuenringer bestärkt durch Andreas, den älteren, und Bela, den jüngeren König von Ungarn, die auf Herzog Friedrich wegen Verstoßung seiner zweiten Gemalin, Sophia (Schwester der an Bela vermälten Maria), unversöhnlichen Haß geworfen. Sie stachelten auch den Böhmenkönig Premisl Ottokar auf, in Oesterreich einzufallen und das Land von der mährischen Gränze bis an die Donau zu verwüsten. Gleichzeitig stürmten die Kuenringe, Hadmar von seinen Schlössern Dürrenstein und Aggstein, Heinrich von seiner Feste zu Weitra herab, verheerten mit eiserner Faust das Land von Weitra und Dürrenstein bis Krems, plünderten und verbrannten Kirchen, Klöster, Schlösser und Märkte, am schrecklichsten hausend in Krems und Stein. Das tapfere Herz blutete dem Herzog, als er die Verwüstung sah. Aber ihn hatte, von den Kuenringern gewonnen oder aufgehetzt, ein großer Theil seines Adels verlassen; er mußte sich begnügen, Wien und Neustadt in Vertheidigungsstand zu setzen, um Oesterreich diesseits der Donau zu schützen. Nach einigen Wochen zogen die Böhmen, der Beute froh, wieder heim. Dieses einen Feindes ledig, trachtete Friedrich mit der ganzen Kraft seiner Seele und seines Armes, die widerspenstigen Vasallen zu züchtigen, zu unterwerfen. Er raffte seine Getreuen zusammen, stand unerwartet vor der Stadt Zwettel, zwang sie zur Uebergabe, und brach ihre Mauern. Heinrich der Kuenringer eilte zwar, die niedergerissenen Mauern durch einen neuen Wall zu ersetzen; aber Friedrich, dadurch unbeirrt, warf sich plötzlich auf das befestigte Schloß Zwettel, und ängstigte es so lange, bis es sich ergab. Die gefangenen Aufrührer ließ er als Räuber und Landfriedensbrecher an die nächsten Bäume hängen, Andere festsetzen, bis sie sich durch schwere Geldbuße löseten. Erschreckt

eilte, was von dem böhmischen Heere noch auf österreichischem Boden stand, der Gränze zu. Ueberraschung und Furcht bemächtigte sich der Friedensstörer, als sie den fürstlichen Jüngling das Richter- und Rächeramt so tapfer verwalten sahen. Noch aber stand Hadmar unbezwungen, ein Riese an Körperstärke und wildem Muthe. List mußte helfen, wo die Gewalt versagte. Es galt, den Kuenring von seiner festen Burg herunterzulocken Der Herzog zog einen Kaufmann in seinen Plan. Dieser mußte in Regensburg ein Schiff mit köstlichen Waaren und feinen Tüchern beladen; in dem Untertheile aber barg man bewaffnete Reisige, und so fuhr das Schiff die Donau herab nach Wien zu. Kaum war es in der Nähe von Aggstein angelandet, als Hadmar, von der Ankunft der reichen Beute unterrichtet, aus seinem Hinterhalte das Schiff überfiel. Seine Knechte rafften schnell das Beste zusammen, und schleppten es nach der Burg; er selbst blieb, ihre Rückkehr erwartend, auf dem Fahrzeuge zurück. Diesen Augenblick nahm man wahr. Die Bootsleute stießen schnell vom Ufer ab, die versteckten Reisigen warfen sich auf den grimmen Hadmar, riffen ihn zu Boden, knebelten ihn, und führten ihn nach Wien. Vergebens wollten seine Leute dem Schiffe nachsetzen; mit Armbrüsten und Wurfspießen wurden sie vom Schiffe fern gehalten. Ehe noch der erste Schrecken vorüber war, stürmte Friedrich aus nahem Hinterhalte gegen die Burgen Aggstein und Dürrenstein hervor, zerschmetterte durch Schleudermaschinen und Belagerungswerkzeuge ihre Mauern und Thürme und raubte den Belagerten den letzten Rest ihres, schon durch die Gefangenschaft des Anführers gesunkenen Muthes. Der Kuenringer Heinrich, durch sein eigenes und durch das größere Unglück seines Bruders erschüttert, eilte nach Wien. Beide Kuenringer flehten um Gnade. Schrecklich dem Widerstrebenden, doch mild dem Besiegten, empfing der junge Herzog gütig die tiefgebeugten Ritter. Eingedenk der Treue und der Verdienste ihrer Väter, verzieh er ihnen den schweren Frevel, nahm ihre Söhne, die sie ihm als Geiseln gestellt, gnädig auf, ließ sie den geraubten Schatz ersetzen, und besetzte einige ihrer Schlöffer als Unterpfand ferneren Friedens. Den Heinrich bestätigte er in seiner Marschallswürde; den Hadmar gab er frei. Dieser pilgerte nach Passau, um den Kirchenbann zu lösen, der auf ihm lastete. Doch unterwegs brachen Schamgefühl und Reue dem Starken das Herz.

Durch den Hintritt des glorreichen Leopold war das innige Verhältniß erkaltet, das bisher zwischen den nahe verwandten Häusern Hohenstauffen und Babenberg bestanden. Friedrich's Schwester, Margaretha, lebte in

unglücklicher Ehe mit dem römischen Könige Heinrich VII., der schon im ersten Jahre der Regierung Friedrich's, im October 1231, Botschaft an diesen schickte, um auf Auszahlung des seit lange vorenthaltenen Heiratsgutes der Königin Margaretha zu dringen. Friedrich entschuldigte sich mit der traurigen Verwüstung, die seine Lande eben erst ausgestanden, und forderte Aufschub. Zugleich spielte er mit Feinheit darauf an, daß er um die harte Behandlung wohl wisse, die seine Schwester Margaretha von ihrem Gemale, dem Könige Heinrich, zu erdulden habe. Für diesmal ging man im Frieden auseinander; doch nahm die Spannung zwischen den beiden Häusern fortwährend zu.

Friedrich's Sieg über die allgefürchteten Kuenringer hatte die Widersetzlichen und, die ihn bisher zu niedrig angeschlagen, zur Ordnung und Achtung zurückgeführt, ihnen wider ihren Willen die Augen über seine fürstliche und Heldenkraft geöffnet. So mannhaft, wie er sich bewiesen, hatte er ein vollgiltigs Recht erworben, sich wehrhaft zu machen. Das geschah im Friedensjahre 1232. Der Bischof Gerhard von Passau umgürtete ihn in der Schottenkirche zu Wien unter hoher Feierlichkeit mit dem Schwerte. Dann schlug der Herzog zweihundert Jünglinge der edelsten österreichischen Geschlechter zu Rittern. Sie erschienen auf prachtvoll geschmückten Rossen, herrlich angethan, wie der Herzog selbst, in den neuen Landesfarben Oesterreich's, in hermelinverbrämten Scharlachkleidern mit weißem Gürtel, weiße Federn vom rothen Barret wehend. Denn der Herzog Friedrich hatte seit 1231 an die Stelle des einfachen Adlers im Wappenschilde der Markgrafen und Herzoge Oesterreich's, ein einfaches rothes Schild gewählt, mit weißem Querbalken, der Ueberlieferung gemäß als stete Erinnerung an das furchtbar schöne Heldenbild seines Großvaters, des tugendhaften Leopold vor Ptolomais, dem von dem blutgetränkten Waffenrock nur die Stelle des Gürtels weiß geblieben. Dann zogen die neuen Ritter, mit Schilden und Fahnen geziert, hinaus vor die Stadt, um im Angesichte des Herzogs und einer jubelnden Volksmenge, durch Turnier und Scheingefechte den schönen Tag zu feiern und anzudeuten, daß auch im ernsten Kampfe Fürst und Vaterland auf sie zählen dürften. Der Ort, wo die Ritter ihre Speere kreuzten, erhielt in der Volkssprache den Namen „Penzt eng," d. h. penzt Euch, tummelt Euch, und noch heute nennt man ihn Penzing.

Der Kaiser Friedrich II., dem Vater Friedrich's des Streitbaren befreundet und vielverpflichtet, war nicht der Freund des Sohnes. Vielleicht

Bayerische Staatsbibliothek München

schien ihm des jungen Herzogs feuriger und furchtloser Sinn bedrohlich; er unterließ daher nicht, demselben Widersacher anzuwerben, und ihn gegen andere Fürsten, mündlich wie brieflich, mit gehässigen Farben zu schildern. Mit seinem Sohne, Heinrich **VII.**, obgleich er ihn des Thrones entsetzt und ihm fortwährend zürnte, hatte er sich dahin vereinigt, das Heiratsgut Margarethens dringend von Friedrich dem Streitbaren zu fordern. Als der Herzog, wie schon oben erzählt, Aufschub verlangte, entbot ihn der Kaiser nach Ravenna. Friedrich — auf Kaiser Barbarossa's Freiheitsbrief gestützt, der den Herzog von Oesterreich der Verpflichtung entband, auswärtige Reichsversammlungen zu besuchen — stellte sich nicht. Der Kaiser schalt diese Weigerung eine „knabenhafte," legte sie spöttelnd als eine der Jugend eigene Art aus, und um dem Herzoge den Vorwand fernerer Weigerung zu benehmen, kam er selbst in dessen Erbland, nämlich nach Pordenone in Friaul. Jetzt konnte Friedrich nicht länger ausbleiben. Er warf sich in fürstlichen Schmuck, umgab sich mit den jüngst wehrhaft gemachten zweihundert Rittern in ihren kostbaren gleichförmigen Kleidern mit den österreichischen Landesfarben, und zog nach Ostern **1232** zu dem Kaiser hin. Die Zusammenkunft blieb jedoch ohne Erfolg. Der Kaiser forderte so Manches, was der Herzog in Rücksicht auf seine eigenen, oft drängenden Verhältnisse, nicht gewähren wollte, und, durch die großen Freiheitsbriefe Oesterreich's verwahrt, nicht zu gewähren brauchte. Entfremdeter, als vorher, schieden sie von einander. Der Kaiser sann darauf, dem Herzoge für seinen Mangel an Bereitwilligkeit in seinen eigenen Landen zu schaffen zu machen; dieser, um bei den ihm drohenden Gefahren nicht allein zu stehen, näherte sich allmälig der Gegenpartei des Kaisers.

Als der Herzog nach Wien zurückgekehrt war, wurde er zur Vermittelung eines heftigen Streites zwischen dem Herzog Bernhard von Kärnten und dem Bischof Ekbert von Bamberg aufgefordert. Es gelang ihm, **1233** diesen Zwist zu schlichten, und dem in des Gegners Gefangenschaft gerathenen Bischof die Freiheit zu erwirken. So kraftvoll schritt der junge Fürst bereits in fremden Streitigkeiten ein. Seit **1233** nannte er sich auch Herrn von Krain, nachdem er die von seinem Vater in diesem Lande angekauften Güter ansehnlich erweitert hatte.

Lange schon hatte es den Herzog gedrängt, Rache zu nehmen an den Böhmen für den räuberischen Einfall in Oesterreich. Jetzt schien ihm endlich

Bayerische Staatsbibliothek München

die Gelegenheit günstig. Er rückte mit einer auserlesenen Schaar vor Vettau, ein an Oesterreich's, Böhmen's und Mähren's Gränzen gelegenes, festes Schloß, von wo aus schon oft wilde Horden in die benachbarten Länder hinübergestreift, bezwang dasselbe und kurz hintereinander noch einige andere Orte. Der mit einem Heere zum Entsatze herbeieilende böhmische König Wenzel I. mußte sich zurückziehen, und Friedrich würde seinen rächenden Siegeslauf noch weiter fortgesetzt haben, wenn nicht ein wiederholter Einfall der Ungarn ihm die Pflicht auferlegt hätte, zur Beschützung seiner eigenen Erbländer zurückzueilen. Der Ungarnkönig Andreas und sein Sohn Bela konnten den alten Groll gegen Friedrich wegen Verstoßung seiner, ihnen verwandten zweiten Gemalin, nicht vergessen. Kaum war der Letztgenannte gegen die Böhmen ausgezogen, als zahlreiche Schwärme der Ungarn Oesterreich und jenen Theil Steyermark's überschwemmten, der einst zu Ungarn gehört hatte und der ihnen seitdem gern in die Augen stach. Das Verderben aussäend, durchzogen sie das Land, brannten Dörfer und Flecken nieder, trieben das Vieh hinweg und erwürgten die unglücklichen Einwohner, die keinen Widerstand entgegensetzen konnten. Steyermark war zum Unglück damals sehr von kampfgeübten Soldaten entblößt. In solcher Bedrängniß bildete der Adel schleunigst ein Heer aus Bauern. Die Armen hatten einen tapferen Willen, aber keine Kenntniß des Kriegswesens, und keine erfahrenen Anführer; sie mußten der ersten Kriegslist erliegen. Muthvoll gingen sie den Ungarn entgegen; diese ergriffen verstellte Flucht, die Steyermärker unvorsichtig ihnen nach. Da öffnete der Hinterhalt seinen verderblichen Schlund. Die Steyermärker, eingekeilt in einen verworrenen Haufen, wurden in Masse erschlagen, viele Adelige unter ihnen. Von dem ganzen Heere entrannen kaum fünfzig dem Blutbade oder der Gefangenschaft. Ganz Steyermark stand nun dem Feinde offen. Ein zweites ungarisches Heer, von Andreas und Bela angeführt, drang nach in die verwüstenden Spuren des ersten, plünderte und raubte weithin am Leythaflusse und pflanzte alle Gräuel alter Magyarenverwüstung in dem unglücklichen Lande auf. Herzog Friedrich, außer sich vor Schmerz und Zorn, kehrte mit seinem siegenden Heere in Mähren rasch um, warf sich bei Höflein, unweit Bruck an der Leytha, mit Ingrimm auf die Verwüster, tödtete ihrer viele, fing mehre ihrer Edlen. Die Ungarn stutzten vor diesem unerwarteten Schlage, zogen sich, wie sie unter Verheerungen gekommen, unter Verheerungen zurück und machten dann Frie-

densvorschläge. Herzog Friedrich, rings von Feinden und Gefahren umgeben, hatte keine lange Wahl. Er nahm den ehrenvoll gebotenen Vergleich an. Der König von Ungarn stattete ihm persönlich in Neustadt einen Besuch ab, wurde von ihm ehrend empfangen und der Friede von Beiden festgestellt. Jener bat sich des Herzogs Gegenbesuch in Ungarn aus, und zog dann mit seinem Kriegsvolke heim.

Wenn in jenen Fehden Herzog Friedrich hoch und herrlich als Vertheidiger und erster Ritter seiner Lande, als Rächer seines gekränkten Rechtes auftritt, so verwickelte ihn auf der anderen Seite der Parteigeist in minder rühmliche und gerechte Streitigkeiten. Kaiser Friedrich's II. unfreundliche Gesinnung hatte ihn bewogen, sich mehr und mehr der Gegenpartei anzuschließen. Der römische König Heinrich VII., rebellisch gegen seinen kaiserlichen Vater, hatte wilden Haß auf den Baiernherzog Otto geworfen, weil dieser seinen ehrgeizigen Anschlägen am entschiedensten in den Weg getreten. Unter der Vorspiegelung, daß er dadurch den Wünschen des Papstes begegnen werde, zog er zu Pordenone den Herzog Friedrich auf seine Seite. Nach Deutschland zurückgekehrt, versammelte er am Lechfluße bei Augsburg ein Heer von sechstausend Mann, fiel mit demselben verwüstend in Baiern ein und mahnte gleichzeitig den Herzog Friedrich an die zugesagte Unterstützung. Auf des letzteren Befehl brach der Hauptmann des Landes ob der Enns, Erchenger von Wesen, von Oesterreich aus in Baiern ein, überfiel und besetzte das Kloster Vornbach, verjagte die Einwohner und schaltete übel in der ganzen Umgegend. Der Baiernherzog, so unvorhergesehenem Angriffe nicht gewachsen, verbiß seinen Zorn, beschwichtigte durch den Erzbischof von Salzburg den römischen König. Der Kaiser, von dem Vorgefallenen unterrichtet, ließ durch Eilboten seinem Sohne uud dem Herzoge Friedrich scharfen Befehl zugehen, die Waffen sofort niederzulegen und Baiern zu räumen. Doch dem baierischen Herzoge war damit allein noch nicht gedient. Rachedürstend warb er insgeheim ein ansehnliches Heer, überraschte im Frühjahre 1234 das Kloster Vornbach und bekam die dort zurückgebliebene österreichische Besatzung, desgleichen viele baierische Gebannte in seine Gewalt. Sein Profos wüthete mit Strick und Schwert unter den Gefangenen. Das Land ob der Enns plünderten und zertraten seine erbitterten Krieger; das prachtvolle Kloster Lambach sank in Asche. Schon griff der Herzog Friedrich wieder zum Schwerte und ein neuer, blutigerer Krieg stand bevor. Da schlugen sich noch zu

rechter Zeit einige Bischöfe in's Mittel und versöhnten die grollenden Fürsten.

Friedliche Handlungen und Freudenfeste unterbrachen nur vorübergehend die wilden Zuckungen trotziger Erwerbsucht und blutiger Selbsthilfe, von denen das deutsche Reich erbebte. Der jüngere Heinrich von Medling war um **1233** gestorben und hatte, da keine Kinder ihn beweinten, dem Herzoge Friedrich seine Güter und Habe vermacht. Im Jahre **1234** feierte Herzog Friedrich die Vermälung seiner Schwester Constantia mit dem Markgrafen von Meissen, Heinrich dem Erlauchten, nach seiner festen und schlagfertigen Sinnesart von seinen Zeitgenossen auch der Hammer genannt, wie einst Martel, der fränkische Hausmaier. Schon **1225** waren sie einander vermält worden, wobei Leopold der Glorreiche seiner Tochter zwölftausend Mark angewiesen und dieses Geschenk noch durch ein Stück des heiligen Kreuzes vermehrt hatte, welchem die alte Kreuzcapelle zu Dresden ihren vorzüglichen Ruf verdankte. Die herzogliche Witwe Theodora wollte dieses Beilager mit besonderer Pracht begangen wissen. Friedrich, der damals Grund zu haben meinte, den Gesinnungen der Wiener nicht zu trauen, bestimmte dazu den Platz von Stadelau im Marchfelde, wo unter freiem Himmel, in prachtvollen Zelten und im Angesichte einer ungeheuren Volksmenge, die Feierlichkeit vor sich ging. Anwesend waren, außer dem Herzoge, seiner Mutter und den ersten Ministerialen Oesterreich's, die Könige Andreas und Bela von Ungarn, König Wenzel von Böhmen, Erzbischof Eberhard von Salzburg, die Bischöfe von Bamberg, Passau, Freising und Seckau, die Herzoge von Sachsen und Kärnten, der Landgraf von Thüringen, der Markgraf von Mähren, mit ihnen viele auswärtige Große. So weit reichte schon damals Oesterreich's Freundschaft und Einfluß, daß die Blüte des deutschen Reiches daher kam, Theil zu nehmen an seinen Freuden und Ehren. Ritterspiele und Kampfübungen verherrlichten die Feierlichkeit. Kaiser Friedrich **II.**, dem Herzoge Friedrich abhold, gab später vor, Letzterer habe bei jener Gelegenheit die Neuvermälten in der Nacht des Beilagers überfallen und sie durch Drohungen dahingebracht, dem reichen Brautschatze zu entsagen; ein Vorgeben, das durch keinen gleichzeitigen Geschichtsschreiber unterstützt wird.

Nur kurze Zeit lachte die Sonne des Friedens. Der römische König Heinrich **VII.** nährte bald offen, bald verstolen, die Glut der Empörung gegen seinen Vater. Da beschloß der Kaiser strenge Maßregeln gegen den eigenen

Sohn. Er brach im Mai 1235 von Italien nach Deutschland auf, und nahm seinen Weg von Aquileja durch Friaul nach Steyermark, um gleichzeitig die Gesinnungen des Herzogs Friedrich zu erforschen, der Heinrich's Schwager und sein Bundesgenosse gewesen in der Fehde gegen den baierischen Herzog Otto. Friedrich ging dem Kaiser mit großen Ehren an die Gränzen Steyermark's entgegen; aber da Beide wenig Angenehmes mit einander zu besprechen hatten, so sprang der erste freundliche Empfang gar bald in Kälte und Verstimmung um. Der Kaiser brachte wiederum die Rede auf das Heiratsgut der römischen Königin Margaretha, setzte dem Herzoge kurzen Termin zur Auszahlung desselben, und drohte im ausbleibenden Falle mit Krieg. Dagegen machte Friedrich, auf den Grund des österreichischen Freiheitsbriefes, Anspruch auf Beiträge zu bestrittenen oder noch zu bestreitenden Kriegskosten, und am Ende trennten sich Beide, kälter und entfremdeter, als jemals, von einander. Der Kaiser eilte weiter nach Deutschland und bot seinem Sohne, Heinrich VII. Gnade an, wenn er seine Schlösser und Festungen ausliefern wollte. Da dieser zauderte, ergriff er ihn, übergab ihn seinem Gegner, dem Herzoge von Baiern, zur Verwahrung und ließ ihn später in einem Kerker Apuliens auf immer verschwinden. Die römische Königswürde ertheilte er seinem zweiten Sohne Konrad.

Ueber Oesterreich zogen sich neue Kriegswetter zusammen. Herzog Friedrich war im Juni 1234, kurz nach der Vermälung seiner Schwester Constantia, nach Ungarn gereiset, um dem Beilager des greisen Königs Andreas mit der jugendlichen Beatrix von Este beizuwohnen. Seine herrliche Gestalt, sein ritterliches Wesen gewannen ihm die Herzen der kriegerischen Ungarn. Eine mächtige Partei arbeitete daran, ihn auf Ungarns Königsthron zu heben. Bela, des Andreas Sohn und Mitregent, erfuhr davon, und der kaum beschwichtigte Haß gegen Friedrich schwoll dadurch zu neuer Stärke. Als nun drei Monate später des Andreas Tod die ungetheilte Königsgewalt in Bela's Hände gab, machte dieser seinem Argwohn und seiner Empfindlichkeit durch unerträgliche Strenge Luft. Das schürte den Widerwillen der Großen. Des Vaters königliche Witwe Beatrix, von Bela's Anschlägen bedroht, entfloh in Männerkleidern nach Deutschland, wo sie einen Sohn, Stephan, gebar. Die Partei der Unzufriedenen ließ jetzt dem Herzoge Friedrich durch wiederholte geheime Sendungen die ungarische Krone antragen. Dieser, ebenfalls unzufriedenen Sinnes aus Steyermark zurückkehrend, wo sein

Zwiegespräch mit dem Kaiser ihm wenig Trost gegeben, nahm diese verlockenden Anträge mit doppelter Erregbarkeit auf. Der Schimmer einer Königskrone war allerdings geeignet, das heiße Blut des ruhm- und thatendurstigen, vier und zwanzigjährigen Fürsten in Wallung zu setzen. Recht und Unrecht zu flüchtig erwägend, dabei alter Beleidigungen eingedenk, sammelte er ein auserlesenes Heer, überschritt Ungarn's Gränzen und wartete nun des allgemeinen Aufstands, der zu seinen Gunsten in Ungarn ausbrechen sollte. Aber König Bela, zu rechter Zeit gewarnt, traf schnelle Gegenanstalten, durch Waffengewalt den vorbereiteten Aufstand noch vor der Geburt erstickend. Heftig zürnte Friedrich, als er sich getäuscht sah und Niemand sich für ihn erhob; mit Raub und Verheerung des ungarischen Bodens rächte er den lügenhaften Traum, in den er sich selbst gewiegt. Da rückten König Bela und sein Bruder Coloman mit einem gewaltigen Heere gegen ihn heran. Friedrich's Truppen, entnervt durch Beute und Genuß im feindlichen Lande und des rechtlosen Kampfes unlustig, waren nicht in eine vollständige Schlachtordnung zu bringen. Vergebens drohte, vergebens flehte der streitbare Friedrich. Kaum begannen die Ungarn den Angriff, als seine Krieger auch schon zurückwichen. Jetzt brach ein ungarischer Reiterschwarm ihnen im Rücken hervor. Da war vom Zurückweichen bis zur wilden Flucht nur ein Moment. Der Herzog selbst wurde von den Fliehenden mit fortgerissen. Bis an die Thore Wien's streiften die nachrückenden Ungarn, weithin brennend, raubend, würgend. Mit schwerem Golde erkaufte der Herzog den Frieden von den Ungarn.

Mit peinlich gemischtem Gefühle von Groll, Beschämung und Trauer, sah Friedrich seine Niederlage, den Uebermuth der Feinde, das Elend seines verheerten Landes. Ein schweres Strafgericht verhing er über die Feigen und Nachlässigen, denen er den unglücklichen Ausgang des letzten Feldzuges zuschrieb. Viele, die hohen Ranges, entsetzte er ihrer Kriegsämter, und besetzte diese theilweis mit Männern niederer Herkunft, die sich ihm tapfer und verläßlich erwiesen. Auch trachtete er ernst und unbeugsam, den durch theuer erkauften Frieden geleerten Schatz wieder zu füllen. Er belegte alle Häuser in Oesterreich und Steyermark mit hoher, ungewöhnlicher Steuer, und trieb von Klöstern, die sich der Abgaben weigerten, dieselben durch Zwangsmittel ein. Vergeblich bat ihn seine Mutter, die herzogliche Witwe Theodora, die Auflagen zu ermäßigen, die harten Maßregeln zu mildern. Friedrich's feuri-

ger Sinn vertrug keinen Widerspruch, und die bekümmerte Mutter ging, üble Folgen befürchtend, heimlich nach Böhmen. Dies entwandte ihm die Herzen seiner österreichischen und steyerischen Unterthanen. Sie hatten Milderung gehofft in so schwerer Zeit. Statt dessen verdoppelte er ihre Lasten. An Aufwiegelung ließen es des Kaisers Sendlinge nicht fehlen, um die Unzufriedenheit zu mehren, und so einen Grund mehr zum Einschreiten zu gewinnen; keine Verläumdung wurde gescheut, den Charakter des raschen, leidenschaftlichen, aber auch hochherzigen, heldenmüthigen, jeder Verstellung abholden Herzogs mit den schwärzesten Farben zu schildern. Einige der Mißvergnügtesten traten in eine Gemeinschaft zusammen und brachten eine förmliche Anklage gegen ihren Herzog vor den Kaiser, mit der Bitte, ihnen einen anderen Landesfürsten zu geben. Der Kaiser, solcher Anklage begierig wartend, ließ den Herzog zu verschiedenen Reichsversammlungen, namentlich zu jener in Augsburg, vorladen. Aber dieser hatte, vermöge des österreichischen Freiheitsbriefes, nicht nur das Recht, sondern auch sonst guten Grund, nicht zu erscheinen; er wußte, wie hart der Kaiser gegen sein eigenes Blut, den König Heinrich **VII.** und dessen Kinder, verfahren, und hatte, als Fremder, keine Aussicht auf ein gelinderes Loos. Der Kaiser, des Freiheitsbriefes nicht achtend und nur seinem Grolle gegen den Herzog folgend, der nicht nur die Zahlung des Heiratsgutes der Königin Margaretha, sondern ihm auch die verlangte Unterstützung gegen die Welschen verweigert, erklärte ihn, als dem Reiche ungehorsam, in die Acht (**1236**). Von den auf dem Reichstage anwesenden Fürsten wollte Niemand des Herzogs Rechte wahrnehmen; denn die Meisten neideten ihm längst seine Macht und die Vorrechte des großen Freiheitsbriefes, und Manche hatte sein rascher Sinn vielleicht sonst noch verletzt. Zur Vollstreckung der förmlich kundgegebenen Acht ersah der Kaiser, durch seinen Krieg in der Lombardei von persönlicher Mitwirkung abgehalten, den König von Böhmen, den Herzog von Baiern und andere benachbarte Fürsten. Sie sollten den geächteten Herzog Friedrich mit Waffengewalt aus Oesterreich, Steyermark und Krain verjagen und diese Lande in des Kaisers und des Reiches Namen in Besitz nehmen. Durch Petrus von Weingarten ließ der Kaiser die Gründe dieser Achtserklärung aufsetzen; ein Actenstück voll schlauer Wendungen, Verdrehungen des Sachbestandes und Uebertreibungen der Thatsachen, offenbarer Erfindungen und bösen Leumunds nicht entbehrend. Der Herzog Friedrich — hieß es in diesem Umlaufschreiben — sey auf

wiederholte Einladung weder in Ravenna, noch in Aquileja, sondern erst in Pordenone vor dem Kaiser erschienen; er habe demselben die Bezahlung des schuldigen Heiratsgutes der römischen Königin Margaretha abgeschlagen, dagegen mit ungebührlicher Dreistigkeit Geld zu einem vorhabenden Kriege gegen Ungarn und Böhmen von ihm gefordert; er sey auf dem Reichstage zu Mainz nicht erschienen und habe den mit Unrecht und Gewalt von ihm beleidigten König von Ungarn zum feindlichen Angriffe der Reichsgränzen verleitet; er habe den König von Böhmen, den Herzog von Baiern, den Markgrafen von Mähren, die Erzbischöfe von Salzburg und Magdeburg, die Bischöfe von Passau, Regensburg und Freising an ihren Gerechtsamen und Besitzungen, die in des Herzogs Landen befindlich, vielfach gekränkt; er habe seine Unterthanen und Lehensleute grausam unterdrückt, sich alle Willkühr und Unbill erlaubt, unerhörte Ausschweifungen begangen; er habe neuerdings, ungeachtet des vom Kaiser ihm angetragenen freien Geleites, sich geweigert, nach Augsburg zu kommen, wo Letzterer sich mit ihm versöhnen wollen; er habe sich böser Anschläge wider den Kaiser unterwunden, demselben durch Meuchelmörder nach dem Leben gestellt, den Papst gegen den Kaiser aufgereizt, des Kaisers Abgesandte beschimpft und ihnen die Geräthschaften abzunehmen befolen, ingleichen eines dem Kaiser durch Erbschaft zugefallenen Schlosses sich bemächtigt; er sey gottlos verfahren mit seiner eigenen Mutter Theodora, die er mit Gefängniß und gräulicher Mißhandlung bedroht und sie dadurch zur Flucht gezwungen habe; er habe seinem Schwager, dem Markgrafen Heinrich von Meissen, das zuständige Heiratsgut mit Gewalt abgedrungen — Anklagen, größtentheils in sich selbst widerlegt oder in's Unendliche zu mildern.

Um die Herbstzeit (1236) rückten die mit Vollstreckung der Acht beauftragten Fürsten mit ihren Heeren in die österreichischen Lande ein. König Wenzel mit seinen Böhmen überschwemmte die jenseit der Donau gelegenen Gegenden, mit Feuer und Schwert den Fleiß und das Glück der Bewohner verschlingend. Oesterreich ob der Enns besetzten der Herzog Otto von Baiern und Bischof Rüdiger von Passau; doch öffnete ihnen die Hauptstadt Linz weder in Güte, noch in Gewalt ihre Thore. Zur Besitznahme Steyermark's (mit Inbegriff des an Oesterreich gelangten Theiles von Krain), das dem Kaiser vor Allem am Herzen lag, hatte derselbe den Herzog Bernhard von Kärnten, den Patriarchen Berthold von Aquileja, und den Bischof

Ekbert von Bamberg ersehen. So großen vereinigten Kräften, von einem Theile des mißvergnügten Adels noch unterstützt, ward es nicht schwer, die unbewehrten Erblande des Herzogs, bis auf einige befestigte Städte und Schlösser, in ihre Gewalt zu bekommen. Doch mußten Friedrich's unzufriedene oder aufrührische Unterthanen durch denselben Kampf bestraft werden, zu welchem sie so bereitwillig die Hand geboten; denn die fremden Sieger verwüsteten, wohin sie immer drangen, das Land so schrecklich, daß gegen so unsäglichen Schaden die einzelnen Bedrückungen und Lasten, die ihnen vom Herzog widerfahren, kaum in Anschlag zu bringen waren.

Doch der streitbare Friedrich verzagte nicht, wie übel es auch um seine Sache zu stehen schien. Noch war ihm, ein ächter Rittertrost, sein Muth übrig geblieben und sein Schwert. Er versammelte um sich, was ihm treu, opferte muthig, was er besaß, nahm, wo er fand; denn die böse Noth und der Kriegsbrauch jener Zeit entschuldigten so manche Gewaltthat, und ohne Raub, Einbruch und Brand war es nicht leicht gethan. Da die Treue der Wiener nach dem Vorausgegangenen ihm verdächtig erschien, so zog er sich aus der Hauptstadt, wo er die Annäherung der Feinde erwartete, in das feste Schloß Medling zurück. Die Wiener, der alten Treue noch nicht so ganz uneingedenk, fragten bei ihm an, wie sie sich bei Aufforderung ihrer Stadt zu verhalten? Edelmüthig rieth er ihnen, unnützen Widerstand zu meiden und den Feinden die Thore zu öffnen. Er selbst aber ging in die feste Neustadt, die er für uneinnehmbar hielt. Dorthin folgten ihm die Edlen und Wackern, die ihrem Fürsten treu geblieben in der Stunde der Noth und der Gefahr; so Albert von Bogen, Anselm von Justingen, Erzdiakon Leuprand aus Kärnten, Marschall Berchtold von Traun, Truchseß Berchtold von Emmerberg, Gundacker von Starhemberg, Dietrich und Ortolf von Wolkenstein, Albert von Nußberg, Ulrich von Kienberg, Cholo von Frauenhofen. Wien öffnete seine Thore dem vereinigten Heere der Böhmen und Baiern; der Burggraf von Nürnberg ward oberster Befehlshaber über den Bezirk der Stadt. Gegen das Ende des Jahres (1236) kam der Kaiser selbst aus Steyermark nach Oesterreich, zerstörte auf dem Wege noch einige Schlösser dem Herzoge treugebliebener Edlen, bekam Friedrich's Gemalin Agnes, in seine Gewalt und schickte mit unbeugsamer Strenge sie weit hinweg. Somit war ganz Steyermark in des Kaisers Händen; dem Herzoge verblieben in Oesterreich nur die befestigte Neustadt und einige wohlverwahrte Schlösser. Von Gräz, wo er

das Weihnachtsfest begangen, kam der Kaiser nach Wien, wohin die dasige Bürgerschaft und einige Edle ihn demuthsvoll eingeladen. Er erschien mit angemessener Pracht; es umgaben ihn, ein blitzender kriegerischer Kranz, der Böhmenkönig Wenzel, die Herzoge Otto von Baiern und Bernhard von Kärnten, der Landgraf Heinrich Raspe von Thüringen, dann die Erzbischöfe von Mainz, Trier und Salzburg, die Bischöfe von Bamberg, Regensburg und Passau, sammt vielen hohen Reichsbeamten und Edlen.

Der Kaiser fand in Wien Vieles zu thun. Er traf verschiedene neue Einrichtungen in Verwaltung der vom Reiche eingezogenen Provinzen Oesterreich und Steyermark; die Einkünfte beider Herzogthümer betrugen, nach angestellter Berechnung, damals über sechzigtausend Mark. Durch eigene Urkunde bestätigte er die Freiheiten des steyerischen Herzogthums. Kaiser Friedrich's jüngerer Sohn, Konrad, der schon auf dem Mainzer Reichstage (22. August 1235) als Nachfolger seines entsetzten Bruders Heinrich und als römischer König bestimmt worden, kam nun auch nach Wien und wurde hier von den Erzbischöfen von Mainz und Trier, dem Könige von Böhmen und dem Herzoge von Baiern, mit Zustimmung der anderen anwesenden Reichsfürsten feierlich gewählt. Im April 1237 ernannte der Kaiser — der den Herzog auf immer vernichtet meinte, und daher in dessen Landen so schaltete, als könne derselbe nimmer zurückkehren — Wien zu einer Reichsstadt, gab ihr eine neue, diesem Range angemessene Verfassung und ansehnliche Freiheiten. In der hierüber ertheilten goldenen Bulle belobte der Kaiser die Bürger zu Wien wegen ihrer bewiesenen Anhänglichkeit an seine und des Reiches Herrschaft, und wie sie das Joch der Ungerechtigkeit und Unterdrückung nun abgeworfen; und weil nun der vormalige Herzog Friedrich aus der Art seiner frommen Väter geschlagen, seiner Bürger Treue und Andächtigkeit vergessen, die Ehre des Reiches verschmäht, Unbilligkeit geübt, seinen Willen als einziges Recht angesehen, die Armen beschwert, die Reichen beunruhigt, der Waisen und Witwen sich nicht angenommen, Fremder Eigenthum begehrt, und edlen und ehrbaren Leuten nach dem Leben getrachtet, so habe er die Bürger unauflösbar an sich und das Reich gebunden, sie ewig und unwiderruflich in seine und des Reiches Gewalt genommen. Zugleich gab er den nunmehrigen freien Reichsbürgern folgende Satzungen: Alljährlich soll ein Richter zur Handhabung der Gerechtigkeit von dem Kaiser, nöthigenfalls mit Zuziehung der Bürger, eingesetzt werden. Derselbe darf unter

keinerlei Vorwand, selbst nicht auf Befehl des Kaisers, den Bürgern eine Steuer auflegen, geschweige sie dazu zwingen; was und wie viel sie geben, steht in ihrem freien Willen. Man soll ihnen keinen Frohndienst aufbürden, als den sie bei hellem Tageslicht beginnen, und von welchem sie noch vor Sonnenuntergang nach Hause zurückkehren können. Juden sind unmittelbar Knechte der kaiserlichen Kammer und bleiben von allen städtischen Aemtern ausgeschlossen. In bürgerlichen und peinlichen Rechtssachen sollen die Bürger nur von Bürgern gerichtet werden nach der alten Gerichtsordnung und den alten Gewohnheiten, mit Ausnahme des Hochverrathes und des Verrathes am gemeinen Wesen. Kein Bürger, der sich durch sieben Zeugen rechtfertigen kann, soll zu dem Zweikampf gezwungen werden. Zur Beförderung des Wissens und zum Unterrichte der Jugend, soll der von dem Kaiser zu Wien bestellte Schulmeister (oberste Schulvorstand) eine hinlängliche Anzahl tauglicher Lehrer, mit Zuziehung verständiger Bürger, wählen können. Um die Bürger dieser freien Reichsstadt zu vermehren, sollen nicht nur alle Einwohner derselben, sondern auch neu eintretende Ansassen, welche daselbst ein volles Jahr in bürgerlichen Verrichtungen zugebracht, von aller Dienstbarkeit frei seyn. Wienerische Bürger haben das Recht, ihre durch Schiffbruch oder Wassergüsse verlorene Habe von jenen, in deren Händen dieselbe gerathen, zurückzufordern; da es unbillig und unbarmherzig, daß Menschen vorenthalten sollen, was die Wuth des räuberischen Wassers ihnen zuführt. Der Kaiser ließ dieser Urkunde die nur in wichtigen Angelegenheiten gebrauchte goldene Bulle anhangen; viele Reichsfürsten und österreichische Große, die dem Herzoge abgefallen, versahen sie mit ihren Namensunterschriften.

Gegen vier Monate verweilte der Kaiser zu Wien. Er hielt den Herzog für einen verlorenen Mann, und da ihn endlich Reichsgeschäfte abriefen, so ernannte er den Bischof Ekbert von Bamberg, bewährt im Staate wie im Felde, zu seinem Reichshauptmann oder Statthalter in Oesterreich, und zog nach Regensburg hinauf. Konrad der Burggraf von Nürnberg und derzeitiger Oberbefehlshaber der in Oesterreich versammelten Reichsarmee, hoffte durch einen entscheidenden Schlag gegen den Herzog — der, durch den Beistand des Grafen Albert von Bogen verstärkt, streitfertig unter den Mauern Neustadt's stand — dem Kriege ein schnelles Ende zu machen. Seine Schlachtlinie sollte den auf der anderen Seite gegen Neustadt gelagerten, dem Herzoge feindlichen Steyerern die Hand bieten und Neustadt von allen

Seiten scharf angegriffen, somit des geächteten Friedrich letzter Stützpunct gefällt werden. Um diese Vereinigung zu bewirken, rückte der Burggraf mit seinen Schaaren auf das Steinfeld vor, den südlichen Theil der großen Ebene bei Neustadt. Da stürzten sich von der Stadt her der Herzog Friedrich und der Graf von Bogen mit ihren Getreuen mit gewaltigem Ungestüm auf des Burggrafen mehr denn zehnfach überlegene Schaar, warfen Alles vor sich nieder, jagten den Burggrafen in die Flucht, machten die Bischöfe von Passau und Freising zu Gefangenen. Nie zeigte sich Friedrich der Streitbare größer, als im Unglücke. Er, der in den Tagen des Glückes sich manches Vortheils überhob, mit jugendlicher Hitze manche Gelegenheit übereilte, wußte, wenn erst die Sonne seines Glückes sich verdunkelt, mit weiser Besonnenheit den Moment abzuwarten, jede kleine Gunst des Schicksals zu erspähen und auszubeuten, jedes Versehen des Feindes mit Adlerblick zu durchschauen und zu benutzen. Mit einer Handvoll Getreuer, war er der Schrecken der zahlreichen Feindesschaaren, schlug und zermalmte sie, wo er sie fand. Jener glorreiche Sieg bei Neustadt ward für ihn zur Losung vieler anderen. Durch geschickte Manoeuvres trennte er seine Feinde, überfiel und schlug die Vereinzelten in verschiedenen kleinen Gefechten, und erstieg in stürmischer Siegeseile fünf feindliche Burgen kurz nach einander. Steyerische Truppen, im Solde des Kaisers, rückten heran, um Oesterreich zu decken; aber der Herzog fiel sie muthvoll an, hieb Viele nieder, fing die Anderen und jagte die Uebriggebliebenen mit der bösen Kunde ihrer Niederlage in ihr Vaterland zurück. Den eingeschüchterten Freunden des Herzogs, welchen bisher die Furcht vor dem gewaltigen Arme des Kaisers die Hände gefesselt, wuchs nun wieder der Muth. Sie eilten herbei, des siegreichen Herzogs Schaaren zu vermehren. Jetzt drang derselbe über die Donau vor, die dort gelagerten Böhmen in Furcht zu erhalten. Großmüthig und zugleich klug, schenkte er den gefangenen beiden Bischöfen die Freiheit und verband sich dadurch besonders jenen von Passau zu Freundschaft und ersprießlichem Gegendienste. An der Stelle des geschlagenen Burggrafen von Nürnberg, der sein und des Heeres Vertrauen eingebüßt, sendete der Kaiser sofort den Grafen Otto von Eberstein als Reichshauptmann mit neuen Streitkräften nach Oesterreich, um festzuhalten, was gewonnen, wieder zu erobern, was verloren gegangen. Des Grafen Zug nach Wien konnte Friedrich, bei des Ersteren Ueberlegenheit, nicht hindern. Aber in Wien selbst fand der neue Reichshauptmann eine schwierige

Stellung. Friedrich's Unglück hatte die vorher ihm Abgeneigten zur Theilnahme gestimmt, sein standhaftes Ausharren, sein siegreiches Emporraffen unter dem Drucke der Umstände, ihm Bewunderung erworben. Man pries, man bestaunte den jungen Helden, und maß die Schuld aller Unfälle, des Kaisers Feldherren und Bevollmächtigten bei. Diese veränderte Stimmung der Einwohner, auf deren Mitwirken der Reichshauptmann ausdrücklich gerechnet, legte ihm die unbequemste Uuthätigkeit auf, während sie des Herzogs Wirken erleichterte und begünstigte. Unter diesen Verhältnissen rückte das Jahr 1239 heran. Noch lagerten die Böhmen drohend über einem großen Theile Oesterreich's; sie hatte der Herzog am meisten zu fürchten. Da ward ihm Kunde, daß der Böhmenkönig Wenzel, des Krieges müde, des Bündnisses mit dem Reiche überdrüssig sey. Schnell den rechten Zeitpunct wahrnehmend, ließ er dem Könige vortheilhaften Frieden antragen. Er versprach, ihm das ganze Land Oesterreich jenseit der Donau abzutreten, ihm als Pfand die Stadt Laa zu überlassen, wenn er ihm helfen wolle, die entrissenen Erblande wieder zu erlangen. Dieser Vorschlag schmeichelte des Königs Stolze und Ländergier; er ging ihn ein. So von seinem gefährlichsten Gegner befreit, warf sich der Herzog auf das Heer des Ebersteiner's bei Tuln und vernichtete es. Nachdem ihm sodann sein neuer Bundesgenosse, der Böhmenkönig, die verheißene Unterstützung zugeführt, mähete sein gutes Schwert ihm immer breitere Bahn. Laa fiel in seine Gewalt, eben so die in dortiger Gegend gelegenen Schlösser und Festen, dann auch Enns und das diesseitige Oesterreich. Die Gunst vieler ihm wieder zugewandten Gemüther erleichterte seine Siege. Auch ein großer Theil des abgefallenen Adels, dem das neue Regiment nicht die verhofften Früchte getragen, erklärte sich nach und nach wieder für ihn. Manche Andere würden diesem Beispiele gefolgt seyn, hätte nicht die Furcht vor der Rache des schwergekränkten Landesfürsten sie von ihm fern gehalten. Wien verschloß ihm noch immer die Thore; auch die Steyermärker beharrten in ihrer feindseligen Stellung. Umsonst verschwendete der Herzog Versprechungen und gütliche Mittel. Da beschloß er, sie durch Strenge und Schrecken zum alten Gehorsam zurückzubringen. Er ließ ihre Scheuern plündern, ihr Getreide, ihren Wein entführen, und zwang so den Trotzigsten Gedanken der Nachgiebigkeit und Unterwerfung auf. Neue Hoffnungen brachte ihm das Jahr 1239. Zwischen dem Kaiser und dem Papste war es zu neuem offenen Kampfe gekommen; der Vatican schleuderte seinen Bannstrahl gegen den

hohenstauffen'schen Titanen. Des Kaisers volle Thätigkeit wurde dadurch auf Italien hingewiesen, sein Blick von der österreichischen Fehde gänzlich abgelenkt. Des Herzogs Sache gewann dabei unendlich. Viele, die vorher ihm abwendig oder unbetheiligt, suchten jetzt seine Freundschaft. Der stolze, weithinblickende Thüringer Landgraf, Heinrich Raspe, verschmähte es nicht, des geächteten Herzogs Schwester Gertrud zur Gemalin zu begehren; das Beilager wurde zu Neustadt im Juli 1239 mit großer Pracht begangen. Beweis, daß viele Reichsfürsten des Herzogs Aechtung weder gerecht, noch nützlich fanden. Immer festeren Fuß auf dem bestrittenen Boden der Väter gewinnend, blieb ihm noch das Herz, der Puls des Landes, Wien, zu bezwingen übrig, dessen Thore sich keiner Aufforderung öffnen wollten. Er umschloß es, anfangs in einem weiten, dann sich mehr und mehr verengenden Ringe, schnitt ihm alle Zufuhr ab, ängstigte es durch Mangel und Waffennähe. Aber der Trotz der jungen freien Reichsstadt wollte sich nicht beugen. Bald waren die Vorräthe der Belagerten aufgezehrt; sieben Talente kostete der Metzen Getreide, zwölf Solidos der Eimer Wein. Der Mangel schlich in den schaurigsten Bildern durch die Straßen der sonst so lebensfrohen Stadt; in Hundefleisch und ekle Dinge hieb der wüthende Hunger seinen Zahn, Viele verschmachteten und starben. Da brach endlich die bittere Noth den harten Trotz. Zitternd vor dem Grimme des lange und schwer gekränkten Siegers, öffnete Wien seine Thore. Doch das eigene Unglück hatte den Herzog mild gestimmt, seinen feurigen, zorngeneigten Sinn zu weiser Mäßigung erhoben. Er zog ein nicht als Ueberwinder und Rächer, sondern als Vater und Helfer. Er vergab und vergaß, linderte und tröstete; schneller öffnete seine Milde die Herzen, als sein Schwert die Thore, und doppelt herrlich war der Sieg, da der Segen ihn begleitete, kein Unrecht, keine Rache ihn entweihte. — Die übrigen Städte und Schlösser, welche bisher die Furcht abgehalten, sich zu unterwerfen, änderten nach jenem Beispiele der Milde ihren Sinn, so daß noch im nämlichen Jahre ganz Oesterreich wieder im Gehorsam gegen seinen Erbfürsten vereinigt war.

Bald sollte auch des Kaisers Aussöhnung mit dem Herzoge Friedrich der vierjährigen Kriegsnoth, die Oesterreich ausgestanden, ein völliges Ende machen. Dem mit dem Kirchenbanne belasteten Kaiser konnte es nicht gleichgiltig seyn, daß zu seiner dermaligen Bedrängniß auch noch der Kampf mit dem tapferen und unerschütterlichen Herzoge kam, der als Feind ihm so

hemmend ward, als Bundesgenosse ihm so ersprießlich geworden seyn würde. Zudem war der Böhmenkönig von des Kaisers Partei abgefallen und hatte sich der päpstlichen zugewendet. Dem Kaiser mußte daher Alles daran gelegen seyn, die Macht Böhmens durch den Anfall des nördlichen Theiles Oesterreichs, das Friedrich abzutreten sich anheischig gemacht, nicht noch verstärkt zu sehen. Gelang es ihm, den Herzog zur Rücknahme seines Versprechens zu bewegen, so mußte dieser mit dem Könige von Böhmen nothwendig in Spannung gerathen, und der Kaiser ward dadurch zweier Gegner auf einmal ledig. Auch redete der Erzbischof Eberhard von Salzburg beim Kaiser unabläßig zur Güte, und außerdem ward dem Herzoge unerwartete Gelegenheit, dem Kaiser einen nicht unwichtigen Dienst zu erweisen. Es hatte nämlich der Erzdiacon von Padua, Albert, dem die schwierige Sendung zugefallen, in Deutschland den Kirchenbann gegen den Kaiser öffentlich zu verkündigen, dieses Geschäft mit dem Feuer des Eiferers begonnen; indem er den Kirchenbann auch auf mehre angesehene geistliche und weltliche Reichsfürsten, so auf den Erzbischof von Mainz und die Bischöfe von Freising und Regensburg erstreckte, weil sie seinen Auftrag nicht gehörig unterstützten. Auf gleiche Weise zerfiel er mit dem Erzbischof Eberhard von Salzburg und den Bischöfen von Passau, Augsburg, Würzburg und Eichstädt. Er beschuldigte sie, in Verkündung des Bannes läßig gewesen zu seyn, und drohte ihnen mit Kirchenstrafen, ja mit Entsetzung, wenn sie nicht das Versäumte nachholen wollten. An Herzog Friedrich schickte er sogar eine feierliche Gesandtschaft und forderte, unter ähnlichen Drohungen, ihn auf, sich mit dem Könige von Böhmen gegen den Kaiser zu verbinden, und die im Kriege von ihm belasteten Kirchen zu entschädigen. Der Herzog Friedrich, nicht gewöhnt, sich auf solche Weise befehlen zu lassen, wies die Gesandtschaft nicht ganz gelind zurück. Der Erzbischof von Salzburg aber, keine Gelegenheit versäumend, um sein Friedenswerk zu fördern, berichtete diesen Vorfall sogleich dem Kaiser, darauf hindeutend, wie der vom Kaiser geächtete und hart behandelte Herzog es dennoch verschmäht, den Gegnern seines Kaisers beizutreten. Das versöhnte des Kaisers langen Groll. Er schickte eine eigene Gesandtschaft nach Oesterreich, durch welche er den Herzog seiner neuen Gnade versichern, ihm Vorschläge zur völligen gütlichen Auseinandersetzung machen, ihn in den ruhigen Besitz der Herzogthümer Oesterreich und Steyermark wieder einsetzen ließ. So war denn der Friede und das alte Verhältniß mit dem Reiche nach

vierjähriger verwüstender Fehde wiederhergestellt. Freilich stand dafür ein neuer Krieg mit dem Böhmenkönige in Aussicht, der, wie sich leicht erwarten ließ, nicht so gutwillig seine Ansprüche auf das vom Herzoge ihm zugesagte Landestheil von Oesterreich auf der Nordseite der Donau aufgeben werde. Der Herzog Friedrich suchte sein zurückgenommenes Versprechen mit dem Anführen zu beschönigen, daß jener Vertrag einer Landestheilung, ohne Einwilligung von Kaiser und Reich, keine Giltigkeit gehabt. Im ersten Zorne fiel der König von Böhmen mit einem starken Heere in Oesterreich ein, das erschöpfte Land mit grimmigem Hasse verheerend; aber der eintretende Winter scheuchte ihn in seine Heimat zurück. Im folgenden Jahre (1241) wurde, auf des Bischofs von Freising wohlmeinenden Rath und nach dem Schiedsspruche des Herzogs Otto von Baiern, dieser Zwist beigelegt, und durch ein Eheverlöbniß zwischen Wladislav, des Böhmenkönigs Wenzel Sohn, und Gertrud, der Tochter des verstorbenen Prinzen Heinrich (des Grausamen) von Oesterreich, der Friedensschluß bestätigt und befestigt. Der versöhnte Kaiser gab nun auch des Herzogs Friedrich Gemalin, Agnes von Meran, die er vor fünf Jahren in Steyermark zur Gefangenen gemacht, wieder frei; alle Geiseln wurden ausgeliefert, angefochtene geistliche Güter gesichert, Lehen erneut und alte Streitigkeiten beseitigt, kurz das glorreiche Friedenswerk durch würdige Handlungen gefeiert. Die in den Tagen der Noth durch unwandelbare Treue bewährte Neustadt belohnte der Herzog durch zwei Freiheitsbriefe, wichtig für die Geschichte der Rechtspflege des Handels und des Municipalwesens. Der eine (dd. Neustadt 5. Juni 1239) befreiet die Bürger von aller Steuer, bis die Stadt sich von dem Kriegsschaden erholt haben werde, verspricht die Juden von Aemtern der Stadt auszuschließen, untersagt dem Stadtrichter, die Pferde der Bürger zum herzoglichen Dienste wegzunehmen, und gelobt, bei Vermälungen der Töchter oder Anverwandten der Bürger stets freie Hand zu lassen und sie nicht, nach damaliger Sitte, durch fürstliche Empfehlung zu binden; — der andere (dd. Starkenberg 28. Mai 1244) regelt die Mauthen zu Neustadt für den bereits zu hoher Blüte gediehenen Handelsverkehr nach Venedig, für die Kaufleute letzterer Stadt, für jene von Wien, Bruck, Graz, Leoben, Judenburg, Heimburg und Ebenfurt. Auch verfügte er eine, in jenen unruhigen Zeiten sehr zweckmäßige Postanstalt, indem auf jedem bedeutenden Puncte vier Pferde für des Königs Eilboten bereit stehen mußten. — So gedachte, mitten im Drange des Kam-

pfes und der Gefahren, Friedrich mit edler Erkenntlichkeit der Treue wackerer Unterthanen und eilte, sie zu belohnen.

Doch das stürmische Schicksal, das über Friedrich dem Streitbaren waltete, vergönnte demselben nicht, langen Friedens zu genießen. Die rauhe Wiege der Menschheit, das tiefe Asien, wälzte nördlich von der großen chinesischen Mauer her eine zahllose Horde wilder Fremdlinge, kriegerischer Wanderstämme, roh, verdummt in Schmutz und gieriger Grausamkeit — die Mongolen. Die eiserne Hand Temudschin's, des Herrn der Welt (Dschengischan), hatte die vereinzelten Stämme zu riesigem Eroberungsplane zusammengetrieben, zwei große tatarische Reiche im Osten und Westen Asiens unterjocht, das mächtige chuaresmische Reich vernichtet, welches Turkistan und ganz Persien bis nach Indien hin umfaßte, während eine seiner Horden, „die goldene" genannt, in Rußland einfiel und es den Mongolen zinsbar machte (1223). Nach Dschengischan's Tode (1227) setzten dessen Söhne ihre erobernden Raubzüge fort, unterwarfen sich ganz China, stürzten das Chalifat zu Bagdad und zwangen die seldschuckischen Sultane zu Iconium unter ihre Zinsbarkeit. Immer näher dem Herzen Europa's drang die schreckliche Gefahr. Rußland wurde 1237 abermals von einem mongolischen Heere überschwemmt, Moskau erobert, ein großer Theil des Landes gräulich verwüstet. Aus dem unterjochten Rußland brachen die Wütheriche herüber nach Polen (1240), verbrannten Krakau und stürmten in Schlesien bis Liegnitz vor, wo sie (9. April 1241) den Herzog Heinrich von Breslau in einer blutigen Schlacht besiegten, ihn selbst mit vielen seiner Ritter und Mannen erschlugen. Zwei Jahre früher hatten die Kumanen — ein Volk türkischen Stammes, gleich den Petschenegen (d. i. Verschwägerten) — Zuflucht in Ungarn gesucht und gefunden. Ihr Oberhaupt Gutan hatte, nach beherztem Widerstande, der Uebermacht der Mongolen weichen müssen und erhielt vom Ungarnkönige Bela IV. für sich und für 50,000 mit ihm geflohene kumanische Familien, dauernden Aufenthalt in Ungarn. Der König hatte gehofft, sich der Kumanen als wirksamer Vorhut gegen die Mongolen zu bedienen und durch Ausbreitung der Christuslehre unter diesen heidnischen Gästen, sie fester an sich zu schließen. Aber gar bald geriethen sie in Verdacht, den Mongolen den Weg nach Ungarn zu zeigen, und schnell wurden sie ein Gegenstand des allgemeinen Hasses. Jetzt wogten, schrecklich und unübersehbar, die Mongolen gegen Ungarn heran, verbrannten unter viehischen Grausamkeiten

Rodna und überschwemmten das Land gegen die polnischen und mährischen Gränzen hin. König Bela, in verzweiflungsvoller Anstrengung, sammelte um sich, was an waffenfähigen Männern vorhanden. Sein Nothschrei erscholl an alle benachbarten Landesfürsten; Kaiser und Papst ließ er durch Gesandte um schleunige Hilfe anflehen. Der Papst ermahnte zum Kreuzzuge gegen die blutigen Heiden; Kaiser Friedrich II. aber schützte seine italienischen Angelegenheiten vor und verschob seine Hilfe auf unbestimmte Zeit. Dagegen setzte Herzog Friedrich von Oesterreich, voll ritterlicher Gesinnung, in so verhängnißvollem Momente den alten Groll gegen den Ungarnkönig bei Seite, und flog mit einem eilig zusammengerafften, mehr auserlesenen, als zahlreichen Häuflein dem geängstigten Könige zu Hilfe. Er traf ihn bei der Stadt Pesth, in deren Nähe verwegene Mongolenrotten auf ihren windschnellen Pferden ab und zu schweiften. Der kampfbegierige Friedrich griff einen solchen Haufen an, stäubte ihn aus einander und jagte ihn vor sich her. Seine nachstoßende Lanze traf einen der Heiden so gewaltig, daß sie in Stücken brach und der Getroffene vom Pferde taumelte. Ein anderer Mongole wollte dem Niedergerannten zu Hilfe eilen, aber des Herzogs Schwert hieb ihm mit einem Streiche den Arm vom Leibe. Die Ungarn jauchzten dem österreichischen Helden Beifall zu. Aber ein wilder Aufruhr in Ungarn, gegen die verabscheuten Kumanen gerichtet, vermehrte die Noth des Landes. Herzog Friedrich eilte nach Oesterreich zurück, um seine eigenen Erbländer zu schützen. Im Mai 1241 wurde König Bela in der blutigen Schlacht auf der Haide Mohi am Sajo von den Mongolen auf's Haupt geschlagen. Kaum rettete er sich selbst aus dem gräßlichen Blutbade; er floh nach Heimburg zu seinem einstigen Gegner, dem Herzoge Friedrich. Die unglückselige Schlacht hatte ganz Ungarn in die Hände der Mongolen gegeben, die es, wo ihr Arm hinreichte, zur kahlen Wüste verheerten, alles Lebende unter schauerlichen Qualen vertilgten. Während ihre Faust zermalmend auf Ungarn lastete, griff ein anderer Arm des Mongolenheeres beuteschnappend nach Mähren hinein. Sie kamen vor Olmütz, das durch Jaroslav von Sternberg heldenmüthig vertheidigt wurde. Unerwartet brach dieser aus der Stadt heraus, erlegte mit eigener Hand einen ihrer Anführer, erbeutete ihr Hauptbanner und stieß sie aus Mähren hinaus (24. Juni 1241). Sie flohen zu dem Heere nach Ungarn, das jetzt gegen Oesterreich sich in Bewegung setzte. Furchtbar und widerwärtig war der Anblick der Mongolen, in den Chroniken gewöhnlich Tataren genannt, ähn-

lich den stammverwandten Hunnen und Avaren, schrecklichen Andenkens. Klein von Gestalt, aber breitschulterig, kraftvoll und äußerst behend, schmuzig bleicher Gesichtsfarbe, mit plattgedrückten Nasen, großen Mäulern, kleingeschlitzten, weit auseinander stehenden Augen, schien in ihnen eine Schaar wüster und häßlicher Gnomen aus den Spalten der Erde heraufgekrochen zu seyn, unheimlich, blutlechzend, alles menschlichen Gefühles bar. Ihre Religion war ein wirrer Naturdienst, voll schwankender und sinnloser Begriffe. Ihre kleinen, kräftigen Pferde, gewandt, zuthulich und gelehrig, zum Rennen und Schwimmen gleich geschickt, trugen sie pfeilschnell zum Angriffe wie zur Flucht. Finster und wortkarg selbst in der Hitze des Kampfes, bedienten sie sich ihrer Bogen mit bewundernswürdiger Geschicklichkeit; sonst hatten sie als Wehr und Waffe dünne Panzer von Blech und krumme Säbel. Die Gefangenen trieben sie als Vormauer zuerst in den Kampf, um den ersten Stoß des Angriffes auszuhalten; sie selbst bildeten den Kern des Schlachthaufens. Unbändig im Kampfe, übten sie viehische Grausamkeit an den Besiegten. Die Idee der Vertilgung durchrasete ihre blutige Politik. Den Gefangenen, gleichviel ob Männer, Greise, Frauen oder Kinder, pflegten sie einen Pfeil in die Brust zu drücken; Verstümmlung und Knechtschaft war das gelindeste Los. — Dieses Heer von Ungeheuern wälzte sich nun gegen Oesterreich heran. Der Ruf von Herzog Friedrich's Tapferkeit war selbst diesen Horden zugedrungen, und ihre brutale Verachtung fremden Werthes machte bei ihm eine bizarre, doch ehrende Ausnahme. Ihre Chans schickten Gesandte an ihn, ließen ihm Freundschaft und Bundesgenossenschaft antragen, wenn er aufhören wolle, ein Christ zu seyn. Mit dem Schwerte gab er seine Antwort. In der Nähe von Neustadt, unweit dem Leithafluße, erwartete Herzog Friedrich an der Spitze eines muthigen Heeres die gräulichen Feinde. Bei ihm befanden sich der Böhmenkönig, der Patriarch von Aquileja, der Herzog von Kärnten und der Markgraf von Baden. Als die Mongolen die herrliche Schlachtlinie der Christen erblickten, ergriff sie ein panischer Schrecken. Sie wendeten um und jagten in wilder Flucht zurück; Herzog Friedrich und seine Ritter ihnen nach. Viele wurden erschlagen und gefangen. Deutschland war auf immer von den fürchterlichen Gästen gereinigt, und bald verlief sich die Mongolenflut nach Asien zurück, von wo sie verderblich hereingebrochen. Eine Landplage, die in zahllosen Heuschrecken auf Oesterreich herabfiel und Thiere, Wälder und Gärten verheerte, folgte, als würdiges Seitenstück, jenen mongolischen Heuschrecken, die Friedrich's Siegerschwert hinweg getrieben.

Mit neuem Kriege drohte das Jahr 1243. Herzog Friedrich's dritte Ehe, die mit Agnes von Meran, blieb unfruchtbar, wie seine ersten beiden. Das bekümmerte den Herzog, der, als der letzte Sprosse des babenbergischen Hauses dastehend, das Erlöschen seines Geschlechts vor Augen sah, seine mit beispiellosen Opfern und Anstrengungen behauptete Schöpfung keinem Leibeserben zu hinterlassen hoffen konnte. Er beschloß, jene Ehe aufzulösen. Zu naher Verwandtschaftsgrad sollte den Anlaß geben. Auf einer Versammlung zu Friesach, wo auch Agnes sich einfinden mußte, wurde diese Ehe von den anwesenden geistlichen Richtern für ungiltig erklärt, nachdem sie durch dreizehn Jahre bestanden. Agnes, die für ihren Gemal muthig die Leiden mehrjähriger Gefangenschaft ertragen, fügte sich auch diesem Richterspruche; doch sandte sie ihre Berufung an den päpstlichen Stuhl zu Rom. Nicht so ruhig drohte der Ungarnkönig Bela sich dabei zu verhalten. Er hatte schon damals dem Herzoge bitter gegrollt, als dieser sich von seiner zweiten Gemalin Sophia, Bela's Schwägerin, getrennt. Jetzt, da der Herzog in Agnesen wiederum eine Verwandte Bela's (seine Mutter war eine Vatersschwester derselben gewesen) verstieß, entbrannte dieser in heftigem Zorn ob der neuen Schmach. Er war erst vor Kurzem aus Dalmatien in sein, von Mongolenwuth verwüstetes Reich zurückgekommen. Verstärkt durch die Hilfstruppen der Johanniter und des aus römischem Blute entsprossenen mächtigen Frangipani, brachte er ein ansehnliches Heer zusammen, mit welchem er gegen Oesterreich aufbrach. Als er aber den Leithafluß erreichte, da breitete sich, wie früher den Mongolen gegenüber, Herzog Friedrich's Schlachtlinie stolz und muthig aus. Der König stutzte über den unerwarteten Widerstand; es begannen Unterhandlungen. Bela und der Herzog Friedrich fanden und sprachen einander, und der ganze Krieg wurde beigelegt, noch ehe eigentliche Feindseligkeiten ausgebrochen waren.

Des Krieges sowohl, wie der alten Bande ledig, die ihn bisher gefesselt, dachte Herzog Friedrich ernsthaft auf eine vierte Vermälung. Seine Wahl fiel auf des Herzogs Otto von Baiern Tochter, Elisabeth, und bereits im Jahre 1243 fand die feierliche Verlobung Statt, bei welchem Verhältnisse es noch im folgenden Jahre sein Bewenden hatte, bis plötzlich, aus unbekannten Gründen, der leicht gereizte Herzog die ganze Verlobung rückgängig machte. Dadurch weckte er den früheren Groll des Baiernherzogs, der sogar, als der Herzog später nach Italien zum Kaiser zog, ihm in's

Land zu fallen unternahm, durch Friedrich's schnelle Rückkehr aber wieder verscheucht wurde. Hiemit traten noch andere Umstände in Verbindung. Die beiden Herren des Schlosses Obernberg am Innflusse, Gebrüder von Waldeck, pflegten in der Umgegend Plackereien zu treiben, österreichische Unterthanen niederzuwerfen und auszurauben. Viele Klagen gelangten dieserhalb an den Herzog. Er zog 1244 mit einem Häuflein gegen das Raubnest, brach dasselbe und verjagte die Waldecker. Von dort eilte er mit reichen Geschenken zu seiner Braut nach Baiern. Hier aber empfing man ihn mit ziemlicher Kälte; der Baiernherzog hatte die Waldecker in seinen Schutz genommen und sah mit Unwillen das feste Obernberg in österreichischen Händen. Herzog Friedrich ließ sich dadurch wenig irren; er besetzte das Schloß mit seinen Soldaten, und gab es in die Hut der Brüder Bernhard und Ulrich von Schaumberg, die es nach ihrer Weise nicht besser trieben, als die verjagten Waldecker, nach Schnapphahnsart in das nahe baierische Gebiet einfielen und die dortigen Unterthanen schädigten. Das steigerte den Groll des Baiernherzogs. Der Bischof Rüdiger von Passau, ein Anhänger der Waldecker, schürte die Flamme der Zwietracht. Herzog Friedrich, um ihn zu strafen, überfiel des Bischofs Schloß, Eberstein am Traunflusse, und weihte es der Zerstörung. Um aber den Bischof wie den Baiernherzog noch empfindlicher zu kränken, näherte er sich dem Gegner Beider, dem weiter oben erwähnten paduanischen Erzdiacon, Albert von Böhmen, wodurch es das Ansehen gewann, als sey er völlig zur päpstlichen Partei übergetreten. Wirklich nahm selbst der Papst Innocenz IV. von diesen günstigen Gesinnungen des tapferen und einflußreichen österreichischen Herzogs besondere Kenntniß. Er trug, um ihm sein Wohlwollen zu bezeugen, dem Passauer Bischofe auf, dem Wunsche des Herzogs gemäß das Fest des in Oesterreich in hoher Verehrung stehenden heiligen Coloman feierlich begehen zu lassen. Herzog Friedrich, durch solche Gunst des Papstes ermuntert, brachte bei dieser Gelegenheit den alten Lieblingswunsch der Herzoge Oesterreichs wegen eines Bischofssitzes für Wien, in neue Anregung. Der Papst zeigte sich auch geneigt und ließ durch Beauftragte Untersuchungen des Gegenstandes anstellen; doch andere Angelegenheiten brachten die Sache wieder auf lange in's Stocken.

Streng und ohne Ansehen der Person verwaltete der Herzog in seinen Landen die Gerechtigkeit. Einer seiner Unterthanen, Hartneid von Ort, aus vorneh-

men Geschlechte, hatte den Erzbischof von Salzburg durch räuberische Einfälle in dessen Gebiet beleidigt. Der Herzog ließ den Schuldigen hart bestrafen; er starb im Gefängnisse.

Gegen die heidnischen Preußen, die fest und unerschütterlich, wie einst die alten Sachsen und Falen, ihren Glauben und ihre Unabhängigkeit verfochten, hatte der Papst in Deutschland das Kreuz predigen lassen. Aller Orten rüstete man. Auch in Oesterreich trat ein wohlgeordneter Haufe in die Waffen; der Herzog gab ihm den Truchsessen von Schrattenthal zum Anführer. Kriegslustige und glaubensstarke Ritter schlossen sich dem Zuge an; mit ihnen Herr Heinrich von Liechtenstein. Sie vereinigten sich mit den Rittern vom Orden der Schwertträger, brachen 1245 in Pommern ein und setzten durch neun Tage das Land in Schrecken. Als sie aber heimziehen wollten, fiel der Herzog Suantebald von Pommern ihnen ergrimmt in den Rücken, richtete ein schreckliches Blutbad unter ihnen an und jagte sie in die Flucht. Da stellte sich dem schon fliehenden Truchsessen von Schrattenthal plötzlich der Heinrich von Liechtenstein in den Weg, führte ihn beinahe mit Gewalt gegen den Feind zurück, erneuerte die Schlacht, erschlug dem Suantebald über fünftausend seiner Krieger, trieb ihn blutend in seine Wälder zurück, und rettete so die Ehre der christlichen Waffen. Reiche Beute an Waffen und Pferden belohnte den heißen Tag.

Der Kaiser Friedrich II., fortwährend gedrängt von den italienischen Angelegenheiten und der Ungunst des römischen Hofes, berief (1245) einen Reichstag nach Verona. Dort erschien, nebst anderen Reichsständen, auch der Herzog Friedrich in reicher, prachtvoller Begleitung, seiner Macht und seines hochherzigen Sinnes würdig. Den versöhnten Kaiser sprach der Herzog um Bestätigung der österreichischen Privilegien an, namentlich des Fridericianischen Freiheitsbriefes von 1156. Der Kaiser säumte nicht, in dieses Begehren zu willigen; doch verlangte er dagegen des Herzogs Nichte Gertrud, Heinrich's des Grausamen hinterlassene Tochter, zur Ehe. Das konnte der Herzog nicht bewilligen, da Gertrud durch den letzten Friedensvertrag schon an Wladislaw, des Böhmenkönigs Sohn, versagt war. Darüber empfindlich, brach der Kaiser — nachdem er vorher dem Herzoge Friedrich Erhebung zur königlichen Würde zugesagt, ihm auch, zum Zeichen solcher Verwilligung, noch vor seiner Hinreise durch den Bischof von Bamberg den königlichen Reif zugesendet, der kaiserliche Secretär, Peter von

Weingarten, auch bereits das Diplom ausgearbeitet hatte — dies Alles ab, und beschränkte sich darauf, dem Herzoge Friedrich in einer eigenen goldenen Bulle nicht nur den alten Freiheitsbrief zu bestätigen, sondern auch neue Vorzüge und Rechte hinzuzufügen, und zwar: 1) daß kein österreichischer Unterthan und Vasall der Gerichtsbarkeit oder Oberherrschaft eines andern, als des österreichischen Herzogs, jemals unterworfen seyn solle; welches Privilegium besonders in Lehnssachen eine entschiedene Gewähr gab; 2) daß der Herzog von Oesterreich seinen Fürstenhut mit dem Kreuze des kaiserlichen Diadems ausschmücken dürfe. — Ungeachtet dieser Befestigung der alten und des Zuwachses neuer Ehren, schied Herzog Friedrich doch mißmuthig von Verona. Eine Königskrone hatte leuchtend vor seinen Blicken gestanden; sie war verscherzt durch hindernde Umstände, durch den gereizten Sinn des mit seiner Werbung gescheiterten Kaisers.

Neue Kampfeswetter dämmerten an dem schwülen Lebenshorizonte Friedrich's des Streitbaren herauf. Vorübergehende Fehde erregte der Baiernherzog, der es nicht verschmerzen konnte, daß das feste Schloß Obernberg in österreichische Hände gefallen. Während Friedrich's Abwesenheit in Italien, zog er mit Mannen und Reisigen vor die Feste, hoffend, ihrer leicht und bald Meister zu werden. Aber die zu Hütern der Feste bestellten Schaumberger schlugen mit beispiellosem Muthe durch sechs Wochen jeden Angriff ab. Jetzt eilte der zurückkehrende Herzog Friedrich selbst zum Entsatze herbei. Ihn mochten die Baiern nicht erwarten; schnell hoben sie die Belagerung auf und zogen ab. — Aber bald galt es eine ernsthaftere Fehde. Der König Bela, dessen wehrlose Flucht vor den Mongolen damals der Herzog Friedrich zu Erpressungen benutzt haben soll, stachelte den Böhmenkönig zu einem Einfalle in Oesterreich an. Dies geschah im Winter 1245. Den Böhmen zog der Erbprinz Ulrich von Kärnten mit zweihundert Rittern zu. Sie lagerten bei der Stadt Laa, die der Herzog im Vertrage von 1241 dem Böhmenkönige zugesagt, nach dem Frieden mit dem Kaiser aber vorenthalten hatte. Friedrich, in stürmender Hast, wollte mit nur siebenzig Rittern und wenigem Fußvolke sich auf die Feinde werfen; mit Mühe hielt Bernhard von Preusl, der tapfere und besonnene Hauptmann zu Laa, ihn zurück. Der Herzog bezähmte seinen ungestümen Muth, bis er aus den benachbarten Ortschaften und Schlössern noch gegen hundert dreißig Ritter an sich gezogen, dann aber ging er, ungeachtet der Ueber-

macht der Feinde, unaufhaltsam auf dieselben los. Seine Armbrustschützen mußten auf die feindlichen Pferde zielen, damit die schwerbewaffneten Ritter, mit ihren Rossen zu Boden gerissen, sich ihrer Wehr nicht mehr mit Kraft zu bedienen wüßten. Dies Verfahren glückte und brachte die Feinde zuerst in Unordnung. Auf beiden Seiten wurde mit Muth und Ausdauer gekämpft. Einzelgefechte mitten in der Schlacht erinnerten an die Horatier und Curiatier. Zwei Brüder auf österreichischer Seite, Heinrich und Bernhard vom Geschlechte der Preusler, rannten gegen wiederum zwei Brüder von kärntnerischer Seite an, gegen Seifried und Katold Syrock, die Weisen genannt. Als die Vier zu Rosse nicht mit einander fertig werden konnten, stiegen sie ab und fochten Mann gegen Mann zu Fuße. Endlich unterlagen die Weisen und reichten ihre Schwerter den Preuslern. Bald mußten nun auch die Böhmen weichen; mit Noth entrann ihr König der Gefahr. Der Herzog Friedrich, grimmig nachjagend und nachhauend, erreichte den fliehenden Ulrich von Kärnten, nahm ihn nebst dreien seiner Ritter gefangen und schickte ihn in Haft. Viele Feinde bedeckten das blutige Feld; mehr noch geriethen in Gefangenschaft. Der Friede kam zu Stande. Der König von Böhmen entsagte jenen Ansprüchen, die ihm der Vertrag von 1241 an die Hand gegeben. Dagegen bekräftigte der Herzog die beschlossene Vermälung zwischen der österreichischen Gertrud und des Böhmenkönigs Sohne Wladislaw, jene Vermälung, die ihm die Gunst des Kaisers, ja eine Königskrone gekostet.

Inzwischen brachen die langen Mißhelligkeiten zwischen dem Kaiser und dem Papste in offene Flammen aus. Papst Innocenz IV., in Rom nicht sicher vor seinem Gegner, war über Genua nach Lyon entflohen. Von hier aus donnerte er den Bann über den Kaiser und forderte die deutschen Fürsten auf, ein neues Reichsoberhaupt zu wählen. Heinrich Raspe, der kühne und ehrgeizige Landgraf von Thüringen, wurde vorgeschlagen und, da er die gefahrvolle Ehre nicht zurückwies, zu Höchheim bei Würzburg erwählt. Doch schlossen sich viele der angesehensten Reichsfürsten von der Anerkennung aus; so der König von Böhmen, die Herzoge von Baiern und Braunschweig, die Markgrafen von Meissen und Brandenburg, endlich auch der Herzog Friedrich von Oesterreich, der, obgleich mit Heinrich Raspe verschwägert und von dem Kaiser mehrfach gekränkt und geschädigt, diesem dennoch die angelobte Treue nicht brechen wollte.

Mit Zorn und Schmerz hatte der unversöhnliche Bela den Sieg seines Feindes Friedrich, die Niederlage des Böhmenkönigs vernommen, den er zum Kriege verführt. Jetzt griff er selbst zu den Waffen. Sein Heer, zum großen Theile ans Kumanen bestehend, von einigen Johannitern und von den Brüdern Friedrich, Bartolomeo und Jerindo Frangipani angeführt, lagerte sich jenseit der Leitha unweit Neustadt. Es war am 15. Juni 1246, an welchem Tage vor fünf und dreißig Jahren Friedrich der Streitbare das Licht der Welt begrüßt hatte, als ein Theil der Kumanen durch die Leitha schwamm und Oesterreichs Gränzen umschwärmte. Der Herzog saß auf, sprengte mit wenigen Rittern gegen sie an und jagte sie zurück. Gleichzeitig aber hatte das ungarische Heer den Fluß überschritten und rückte in geschlossenen Reihen vor. Friedrich, in der Hitze des Verfolgens, achtete nicht der neuen Gefahr. Ein fliehender Kumane, nach Tatarenweise hinter sich schießend, traf mit spitzem Pfeile des Herzogs Pferd vor die Stirn, daß es hoch aufbäumend sich überschlug. Ehe der Herzog noch unter der Last des gestürzten Rosses sich hervorarbeiten konnte, jagte Friedrich Frangipani, Graf von Modruß, heran und stieß dem am Boden Liegenden den Speer in's Auge. Nun brachen, das schreckliche Ereigniß nicht ahnend, unter Heinrich von Liechtenstein die Oesterreicher vor, die Feinde vor sich hertreibend und den Sieg behauptend. Aber der edle Herzog sah seinen Sieg nicht mehr. Unerkannt, ausgeraubt, lag er unter den Erschlagenen, das eine Auge geöffnet vom scharfen Speere, das andere geschlossen vom kalten Tode. Sein Schreiber Heinrich fand und erkannte ihn zuerst, hob ihn auf sein Pferd und führte die Heldenleiche des letzten Babenbergers weinend in die Kirche zu Neustadt. Man begrub ihn nach Heiligenkreuz; auf den Grabstein meißelte man sein Bild, wie man ihn nach der Schlacht gefunden.

Die Klage um den frühzeitigen und blutigen Untergang des ritterlichen Herzogs hallte durch die Marken seines Landes, ja durch das deutsche Reich. Seine Mutter, die herzogliche Witwe Theodora, tödtete der Schmerz am siebenten Tage. Freunde und Feinde mußten seinen Tod betrauern. „Er hatte" — so klagt Ulrich von Liechtenstein, der Ritter und Sänger — „nur eine kleine Wunde an der Wange. Welch' Unheil, daß ein so vollkommener Mann den Tod davon haben konnte! Das war ein rechter Herr und ich sein rechter Dienstmann; darum kann ich nie genug um ihn klagen." Nach ihm erhob sich große Noth in Oesterreich und Steyer. Mancher wurde

arm, der reich gewesen, viele Unbill geschah. Man raubte Tag und Nacht; wüst lagen die Dörfer. Die Reichen nahmen den Armen ihr Gut und wurden Räuber." — Und Pernold der Mönch sagt von ihm: „Mit Friedrich's Tode schlug Oesterreich die Stunde namenlosen Unheils, das endlich auch den Lästerern die Augen aufriß, daß endlich auch sie ihren Herzog und Herrn als wahrhaft einzig erkannten und beweinten, und eine Welt bewegen würden, um ihn — vermöchten sie es nur — aus der kalten Erde wieder zurückzurufen. Mit ihm wurde die öffentliche Wohlfahrt zu Grabe getragen, Niemand vermag es mehr, gegen übermächtige Willkür nnd Gewalt zu schützen, seit Friedrich nicht mehr das unerbittliche Richterschwert handhabt." — Lobeserhebungen, die um so unverdächtiger erscheinen, wenn man erwägt, daß sie dem letzten Sprossen eines erloschenen Geschlechts galten, von keinem Sohne, keinem blutsverwandten Nachfolger belohnt werden konnten. Streitsüchtig, kampf- und ruhmgierig, oft gewaltthätig selbst im löblichen Eifer, heißen Blutes und voll heftiger Begierden, war er zugleich ritterlich, ernst und mild, dem Unrechte abhold, kraftvoll und großherzig, durch kein Mißgeschick zu beugen, ja doppelt herrlich im Unglücke. Seine Fehler fallen großentheils seiner Zeit anheim, aber durch weise Staatskunst, durch Gerechtigkeitspflege und hohen Sinn erhob er sich über diese seine Zeit. Leicht gereizt, war er auch leicht zu versöhnen; gern ehrte und übte er die Treue. Seinen Feinden hat er oftmals Großmuth erwiesen. Für bethätigte Anhänglichkeit und Liebe hatte er ein gutes Gedächtniß; Beleidigungen wußte er leicht zu vergessen. Als Gesetzgeber hat er sich um Oesterreich hohe Verdienste erworben; als Kriegsheld hat er es treulich geschützt, es verherrlicht und vergrößert. Durch Abwendung der großen mongolischen Gefahr ward er der Retter des Westens. Jugendlich und schön, überschäumend von Leben und Kraft, hat er doch weder in dreifacher Ehe, noch in zahlreichen Abenteuern der Liebe, Kinder gezeugt. Sein Stamm ging mit ihm auf immer zu Grabe.

So erlosch, in Friedrich dem Streitbaren, das herrliche Geschlecht der Babenberger, das durch dritthalbhundert Jahre über Oesterreich geherrscht, es aus dem Chaos des Barbarenthums zu einem geschlossenen Ganzen vereinigt, Menschlichkeit und Wissen dort begründet und zu schönster Blüthe gepflegt und erzogen hatte. Schon die bezeichnenden Namen, die sich jeder dieser Fürsten gewonnen, bezeugen, was sie ihrer Zeit, ihrem Lande gewesen. „Der Erlauchte," „der starke Ritter," „der Schöne," „der Heilige,"

„der Freigebige," „der Tugendhafte," „der Glorreiche," hießen die sieben Leopolde; Adalbert „der Sieghafte;" von den zwei Heinrichen der Aeltere „der Starke", der Jüngere vom frommen Spruche „Jasomirgott;" Ernst „der Tapfere;" von den beiden Friedrichen der Eine, als muthiger Glaubensheld, „der Katholische;" der Andere, als erster Ritter seiner Zeit, „der Streitbare." Stark als Helden, mild als Väter ihrer Länder, weise als Gesetzgeber und Richter, klug als Staatsmänner und Reichsfürsten, beglückten sie ihre Völker, kräftigten und mehrten sie ihre Lande, erfüllten sie die Welt mit ihrem Ruhme. Fromme Stiftungen und Ruhestätten — Melk, Klosterneuburg, Heiligenkreuz und Lilienfeld — bewahren ihr Andenken und ihre ehrwürdigen Ueberreste. Bei jeder großen That seiner Zeit steht ein Babenberger obenan. Deutschland, Ungarn, Böhmen, Mähren, Welschland, Spanien, Syrien und Aegypten sahen ihre Lorbeern grünen, ihre siegreichen Schwerter blitzen. Frühzeitig mußte das starke Geschlecht erlöschen, frühe starben selbst viele seiner Söhne, wie auch Achill, der Liebling der Götter, frühzeitig erblichen.

Der kühn erringenden, jugendlichen Gewalt der Babenberger folgte die bewahrende und ordnende männliche Kraft der hohen Habsburger, und nicht leicht hat die großartige innere Harmonie der Geschichte sich in einem überzeugenderen Lichte dargestellt, als in jener Aufeinanderfolge der beiden erlauchten Geschlechter Babenberg und Habsburg.

Zweites Buch.

Das österreichische Zwischenreich bis zum Hause Habsburg; von 1246 bis 1282.

Schwere Verwirrung brach mit des letzten Babenbergers beklagenswerthem Tode über Oesterreich herein. Von allen Seiten streckten sich begehrliche Hände nach dem schönen Erbe aus, und doch konnte das von Kaiser und Reich untheilbar erklärte nur Einer haben. Des Herzogs frühzeitiges und unerwartetes Hinscheiden hatte ihn durchaus keine Verfügungen für seinen Todesfall treffen lassen; Leibeserben waren keine vorhanden; man mußte also lediglich auf die Bestimmungen des vom Kaiser Friedrich I. gege-

benen österreichischen Freiheitsbriefes vom 18. September 1156 (siehe Seite 50) zurückgehen. Friedrich's des Streitbaren nächste Verwandte waren erstlich: seine beiden Schwestern Margaretha und Constantia, Erstere die Witwe des 1242 verstorbenen römischen Königs Heinrich und Mutter zweier Söhne, Friedrich und Heinrich; Letztere — Constantia — als Gemalin des meißnischen Markgrafen, Heinrich's des Erlauchten, schon 1243 mit Hinterlassung zweier Söhne, Albrecht und Dieterich, verstorben. Dann Friedrich's Nichte, die Tochter seines verstorbenen Bruders Heinrich (des Grausamen), Gertrud, seit dem Frühjahre 1246 an den ältesten Sohn des böhmischen Königs Wenzel I., den Markgrafen Wladislaw von Mähren, vermält und ohne Leibeserben. Diese Seitenverwandten traten nach und nach mit verschiedenen Ansprüchen an das österreichisch-steyerische Erbe hervor. Aber der Wortlaut des angeführten Freiheitsbriefes war gegen sie; nur von den Töchtern des letzten, nicht des vorletzten Herzogs war darin die Rede. Die österreichischen Lande waren also als erledigt und dem Reiche wieder anheimgefallen zu betrachten. So sah auch Kaiser Friedrich II., auf den Grund des Buchstaben jener Urkunde, den Fall an. Kaum war ihm daher Friedrich's des Streitbaren jäher Tod berichtet worden, als er durch den Grafen Otto von Eberstein in seinem und des Reiches Namen von Oesterreich und Steyer Besitz nehmen und denselben als Reichshauptmann und Procurator seinen Sitz in Wien aufschlagen ließ. Aber die Umtriebe der erbberechtigt sich dünkenden Seitenverwandten des erschlagenen Herzogs erschwerten ihm gar bald seine Stellung. Zuerst rührte sich Markgraf Wladislaw, dem bei seiner Verlobung mit des Herzogs Nichte von Letzterem Hoffnung zur künftigen Nachfolge in Oesterreich gemacht worden seyn soll, und der sich wahrscheinlich obendrein auf die früheren Ansprüche seines Vaters auf den nördlichen Theil Oesterreich's (siehe Seite 110) stützte. Aber Graf Otto vereitelte durch seine Besetzung der Hauptstadt Wien, die Absichten Wladislaw's, und des Letzteren baldiger Hintritt (16. Januar 1247) schlichtete den Streit auf dieser Seite.

Papst Innocenz IV. betrachtete diese wichtige Vermehrung der Macht des Kaisers durch den Heimfall der österreichischen Lande nicht mit gleichgiltigen Augen, da mit ihr der ghibellinische Einfluß sich bedeutend steigern mußte. Er lag daher nicht nur dem Gegenkaiser Heinrich Raspe, sondern auch den Königen von Ungarn und Böhmen dringend an, dem Kaiser Fried-

rich, als Feinde der Kirche, jene schönen Lande nicht gutwillig zu überlassen. Doch wie kurz vorher Wladislaw's, so durchkreuzte bald Heinrich Raspe's Tod (16. Februar 1247) feindselig des Papstes Plane; überdies waren durch abermalige Tatarengefahr und durch die Ketzerunruhen in Bosnien dem Könige von Ungarn für den Augenblick die Hände gebunden. Der Papst warb eifrig um einen neuen Gegenkaiser; doch mehre Fürsten schlugen vorsichtig die angebotene Reichskrone aus. Endlich trieb den jungen Grafen Wilhelm von Holland der Ehrgeiz, das gefährliche Geschenk anzunehmen; er wurde von einigen, dem päpstlichen Einflusse zinsbar gemachten Kurfürsten im Herbste 1247 erwählt, jedoch ohne Zustimmung der übrigen Stände und deutschen Völker, welche, so namentlich die Sachsen, Baiern und Oesterreicher, der Sache Friedrich's II. ergeben blieben.

Um nun des Kaisers und des Reiches Ansprüche auf Oesterreich und Steyer, auf dem nächsten Wege zu vereiteln, wollte sich der Papst der verwitweten Margaretha, Friedrich's des Streitbaren ältester Schwester, bedienen, der, sowohl wegen ihres Gemals, als wegen ihres Bruders, manches Ungemach vom Kaiser widerfahren. Die gebeugte königliche Frau war erst vor zwei Jahren aus Italien nach Deutschland zurückgekehrt, und, entschlossen, ihre übrigen Lebenstage der Ruhe und Einsamkeit zu widmen, hatte sie sich in das Kloster der Dominicanerinnen zu Trier begeben. Auf des Papstes Verlangen kehrte sie nach Oesterreich zurück, konnte aber, da der Ebersteiner die Hauptstadt besetzt hielt, nur bis Haimburg kommen. Gleichzeitig fand sich auch die verwitwete Markgräfin Gertrud in Oesterreich ein, welcher man, wahrscheinlich weil von ihren Ansprüchen noch weniger zu befürchten war, in Mödling sich aufzuhalten gestattete. Beide Frauen waren durch guelfische Zuflüsterungen aufmerksam gemacht worden, daß sich vielleicht aus den österreichischen Freiheitsbriefen, durch welche auch Frauen der Nachfolge fähig erklärt wurden, ein Erbanspruch für sie auf die österreichischen Lande herleiten ließe. Diese Briefe, nebst anderen herzoglichen Hausschriften und dem Hausschatze, befanden sich auf dem im V. U. W. W. Niederösterreich's gelegenen Schlosse Starhemberg, das, nebst dem landesfürstlichen Schlosse Pottenstein, den deutschen Ordensbrüdern zum Schutze anvertraut war, welchen daher der Papst brieflich zur Pflicht machte, diese beiden Schlösser sorgsam zu bewahren und sie nicht in die Hände Kaiser Friedrich's oder seiner Anhänger fallen zu lassen.

Um auch andere, zur Zeit dem Kaiser noch befreundete Mächte in sein Interesse zu ziehen, trug der Papst, nach Wilhelm's von Holland Erwählung, einem Verwandten desselben, dem Bruder des Markgrafen Heinrich von Meissen, Margarethens Hand an. Aber dieser Antrag wurde von dem Betheiligten, aus Rücksicht für den Kaiser und aus Furcht vor Ungarn und Böhmen, abgelehnt. Auf dieser Seite abgewiesen, wiederholte der Papst seine Ermahnungen bei dem Ungarnkönige zum Widerstande gegen den Kaiser, und drohte den Anhängern des Letzteren mit dem kirchlichen Banne, doch ohne wesentlichen Erfolg. Eben so scheiterte sein Bemühen, zwischen einer der babenbergischen Fürstinnen und dem Gegenkaiser Wilhelm eine Heirat zu Stande zu bringen.

Unter solchen Umständen war auch der Königin Margaretha alle Gelegenheit, ihr Ansehen in Oesterreich geltend zu machen, versperrt; auch im Volke vermochte sie keine Sympathien für sich zu erwecken, daher sie endlich mehr und mehr aus ihrer widerstrebenden Stellung herausging, und sich durch Nachgiebigkeit gegen die kaiserliche Partei zu behaupten suchte. Sie hoffte, dadurch sich die österreichischen und steyrischen Landesedlen besser zu verbinden, die sich auch wirklich entschlossen hatten, den Kaiser um einen eigenen Landesfürsten, und zwar in der Person seines Enkels Friedrich, Margarethens ältesten Sohnes, zu bitten. Sie schickten dieserhalb Abgeordnete nach Verona zum Kaiser; aber Diese wurden theils schon unterweges von dem Erzbischofe von Salzburg beunruhigt, theils fanden sie bei dem Kaiser selbst kein williges Gehör.

Inzwischen drangen die babenbergischen weiblichen Seitenverwandten, vornehmlich Gertrud, auf Herausgabe und Theilung des vom Herzoge Friedrich hinterlassenen Schatzes, der auf dem Schlosse Starhemberg verwahrt war und ihnen erblich gebührte. Zwar suchte der Wächter des Schlosses, der deutsche Ordensritter Ortulf, die Abtretung des Schlosses und Auslieferung der Gegenstände zu verzögern; doch die Landschaft schlug sich in's Mittel, und so wurden Schatz und Geräthe zwischen Margarethen, Gertrud und Constantia's hinterlassenen Kindern in Meissen, getheilt (1248).

Der Kaiser bezeigte keine Lust, seinen Enkel Friedrich als Landesfürsten in Oesterreich und Steyer einzusetzen. Er mochte dem Jünglinge nicht die in so bedenklicher Zeit erforderliche Kraft und Entschlossenheit zutrauen und wollte lieber noch eine Weile seine Hand unmittelbar über jene Lande

halten. Doch nahm er die Verwaltung dem Ebersteiner, und, dieselbe theilend, setzte er in Oesterreich den Herzog Otto von Baiern, in Steyer den Grafen Mainhart von Görz als Statthalter ein. Mainhart wahrte treu und muthig das kaiserliche Interesse. Der Herzog Otto aber blieb, aus Furcht vor dem päpstlichen Unwillen, großentheils bei halben Maßregeln stehen; er brachte sogar zwischen seinem Verwandten, dem Markgrafen Hermann von Baden, und Gertruden von Oesterreich eine Heirat zu Stande, wodurch er, ohne es zu ahnen, in dem Markgrafen ehrgeizige Entwürfe auf das österreichische Erbe entzündete und denselben den Gegnern des Kaisers beigesellte. Gertrud stellte ihrem Gemale eine Schenkung aus, mit Berufung auf ihr vorgebliches Erbrecht, und der Papst ertheilte dieser Handlung seine Bestätigung. Gleichwohl sah sich Hermann in Oesterreich nie allgemein anerkannt; die Oberhand verblieb stets der kaiserlichen Partei. Indeß gelang es den feurigen Bestrebungen des jungen Markgrafen, allmälig einen nicht unbedeutenden Anhang um sich zu sammeln und, nebst andern österreichischen Plätzen, auch Wien in seine Gewalt zu bringen. Er eignete sich daher den herzoglichen Titel von Oesterreich wie von Steyer an, obschon in letzterem Lande der Graf Mainhart das kaiserliche Ansehen ungeschwächt uud unverändert aufrecht zu erhalten wußte.

Müde der fortwährenden Reibungen und geschreckt durch den päpstlichen Bannstrahl, legte der Herzog Otto von Baiern sein Statthalteramt nieder, und Graf Mainhart wurde vom Kaiser, wie früher schon in Steyer, so nunmehr auch in Oesterreich eingesetzt. Da hierdurch des Grafen Sorgen vermehrt wurden, so schöpfte der Markgraf Hermann neue Hoffnung. Obgleich dieser in Oesterreich bisher wenig mehr, als die Zurücknahme des Kirchenverbotes, durchgesetzt hatte, so trieb er doch seinen Muth schon so weit, sogar einen Einfall gegen die Gränzen Ungarn's zu wagen. Der Ungarnkönig Bela ließ diese feindliche Begrüßung nicht unerwidert; mit einem starken Haufen brach er im Sommer 1250 in Oesterreich ein, weithin sengten und würgten seine wilden Kumanen, das Kloster Mariazell sank in Asche. Der König Wenzel von Böhmen wendete, durch menschenfreundliche Vermittelung, Oesterreich's gänzliche Verheerung ab, da das unglückliche Land, an innerem Zwiespalte siechend, äußeren Angriffen nicht gewachsen war. Streit und Krieg war allenthalben. Der Markgraf fehdete gegen die Kuenringer; der Erzbischof von Salzburg fiel verwüstend in Steyer ein.

Da ereilte (4. October 1250) den Markgrafen Hermann früh und unverhofft der Tod; sein Leichnam behauptete das Land, das er lebend nie vollständig besessen; in Klosterneuburg fand er seine letzte Ruhestätte. Ein Jahr früher hatte ihm seine Gemalin einen Sohn, Friedrich, dessen junges Gestirn später mit jenem des unglücklichen Conradin in Neapel blutig unterging, kurz vor seinem Tode auch eine Tochter, Agnes, geboren.

Schon seit länger hatte der Herzog Otto von Baiern sich dem lockenden Gedanken hingegeben, das Land Oesterreich ob der Enns zu gewinnen. Der Markgraf Hermann war ihm zu Danke verpflichtet gewesen, von ihm durfte er sich Viel versprechen. Nun aber diesem der Tod die Hände gebunden, mußte der Herzog auf andere Mittel sinnen. Der noch nicht verschmerzte Einfall der Ungarn, des inneren Haders Gefahr, die feindlichen Anschläge des Erzbischofs von Salzburg, waren ihm Vorwand genug, sowohl für die von außen und innen bedrohten österreichischen Reichslande, als für die Sicherheit seiner eigenen Gränzen einzuschreiten. Kaiserliche Vollmacht vorschützend, ließ er seinen älteren Sohn Ludwig mit einem Heere in Ober-Oesterreich einrücken und, unter jenem Vorwande, sowohl einen großen Theil der Bevölkerung auf seine Seite bringen, wie auch Linz, Enns und andere Plätze besetzen. Nach diesem leichten Siege kehrte Ludwig nach Baiern zurück. Geplünderte Kirchen und Klöster erinnerten an seinen Zug.

Mitten in diese Verwirrungen fiel der Tod des großen Hohenstaufen, des Kaisers Friedrich II. (13. December 1250). Die Geschichte steht staunend vor diesem Riesenbilde. Gegen Kirche und Welt hatte des Kaisers mächtiger Arm gestritten, in Italien die Städte gestürzt, in Deutschland sie erhoben; hinausragend über den frommen Glauben der Völker, hatte er die Blitze des Vatican's mit seiner ehernen Brust aufgefangen; oft hilflos, aber immer furchtbar, oft geschlagen, aber nie besiegt, trug er Krone und Scepter durch alle Wogen und Brandungen der Zeit, und wahrte gegen Factionen und Feinde die Majestät des kaiserlichen Glanzes und Ansehens. Zwar hatte Friedrich II. in seinem Testamente angeordnet, daß sein Enkel Friedrich, Margarethens Sohn, die beiden Herzogthümer Oesterreich und Steyer haben, sie von dem römischen Könige Konrad zu Lehen erhalten, und auf die nöthigen Unkosten zehntausend Unzen Goldes bekommen sollte; doch der junge Fürst folgte gar bald (1251) dem Großvater in die Gruft, angeblich durch Manfred, des Kaisers unebenbürtigen

Sohn, mit Gift aus dem Wege geräumt. So war denn die Hoffnung, den schwankenden und verderblichen Zustand des Zwischenreiches in Oesterreich beendigt zu sehen, abermals vernichtet. —

Der lange Unwille des Papstes gegen die Hohenstaufen war noch nicht versöhnt. Eifrig strebte Innocenz, den römischen König Konrad von allem Einflusse in Oesterreich auszuschließen. Gertruden ließ er, nach dem Tode ihres Gemals, als ein unnütz gewordenes Werkzeug fallen. Dagegen wendete er seine Augen jetzt wieder der, eine Zeitlang halbvergessenen Königswitwe Margaretha zu. Er schlug ihr eine Heirat mit dem Grafen Florenz von Holland, des Gegenkaisers Wilhelm Bruder, vor. Aber in Oesterreich sträubte man sich gegen einen Herrn aus so entlegenem Lande, mit welchem man obendrein des Königs Konrad Feindschaft hätte übernehmen müssen, und so zerschlug sich der Plan. Auch der Herzog von Sachsen stand an, auf des Papstes Anträge einzugehen. In dem jetzt völlig herrenlosen Oesterreich mehrten sich tagtäglich Zwiespalt und Verwirrungen; Graf Mainhart hatte, sogleich nach des Kaisers verkündetem Tode, sich von der Statthalterschaft zurückgezogen. Der allseitige Nachtheil diente endlich, die bisher zerfallenen Parteien einander anzunähern. Sie vereinigten sich wenigstens in der Ueberzeugung von der Nothwendigkeit eines Landesoberhauptes, wenn sie auch über die Mittel und Wege nicht sogleich Eines wurden. Von dem Könige Konrad war für den Anfang auf keinen thätigen Schutz zu rechnen; er hatte vollauf mit seinen nächsten Gegnern zu thun. Auch drängte es ihn, wegen Sicherung seines Erbreiches Sicilien, nach Italien hinüber. Während seiner Abwesenheit ernannte er seinen Schwiegervater, den Herzog Otto von Baiern, zum Reichsverweser. Gegen diesen war, wegen seiner bekannten Anschläge auf das obderennsische Land, in Oesterreich gerechtfertigter Argwohn vorhanden; er hielt von jenem früheren Einfalle her dort noch immer einige Plätze besetzt, und durfte von der Nachsicht seines königlichen Eidams sich allen Vorschub für seine erwerbsüchtigen Plane versprachen. Das war für Oesterreich ein neuer Sporn, auf einen eigenen Landesfürsten bedacht zu seyn, und zu diesem Ziele wirkten jetzt alle Parteien einmüthig hin.

Die allgemeine Noth mußte den willkürlichen Schritt entschuldigen. In Wien hielten die Aebte, Pröbste und Landesedlen **1251** zu diesem Zwecke eine Zusammenkunft. Man konnte sich nicht vereinigen, und wiederholte die Zusammenkunft in Trübensee gegenüber Tuln; die Namen Zelking,

Meißau, Kuenring, Liechtenstein, Summerberg, Truchseß von Felsberg, die Waisen, Preisel, Pottendorf, Haslau, Liechtenberg, die Schänken von Rotengrub, hörte man dort nennen. Mehre Fürsten wurden vorgeschlagen. Insgeheim mochte sich hier auch bereits der böhmische Einfluß geltend machen; doch kam er nicht laut zur Sprache, vielmehr fiel der Beschluß der Versammlung zuletzt dahin aus: daß eine Gesandtschaft an den Markgrafen Heinrich von Meissen erlassen werden sollte, um sich einen seiner beiden, mit der babenbergischen Constantia erzeugten Söhne, Albrecht und Dieterich, zum Landesfürsten zu erbitten. Die Ministerialen hatten zu dieser Gesandtschaft den Schänken Friedrich von Hausbach und Herrn Heinrich von Liechtenstein, die Städte den Abt Philipp zu den Schotten in Wien und den Probst Dietmar von Klosterneuburg gestellt.

König Wenzel von Böhmen wartete mit heißem Verlangen der Gelegenheit, Oesterreich an sein Haus zu bringen. Schon seit länger hatte er dort einen Anhang genährt, an dessen Spitze die mächtigen Kuenringe, die Grafen von Hardeck und das Mitglied der Gesandtschaft, Heinrich von Liechtenstein, standen, dem Wenzel's Sohn, der Markgraf Premysl Ottokar (Otakar) von Mähren, erst ohnlängst für bewiesene Treue die Burg Nikolsburg zu eigen gegeben hatte. Als daher die Gesandtschaft auf ihrer Reise nach Prag kam, geschah es wohl nur auf den Grund früheren Einvernehmens, daß König Wenzel ihnen seinen Sohn Premysl Ottokar, dessen Bruder Wladislaw der erste Gemal der babenbergischen Gertrud gewesen war, zu Oesterreich's Landesfürsten antrug. Waren doch die meißnischen Prinzen, welche die Versammlung in Trübensee gewählt hatte, erst neun und eilf Jahre alt, ihr Vater aber, der Markgraf Heinrich, durch den noch nicht völlig gesicherten Besitz der von ihm erworbenen thüringischen Lande, in allerhand Fehden und Sorgen verwickelt und seine Kraft dadurch getheilt, auch sein Sitz von Oesterreich entlegen. Böhmen aber war stark und reich, Oesterreich unmittelbar benachbart; überdies Premysl Ottokar ein herrlicher Jüngling von zwei und zwanzig Jahren, von bewährter Tapferkeit, durch Glanz und ritterliches Wesen bezaubernd. Bei solchem vorbereiteten Einvernehmen bedurfte es nicht der gewöhnlich erzählten Künste, Bestechungen und Drohungen von Wenzel's Seite, um die zuverlässig schon mit sich einige Gesandtschaft zu vermögen, Premysl Ottokar die Herrschaft in Oesterreich anzubieten. Da Wenzel überdies durch Abtretung der Stadt Sayda mit der Burg

Birkenstein, den Markgrafen Heinrich bereits zur Entsagung auf seine Ansprüche in Oesterreich vermocht hatte, so waren um so weniger Schwierigkeiten zu überwindeu. Unter solchen Umständen ward es den, von Prag nach Oesterreich zurückkehrenden Abgesandten nicht schwer, die einflußreichsten Edlen in ihrer Heimat zu ihrer Ansicht zu bekehren. Alle Theile sehnten sich nach Wiederkehr der Ordnung und des Rechtszustandes, und dies durfte man von der Macht und Entschlossenheit des böhmischen Heldenjünglings sich mit Zuversicht versprechen.

So konnten denn die österreichischen Stände durch eine Deputation schon am 21. November 1251 dem Könige Wenzel den günstigen Erfolg jener Bemühungen anzeigen, und dieser säumte nicht, seinen Sohn Premysl Ottokar, mit Truppen und Schätzen wohl versehen, nach Oesterreich aufbrechen zu lassen. Der neue Herzog ging über Netolicz nach Enns, wo die nieder- und ober-österreichischen Stände ihn freudig empfingen. Gold wurde mit freigebigen Händen ausgestreut. Dies und des Herzogs fürstliches Wesen gewann ihm Aller Herzen, fesselte schnell allen Widerstand. Gern vergaß selbst Wien seinen Stolz und seine Vortheile als freie Reichsstadt, zu welcher Friedrich II. es durch Erneuerung der goldenen Bulle abermals erhoben, öffnete, in denselben Zauberkreis gezogen, dem schimmernd heranziehenden Ottokar am 6. December seine Thore und unterwarf sich ihm gleich einer gewöhnlichen Landstadt. Bald war, wie die Chronik sagt, kein Winkel mehr, der sich gegen seine Herrschaft gesträubt hätte, und noch vor Ablaufe des Jahres hielt Ottokar, als Herzog von Oesterreich, sein erstes allgemeines, feierliches Taiding (Landtag) zu Neuburg. Er eilte, die vorzüglichsten festen Plätze mit hinreichender Mannschaft zu besetzen, und legte es den österreichischen Ständen an's Herz, die steyerischen zum Anschlusse an ihre Wahl zu bewegen.

Seit 1186 waren Oesterreich und Steyermark laut der Bundesacte vereinigt gewesen, hatten Einem Herrn gehorcht. Die österreichischen Stände aber hatten bei ihrer letzten Wahl, meinend, daß dieselbe ohnedies auch für Steyer giltig seyn müsse, nach eigener Willkür gehandelt. Aber in Steyer strebte eine mächtige Partei nach Lösung jenes Verbandes; daher wurde auf ihren Betrieb das Herzogthum Steyer Herzog Otto's von Baiern jüngerem Sohne Heinrich angetragen. Man bauete dabei vorzüglich auf die Unterstützung des Ungarnkönigs Bela IV., Heinrich's Schwiegervater. Bela aber

trachtete vielmehr, diesen Vorfall sich selbst zu Nutze zu machen. Er suchte die steyerischen Herren von Heinrich's Wahl abzulenken, und zwar zu seinen oder seines Sohnes Gunsten. Gern trat ihm Gertrud, die in Oesterreich vergeblich gegen Ottokar's Erhebung gerungen, ihre angeblichen Rechte auf Steyermark ab, bethört von seinem Versprechen, dafür ihre Ansprüche auf Oesterreich gegen Ottokar durchzusetzen.

So drohte jetzt der langen Freundschaft, die zwischen Ungarn und Böhmen bestanden, ein unausbleiblicher Bruch. Wohl wissend, daß seine Erwählung zur Zeit noch der reichsrechtlichen Giltigkeit entbehre und von einem künftigen Reichsoberhaupte mit Grund angefochten werden könne, trachtete Ottokar zuvörderst, den rechtlichen Formen nach Möglichkeit zu genügen. Eine Vermälung mit der verwitweten römischen Königin Margaretha, als einer geborenen und mit eigenen ansehnlichen Gütern ansässigen Fürstin des babenberg-österreichischen Stammes, schien ihm hierzu der geeignetste Schritt. Dadurch hoffte er auch am besten die lauten Ansprüche Gertrudens, welche König Bela mit seinem Enkel, dem Fürsten Roman von Reussen, vermält hatte, zum Schweigen zu bringen. Zwar war der Abstand der Jahre groß, denn Ottokar zählte erst 23, Margaretha bereits 46 Jahre; dennoch war dadurch die Hoffnung zur Nachkommenschaft nicht abgeschnitten, und Margaretha im Besitze jener Privilegien, welche, bei Absterben der männlichen Linie, auch der weiblichen die Erbfolge zusprachen, obschon in anderer Art, als für diesen Fall in Anwendung sich bringen ließ. Nachdem man, aus Gründen der Anverwandtschaft, sich der päpstlichen Dispensation versichert hatte, wurde am 8. April 1252 zu Haimburg die Vermälung feierlich vollzogen, in Gegenwart des Erzbischofs von Salzburg, der Bischöfe von Freisingen, Regensbnrg, Passau und Olmütz, mehrer österreichischen, mährischen und steyerischen Edlen. Margaretha übergab ihrem Gemale die betreffenden Privilegien, welche öffentlich verlesen wurden, um das Erbrecht zu erweisen. Die steyerischen Stände ließ Ottokar ermahnen, Margarethen als nächste Erbin, wie von Oesterreich, so von dem damit unlösbar verbundenen Steyer zu betrachten und ihn als ihren Landesfürsten anzuerkennen; wogegen er ihnen Bestätigung aller Freiheiten und Vorrechte versprach; sich selbst nannte er einen „Herzog von Oesterreich und Steyermark."

König Bela war nicht gesonnen, dieser Erwerbung ruhig zuzusehen, und noch andere Ansprüche stellten sich dem starken Ottokar trotzig entgegen.

Nicht nur wollte Ersterer die Steyermark an Ungarn bringen, sondern für Gertruden streckte er die Hand auch nach Oesterreich aus, meinend, es müsse auch hiervon ein Stück Landes für ihn selbst abfallen. Auch Heinrich von Baiern, dessen Vater noch immer mächtigen Einfluß in Oberösterreich übte, gab seine Hoffnungen noch nicht auf, sich der, wiewohl verdächtigen Hilfe Bela's fort und fort getröstend.

Mit dem Schwerte wollte Bela seinem Verlangen Nachdruck geben. Zahlreiche Haufen von Ungarn und Kumanen fielen in Oesterreich und Mähren ein, zerstampften die Saaten, erschlugen und peinigten die Wehrlosen, zündeten und sengten, wohin ihre leichten Rosse sie trugen. Schaarenweise trieben sie, was ihr Schwert verschonte, in die Gefangenschaft fort. Die Kirche zu Mödling verbrannten sie mitsammt den hinein geflüchteten 1500 Menschen. Doch verweilten sie nirgend vor den befestigten Plätzen; denn die Kunst der Belagerung war diesen flüchtigen und unstäten Kriegern fremd. Nachdem sie bis Tuln vorgedrungen waren, kehrten sie, schnell wie sie gekommen, zurück, Beute und Gefangene vor sich, Verwüstung und Jammer im Rücken. Ottokar, damals in Steyermark beschäftigt, wo er bis nach Graz hin die Städte seiner Herrschaft unterwarf, hatte diesem überraschenden Einbruche der Ungarn keinen Widerstand entgegensetzen können. Ihren Rückzug benutzte er dazu, die Baiern aus den noch von ihnen besetzten Plätzen im Lande ob der Ens zu vertreiben, und sie dadurch sowohl von den steyerischen Gränzen, wie von der Vereinigung mit den Ungarn fern zu halten. Mittlerweile war es auch dem Erzbischofe Philipp von Salzburg, Ottokar's Vetter, gelungen, die mit den Gegnern einverstandenen Grafen von Tirol, von Görz und von Eschenloch bei ihrem Einfalle in das salzburgische Gebiet auf's Haupt zu schlagen, die Grafen selbst mit zahlreichem Anhange gefangen zu nehmen, die sich nur mit schweren Opfern lösen konnten. Dies und die Besitznahme der Stadt und des Schlosses Steyer befestigte Ottokar's Herrschaft in der Steyermark.

Nicht zufrieden mit der gemachten Beute, bereitete Bela einen neuen Einfall in das Gebiet des Nebenbuhlers vor. Durch baierische, polnische und russische Hilfe erstarkt, stand er diesem doppelt furchtbar gegenüber; denn Ottokar, von seinem grollenden Vater ohne Unterstützung gelassen, hatte nur auf salzburgischen und braunschweigischen Beistand zu zählen. So überschwemmte denn Bela selbst (Ende Mai's 1253) die Steyermark mit

einem mächtigen Heere; während seine unmenschlichen Kumanen, seine polnischen und russischen Hilfsvölker beutegierig, mordlustig in Mähren einfielen. Alle Gräuelscenen des vorjährigen Raubzuges erneuerten sich; Blut und Brand dampften zu den Wolken empor. Von Olmütz aus wälzte sich der verheerende Schwarm gegen Böhmen hin. Das königliche Prag zitterte, und unter den Mauern Wiens schweiften die Verderber, bis Melk hin Alles verwüstend und zertretend. Nachdem Mord und Brand Bahn gebrochen, meinte Herzog Heinrich auch nicht länger müßig seyn zu dürfen. Er suchte, obwohl spät und langsam, mit seinen Baiern durch das Land ob der Enns in die Steyermark einzudringen. Doch die Oberösterreicher schaarten sich mit seltenem Muthe zusammen, hieben Heinrich's Krieger wiederholt nieder und machten ihm jeden Fußbreit streitig. Zudem verstellte ihm der Salzburger Erzbischof den Paß, und so sah sich Heinrich genöthigt, mit Hilfe des Grafen Mainhart von Görz und Tirol und des Ezzelino von Romano einen weiten, beschwerlichen Umweg durch Tirol und Friaul zu nehmen, so daß, als er in Steyermark endlich zu den Ungarn stieß, der rechte Augenblick bereits versäumt war. Papst Innocenz hatte mit tiefem Schmerze dem verheerenden Streite zugesehen und Alles aufgeboten, ihn zu beendigen. Er beschickte die Könige von Ungarn und Böhmen und den Herzog Ottokar durch seinen Großpönitentiar, den Minoriten Velasco, und ließ ernsthaft, ja selbst unter Androhung kirchlichen Bannes, zum Frieden mahnen. Ottokar erhielt die päpstliche Dispens wegen seiner Vermälung mit Margarethen nur unter der Bedingung, daß er am 17. September 1253 zu Krems, im Beiseyn der Bischöfe von Freisingen, Regensburg und Passau, eidlich angelobte, nur Wilhelm als römischen König anzuerkennen und von ihm die Lehen zu nehmen.

Bald darauf (22. Septemb.) rief König Wenzel's Tod Ottokar, als dessen Sohn und Nachfolger, auf den Thron von Böhmen. Wie sehr auch hierdurch Ottokar's Macht wuchs, so machten doch mancherlei wichtige Maßregeln, die er in der Verwaltung seines Königreiches beabsichtigte, ihm eine friedliche Sicherstellung der Verhältnisse doppelt wünschenswerth. Um so geneigter war er den Ermahnungen des Papstes. Er ließ dem Könige Bela vorläufig einen Waffenstillstand bieten, der von diesem angenommen wurde, und sendete dann eine Gesandtschaft an ihn, um die Bedingungen des Friedens zu verabreden. Der am 29. November 1253 erfolgte Tod des Herzogs

Otto von Baiern vereinfachte die Streitfragen und erleichterte die Unterhandlungen.

Am 3. April 1254 wurde in Ofen der Friede vollständig abgeschlossen. Ottokar'n wurde darin das Herzogthum Ober- und Unter-Oesterreich nebst demjenigen Theile der Steyermark zugesprochen, der diesseits des Semmering nach dem fortlaufenden Gebirge von Ungarn bis an Baierns Marken gelegen; Alles, was jenseits dieser Gränze, fiel dem Ungarnkönige anheim. Gertrudens Ansprüche sollte Bela, jene Margarethens ihr Gemal Ottokar ausgleichen. Letzterer verlor durch diesen Friedensschluß das Herzogthum Steyermark, bis auf einen kleinen Antheil, der zu Oesterreich geschlagen wurde. Bela ernannte seinen Sohn Stephan zum Herzoge von Steyermark, auf welchen Titel Ottokar, des Friedens wegen, hinfort Verzicht leistete.

Schwer hatte Oesterreich nach dem Frieden geseufzet, und dieser war um die dargebrachten Opfer nicht zu theuer erkauft. Ottokar's unruhiger, aber großer Sinn benutzte ihn mit weiser Umsicht. Die innere Ruhe und Sicherheit seiner Länder, die der Krieg erschöpft und durch Parteien verwildert hatte, beschäftigte ihn vor Allem. Er machte mit kraftvoller Hand dem gesetzlosen Zustande ein Ende; mehre berüchtigte Raub- und Stegreifritter in Oesterreich erfuhren harte Züchtigung; einige bluteten unter dem Schwerte des Henkers. Aber nicht lange war Ottokar's kriegerischer Geist zurückzuhalten. Ueberdies drängte ihn des Papstes Mahnung zum Kreuzzuge gegen die heidnischen Preußen, die in den Urwäldern ihres Hauptlandes Sambien dem Erobererschwerte, wie dem Bekehrungseifer der deutschen Ordensritter hartnäckigen Widerstand entgegensetzten. Als der Winter seine Decke über die Gewässer gelegt hatte, umgürtete sich König Ottokar mit dem Schwerte des Kreuzes. Viele Fürsten zogen ihm mit ihren Fahnen zu; auf 60,000 Mann wuchs das christliche Herr. Erschreckt flohen die Heiden in ihre Waldvesten zurück. Ottokar verfolgte sie bis in ihr Heiligthum Romowe, wo ihre abenteuerlichen Götzen standen, vernichtete alle Denkmäler der Abgötterei, schlug bei Rudau die Samländer und stürmte ihre festeste Burg. Die Unglücklichen flehten um Gnade, gelobten Unterwerfung und empfingen die Taufe. Nachdem man so mit Blut und Schrecken das Wort des Friedens verkündigt hatte, wurde, um die neuen Erwerbungen zu beschützen, eine Stadt am Pregelflusse erbaut; dem Könige Ottokor, als der Seele dieses

siegreichen Zuges, zu Ehren wurde sie Königsberg genannt, und heißt so bis auf den heutigen Tag.

Der durch diesen Zug gewonnene Ruhm vermehrte Ottokar's Ansehen im deutschen Reiche, wie in den Nachbarländern, und die Folgen zeigten sich gar bald. Der neue Papst Alexander IV. bezeigte ihm seine Dankbarkeit zuerst, indem er ihm durch ein eigenes Schreiben das damals wichtige Vorrecht ertheilte, daß weder Ottokar selbst von einem Andern, als dem römischen Papste, mit dem Kirchenbanne, noch Böhmen mit dem Interdicte belegt werden könne. — Ueber Deutschland selbst zogen sich Wolken über Wolken, die Vorboten schrecklicher Gewitter, zusammen. Am 21. Mai 1254 war in Italien der Hohenstaufe, Konrad IV., im wildesten Gemisch von Reue, Gram und Haß — ganz das Bild der allgemeinen Zustände, gestorben. Der Gegenkönig, Wilhelm I., mußte ihm schon am 28. Januar 1256 im Tode folgen, im Moor und Eise versinkend und von friesischen Streitkolben erschlagen. Das unglückliche Loos der vorhergehenden deutschen Könige, welchen nur die Wahl geblieben war, entweder in Italien mit dem römischen Stuhle zu zerfallen, oder in Deutschland den Vorwurf versäumter Wahrnehmung der Interessen des Reiches auf sich zu laden, schreckte die Candidaten ab, und zum ersten Male trat der Fall ein, daß der römisch-deutsche Thron durch ein Jahr unbesetzt blieb. Des Reiches erster Wahlfürst, der Erzbischof Gerhard von Mainz, war Kriegsgefangener des Herzogs Albrecht von Braunschweig. Seiner Stimme versicherte sich der Erzbischof von Köln, Konrad Graf von Hohensteden, der sonach, im Besitze zweier Stimmen und bei der Gleichgiltigkeit der weltlichen Kürfürsten, großen Einfluß auf die Wahl ausüben mußte. Sein Auge fiel auf Ottokar, zu welchem er im Juli 1256 persönlich nach Prag reis'te und ihm die Kaiserkrone anbot. Doch Ottokar, der Mühseligkeiten eines Reichsoberhauptes wohl bewußt, auch durch den Pfalzgrafen bei Rhein, Ludwig den Strengen, der sein bitterer Gegner war, eine zwiespältige Wahl befürchtend, ließ sich von dem Schimmer dieser Krone so wenig blenden, daß er sie ausschlug. Vielleicht hoffte er auch, bei der geschwächten Macht der Kaiser, doppelt freies Spiel zu behalten, wenn er sich der Verantwortlichkeit eines Reichsoberhauptes entschlüge, und auf seinem böhmischen Königsthrone und österreichischen Herzogsstuhle allein fester zu sitzen, als wenn er den morschen Thron Karl's des Großen dazwischen schiebe. —

Man mußte sich nach einem anderen Kaiser umsehen. Auf Konradin war nicht zu denken; denn auf dem hohenstaufischen Geblüte lastete der Zorn Rom's, auch war jener ein Kind, dessen Bevormundung neue Willkür und Parteischaft erzeugt haben würde. In Deutschland wollte kein Fürst die drückende Bürde der deutschen Krone auf sich laden; nur die Fremden konnte ihr gefährlicher Glanz reizen. Zwei fremde Fürsten kamen in Vorschlag. Den Grafen Richard von Cornwall, Bruder des Königs Heinrich III. von England, wollten die Erzbischöfe von Mainz und Köln und der Pfalzgraf Ludwig. Der Erzbischof Arnold zu Trier dagegen und die Kurfürsten Albrecht von Sachsen und Otto von Brandenburg stimmten für den König Alfons von Castilien. Zur Partei des Letzteren hielt anfänglich auch Ottokar, doch ohne später mit dem siegenden Theile zu brechen. Richard behauptete das Feld; er wurde (13. Januar 1257) von seinen Anhängern zum römischen Könige ernannt. Ottokar, den Umständen klug sich fügend, trat dieser Wahl feierlich bei, und erbot sich dem neuen Könige zu Treue und thätigem Beistande.

Während Ottokar auf diese Weise seine Verhältnisse zum Reiche bestens ordnete, stürzte lange verhaltener Groll gegen Baiern, das sich ihm so feindlich erwiesen, ihn in Fehde und Verwirrung. Der Anlaß dazu war nicht ganz reiner Art. Sein Vetter, Philipp von Kärnten, der 1256 zum Erzbischof von Salzburg erwählt worden war, hatte sich durch sein Betragen, durch seine weltlichen Leidenschaften, den Haß des salzburgischen Domcapitels, die Mißbilligung des römischen Stuhles und mannigfache Zerwürfnisse mit den benachbarten Steyerern und Baiern zugezogen. Sein Aufwand hatte die Casse des Stiftes erschöpft, und jetzt begehrte er, daß seine beträchtlichen Schulden aus den Einkünften des Erzbisthums getilgt werden sollten. Hoffend, nach dem Tode seines Bruders, des kinderlosen Herzogs von Kärnten, zur Erbfolge dieses Landes zu gelangen, weigerte er sich, ungeachtet der Befehle des Papstes, die höheren Weihen zu empfangen. Endlich schritten die Salzburger Domherren zu einer neuen Wahl; Ulrich, Bischof von Seckau, wurde 1256 zu Philipp's Nachfolger ernannt. Zögernd nahm dieser die dargebotene Würde an. Aber Philipp, auf seines Verwandten Ottokar mächtigen Beistand pochend, fiel mit österreichischen und böhmischen Söldnern über die Güter seiner Feinde in Salzburg und Baiern her, und ließ durch seine Krieger, wie durch die von ihm aufgerufenen steyerischen und kärntnerischen Edelleute, weithin plündern und verheeren. Der Herzog

Heinrich von Baiern suchte die Plünderer mit Gewalt abzutreiben. Ihm zürnte Philipp zumeist, weil er ihn in der Besitznahme der von ihm erkauften Güter um Monsee gehindert hatte. Ottokar'n zog er durch Hoffnungen auf einen künftigen Erwerb Kärntens in sein Bündniß. Ottokar, durch solche Aussichten verlockt, überdies gegen die baierischen Herzoge erbittert, wegen ihrer wiederholten Anschläge auf Oberösterreich, und Ansprüche erhebend auf die Städte Schärding, Neuburg am Inn und Ried, welche die Herzoge Baiern's nach Hermann's von Baden Tode an sich gerissen, nahm die Gelegenheit zur Wiedervergeltung mit Begierde wahr. Schnell, wie immer, fiel er **1257** mit einem starken Heere in Baiern ein, nahm Schärding und Neuburg weg, und drang, unter Brand und Verwüstung, nach der Kriegssitte jener Zeit, bis nach Landshut vor. Aber hier verstellte ihm Herzog Heinrich mit einem eiligst zusammengebrachten starken Heere den Weg. Der unerwartete Widerstand mitten im feindlichen Lande machte Ottokar's Lage gefährlich. Er ließ (24. August) einen Waffenstillstand vermitteln, und eilte, rasch im Fliehen wie im Vordringen, noch in derselben Nacht mit seinen Truppen nach Mühldorf zurück. Die Baiern, durch seine Flucht ermuthigt, folgten ihm auf dem Fuße. Bei Mühldorf brach die Innbrücke unter der Last der Ottokar'schen Reiter und Fußgänger; viele ertranken, viele wurden von Feindeshand erschlagen. Ottokar'n rettete die muthige Treue seiner Kampfgefährten, und die Schnelligkeit seines Rosses brachte ihn glücklich nach Völklabruck. Desto härter erging es seinem Heere. Ein Theil desselben drängte sich in einem Winkel der Vorstadt unter einem Thurme zusammen und schlug hier in verzweiflungsvoller Ausdauer den Angriff der Baiern zurück. Aber der ergrimmte Pfalzgraf Ludwig ließ diesen Stadttheil anzünden, und vierhundert tapfere Männer kamen in Rauch und Flammen um. Eine andere Abtheilung des böhmisch-österreichischen Heeres warf sich in die innere Stadt, an ihrer Spitze die böhmischen Herren: der Oberstlandmarschall Wok von Rosenberg; sein Bruder Smil und Vetter Oger von Lomntzz; Smil von Lichtenburg nebst seinem Vetter Czastolow von Friedland; Diwis von Wssechrom; Wilhelm von Podiebrad, wahrscheinlich aus dem Hause der Kaunitze; Benes von Benessow und Falkenstein, aus dem Geschlechte der Herren von Krawar; Burkhard von Janowitz und Winterberg, Burggraf von Klingenberg; Ulrich der Haase von Waldek, Burggraf von Elbogen; Jenecz von Doblin, Burggraf zu Grätz bei Troppau; Ulrich von Rosenthal;

Weikart von Terna; Ctibor Hlawa, das Haupt der Verschwörung gegen König Wenzel von 1248; Dluhomil von Naboczan; von österreichischer Seite aber die Kuenringer Albrecht und Heinrich; Ulrich von Lobenstein; Ulrich von Kapell, Ludwig und Albrecht von Zelking, und Sighard der Biber. Sie wehrten sich mit unerschütterlichem Muthe durch volle neun Tage gegen die Uebermacht des Feindes, und gaben den Widerstand nicht eher auf, bis sie freien Abzug mitsammt ihrem Gepäcke ertrotzt. An 3000 Krieger verlor Ottokar in diesem voreilig begonnenen, voreilig beschlossenen Feldzuge. Zu Kamb in der oberen Pfalz schloß man Frieden; Ottokar gab die streitigen Burgen und Städte Ried, Schärding, Neuburg und Schüttenhofen heraus. Zum ersten Male war der Kriegsruhm des starken Königs erschüttert.

Die Salzburgischen Wirren gingen fort; Philipp von Kärnten, von böhmischen und mährischen Soldaten unterstützt, ging seinen Gegnern mit unverminderter Erbitterung zu Leibe, und rief dadurch erweiterte Kämpfe in's Daseyn. Der Erzbischof Ulrich, von seinen Feinden mehr und mehr in die Enge getrieben, hatte endlich keine andere Wahl, als den Ungarnkönig Bela um Beistand anzurufen. Aber Bela war selbst bedrängt in der neu erworbenen Steyermark, wo die ungarische Herrschaft heftigen Widerwillen erweckte. Wahrscheinlich hatte Ottokar, der sich mit schwerem Herzen des schönen Landes entäußert, seine Hand dabei im Spiele, die Unzufriedenheit dort heimlich nährend und fördernd. Der Graf Stephan von Agram, goß, als ungarischer Statthalter in Steyermark, durch Uebermuth und Erpressungen Oel in die Flamme. Er wurde von Bela zurückberufen, später aber, als es seinen beiden Nachfolgern noch weniger gelang, und sich deutlich zeigte, daß der Widerwille der Steyerer nicht blos den Statthaltern, sondern überhaupt der ungarischen Herrschaft gelte, wieder eingesetzt. Durch vermehrte Strenge hoffte er den Widerstand zu zügeln; sie that die entgegengesetzte Wirkung. Als er den bei ihm fälschlich angeklagten Seifried von Merenberg in dem gleichnamigen Schlosse belagern ließ, überfielen ihn selbst die steyerischen Edlen, unter Hartneid's von Pettau Anführung, in Marburg. Mit Mühe entkam er über den Fluß und erreichte die ungarischen Gränzen. Der erzürnte Bela schickte seinen Sohn, den jüngeren König Stephan, mit einem Heere nach Steyermark. Dort kam der neue Salzburger Erzbischof Ulrich mit päpstlichen Schreiben zu ihm, bat

ihn um Hilfe gegen die kärntnerischen Brüder, ermahnte ihn aber auch zugleich, die Belagerung Pettau's, als einer erzbischöflichen Stadt, aufzuheben. Ein Vertrag, welchem auch die mißvergnügten steyerischen Edlen beitraten, schien diesen Fehden ein Ende zu machen; der Graf von Agram wurde zurückgesendet, und Stephan übernahm die unmittelbare Regierung der Steyermark. Gar wohl wußte er, daß dieses Land, ohne geheimen Vorschub von Ottokar's Seite, sich so ernstlichen Widerstand nicht getraut haben würde; wußte, daß Philipp von Kärnten sein Heer fortwährend aus Böhmen her ergänzte. Durch einen über seinen Gegner erfochtenen Sieg ermuthigt, drang Philipp immer tiefer in Steyermark vor, und erweiterte, durch Ottokar's Söldner unterstützt, seine verheerenden Eroberungen. Endlich entschloß sich der täglich härter bedrängte Ulrich zur Flucht nach Baiern. Bei Admont gerieth er in österreichische Gefangenschaft, doch Ottokar, seinen Ruf vor der Welt zu wahren, gab ihn frei und entließ ihn ungekränkt nach Salzburg. Mit großer Besonnenheit, die seinem heißen Blute um so größeren Kampf auferlegen mochte, verfolgte Ottokar seine Plane auf Steyermark. Insgeheim unterstützte er Philipp's von Kärnten verwegene Streifzüge und die schleichende Empörung der Steyerer gegen ihre ungarischen Oberherren. Aber öffentlich mied er bis zum entscheidenden Augenblicke jeden gewaltsamen Schritt. Die allgemeinen Verhältnisse in Steyermark, die selbst Gertrudens Sohne, dem zehnjährigen Friedrich von Baden, einen vorübergehenden Einfluß gestatteten, mußten dieses Land früher oder später dem klüglich zuwartenden Ottokar wieder zuführen. Längere Zeit hatte sich der junge König Stephan in Pettau aufgehalten, doch weder durch Milde, noch durch Strenge die Abneigung des Volkes überwinden können. Willens, nach Ungarn zurückzukehren, entbot er 1259 die steyerischen Ministerialen zu sich. Unter ihnen hatte man ausgestreut, Stephan wollte sich dieser Gelegenheit bedienen, sie in Banden und Kerker zu werfen. In dieser Besorgniß ließen sie eiligst dem Könige Ottokar das Herzogthum antragen, mit dem Erbieten, die Ungarn aus dem Lande zu treiben, wenn er Bestätigung ihrer alten Freiheiten verspreche. Ottokar wollte nicht geradehin eine bestimmte Erklärung geben; der letzte Friedensschluß mit Ungarn hemmte sein thätiges Einschreiten, doch gab er zu verstehen, daß, wenn die Steyerer vorläufig sich selbst kräftig helfen wollten, er zur rechten Zeit ihnen mit seinem Beistande nicht fehlen werde. Das war den entschlossenen Steyerern schon genug.

Mitten im stärksten Winter (1259) fielen sie mit vereinter Kraft über die, von den Ungarn besetzten Plätze her, warfen jene heraus, verfolgten sie auf unwegsamen Straßen und in enge Gebirgspässe, und metzelten nieder, was ihnen in die Hände fiel. Binnen eilf Tagen war, mit Ausnahme des festen Pettau, ganz Steyermark von den Ungarn gereinigt. Ehe noch die Rache der ungarischen Könige über sie hereinbrechen konnte, schickten die Steyerer eine abermalige Gesandtschaft an Ottokar, zu schneller That mahnend. Noch immer zauderte er. Aber das Vordringen eines starken ungarischen Heeres gegen Steyermark, und des alten Grafen Konrad von Hardek ernstes Mahnen, besiegte seine Unentschlossenheit. Ohne für den Augenblick persönlich zu handeln, ließ er den Grafen wenigstens frei gewähren. Kaum schmolz der Schnee, als Graf Hardek, in Begleitung vieler österreichischen Edlen und an der Spitze von tausend Mann auserlesener Truppen, die steyerischen Gränzen betrat (1260). König Stephan, der nur über ungeübte Truppen zu verfügen hatte, zog sich zurück nach Ungarn.

Jetzt war der Bruch mit Ungarn unausweichbar. Dies voraus sehend, rüstete Ottokar mit Anstrengung, und warb zugleich mächtige Verbündete. Der Markgraf Otto von Brandenburg, die Herzoge Ulrich und Philipp von Kärnten, Herzog Heinrich von Schlesien, Fürst Wladislaw von Oppeln, die Bischöfe Johann von Prag und Bruno von Olmütz, auch viele andere Fürsten und Herren zogen ihm mit ihren Vasallen und Mannen zu. Auf 100,000 Mann stieg sein Heer; darunter 7000 Reiter, mit ihren Rossen gepanzert von unten bis oben. Dennoch war Bela's und Stephan's Streitmacht überwiegend. Auf ihrer Seite standen der Herzog Boleslaw von Krakau; der Herzog Rostislaw Mstislawitsch von Halitsch, Ban des nördlichen Serbiens; der Herzog Lesek von Lantschicz; Daniel Romanowitsch, König von Rußland und Fürst von Kiew, mit ihren Kriegern; auch die Mongolen und chowaresmischen Türken sendeten Hilfstruppen; Kumanen, Kroaten, Bosnier, Serben, Bulgaren, Griechen, Szekler und Walachen mehrten mit abenteuerlich bunten Reihen das ungarische Heer, das jetzt gegen 140,000 kampffertige Männer zählte. Halb Europa blickte in ungewisser Erwartung auf den bevorstehenden Kampf hin; in Köln betete man für Böhmens Waffen.

Diese großen Massen, für welche die Gebirge nicht Raum zu gehöriger Entfaltung gewährten, zogen sich in die flachen March- und Donaugegenden. Ottokar versammelte auf den 24. Juni 1260, an welchem Tage der früher

geschlossene Waffenstillstand zu Ende lief, seine Mannen in der Gegend von Laa. Hier sah man, außer ihm und seiner Gemalin Margaretha, aus Böhmen: den Bischof Johann von Prag, den Oberstlandmarschall Wok von Rosenberg, den Prager Oberstburggrafen Jaros von Podehus, den Oberstlandkämmerer Bawor von Strakonitz, den Unterkämmerer Hermann von Reichenau, aus dem Geschlechte der Kaunitze; die Burggrafen Ratmir von Schwamberg auf Frimberg, Burkhard von Janowitz auf Klingenberg, und Ulrich Haas von Waldek auf Elbogen; dann Oger von Friedeberg, Bores von Riesenburg, Smil von Lichtenburg, Wilhelm von Podiebrad, Zdislaw von Sternberg, Budiwoy von Krumau und Skalitz, Oger von Lomnitz, und Ulrich von Neuhaus; aus Oesterreich: die Grafen Otto und Konrad von Hardek —Beide die Ersten auf dem Sammelplatze und bei Staatz lagernd, Wernhard und Heinrich von Schauenberg, Heinrich von Liechtenstein, Ulrich Kraft von Schleunz, Otto von Meißau, Otto von Haslau und Andere mehr; aus Mähren: Bischof Bruno von Olmütz, den Burggrafen Heinrich von Maideburg (Dewin), Kadold und Seifried die Waisen von Dürnholz. Mit ihnen die verbündeten Fürsten und Herren der Nachbarländer.

Auf dem linken Marchufer dehnte sich, wahrscheinlich vom Einflusse der Miawa bis zur Donau hinab, die Schlachtlinie der ungarischen Völker aus. Der junge König Stephan, nachdem ihm ein versuchter Ueberfall der bei Pohrlitz stehenden feindlichen Truppen mißlungen war, und er die Vereinigung ihrer Abtheilungen nicht mehr hindern konnte, überschritt, um die feindlichen Stellungen zu mustern, am 26. Juni bei Dröß ing mit ungefähr 10,000 Reitern die March, rückte in's Ameisthal vor, und ließ seine Kumanen bis unter die Mauern von Staatz schweifen. Auf eine feindliche Streitmacht stoßend, ergriffen sie, aus Furcht oder aus List, schleunige Flucht. Die Grafen von Hardek, Kadold der Waise und Kraft von Schleunz, begierig, den durch das Vorprallen der Ungarn im böhmischen Lager verursachten Schrecken zu rächen, und von übereilter Streithitze fortgerissen, jagten mit etwa dreihundert Reitern den Flüchtlingen nach. Aber in einer Schlucht des Ameisthales hielten diese plötzlich Stand, schlossen ihre Verfolger ein, und hieben sie bis auf den letzten Mann nieder. Zu spät konnte Ottokar den geopferten Tapferen zu Hilfe kommen; nur ihre blutigen Leichname entrang er den Händen der jauchzenden Sieger. Beispielloser Schmerz und Zorn übermannte den Böhmenkönig; er schaarte die Seinigen und wollte den Tod seiner Getreuen auf

der Stelle durch eine allgemeine Schlacht rächen. Aber ein fürchterliches Unwetter mit Wolkenbruch warf sich zwischen ihn und die Feinde; auch waren die Rosse seiner schwergepanzerten Kieger von wildem Jagen athemlos, und die Schlacht mußte verschoben werden.

Dieser unglückliche Beginn des Krieges entmuthigte Ottokar's Heer, das bei seinen gemischten Bestandtheilen schwer in längerer kriegerischer Spannung zu erhalten war. Von den Hilfsvölkern drohten manche gar abzuziehen, und nur des Königs entschlossener Sinn und kluge Art hielt sie zurück. Um der erschlaffenden Wirkung des ruhigen Lagerns vorzubeugen, ließ er die Truppen gegen den Feind vorrücken, Willens, diesem die Schlacht anzubieten. Vorher hörte das ganze Heer die heilige Messe; Ottokar gelobte den Bau eines Klosters, die Fürsten strenge Gerechtigkeit und verbesserte Münze; dann brach das Lager auf, voran der König unter St. Wenzel's heiliger Fahne, umgeben von seinen Gepanzerten (4. Juli). Sie zogen südlich hinab in's Marchfeld. Als sie die Anhöhen zwischen dem Weidenbach und Rußbach betraten, da breitete sich vor ihnen, bunt und blitzend, der Ungarn und ihrer Hilfsvölker Lager aus; der Marchfluß allein zog seine Gränzscheide zwischen den beiden feindlichen Heeren, und wehrte ihnen den Angriff. Auf diesen Höhen ordnete Ottokar den Mittelpunkt des Treffens; der rechte Flügel senkte sich bis zur Donau hin, der linke lief gegen Angern und Matzen aus; den Rücken deckte ein verschanztes Lager, ungefähr zwischen Deutsch-Wagram und Groß-Enzersdorf. Wie sehr auch die Schlachtlust drängte, keiner von beiden Theilen wollte den gefahrvollen Schritt wagen, im Angesichte des Feindes den Strom zu überschreiten, um den Gegner fassen zu können. Eine Woche lang starrten die beiden Heere über den Strom hinüber einander mit grimmer Unentschlossenheit an. Ottokar's Ungeduld ließ nichts unversucht, eine Entscheidung herbeizuführen. Bald suchte er, wie die Helden Homer's, durch Schimpf und beißende Reden die Ungarn zum Angriffe zu reizen, bald höhnte er sie, indem er vor ihren Augen kriegerische Spiele anstellte, und als auch das nicht fruchten wollte, ließ er den Königen Bela und Stephan, eben so vergeblich, Friedensvorschläge machen. Die Ungarn schienen weder den Frieden, noch die Schlacht zu wollen. Die Lebensmittel drohten auszugehen; doch der, dem Könige Ottokar mit eiserner Treue ergebene Wiener Bürgermeister, Rüdiger Paltram, half durch reichliche Zufuhr dem Mangel ab. Endlich währte es dem feurigen Ottokar zu lange. Er

entsendete seinen Ministerialen, Otto von Meißau, in's ungarische Lager, den Königen die Wahl lassend: entweder mit ihrer Armee ungestört über den Strom zu ziehen, oder ihm und seinen Kriegern den ungehinderten Uebergang zu gewähren, je nachdem sie lieber diesseits oder jenseits der March schlagen wollten. Bela entschied sich für das Erstere. Zu dem Ende wurde (11. Juli) ein Waffenstillstand geschlossen und von beiden Theilen feierlich beschworen. Die Ungarn sollten am 12. Juli ungekränkt und ungehindert über den Strom gehen, am diesseitigen Ufer ihr Treffen ordnen, und am Mittage des 13. Juli, als des Margarethentages, die Schlacht eröffnen. Treu dem Vertrage und durch denselben sich gesichert wähnend, zog sich Ottokar, um dem ungarischen Heere Raum zu geben, mit seinen Truppen aus den bisherigen Stellungen zurück; einen Theil sendete er über die Donau nach Haimburg, andere mit Kriegswägen in die benachbarten Orte. Doch die Ungarn, der orientalischen Kriegssitte damals noch zugethan, sannen auf List. Gegen den Vertrag ließ König Stephan schon in der Nacht vom 11 — 12. Juli den Uebergang antreten, und ehe wieder die Sonne am Mittagshimmel stand, hatte das ganze ungarische Heer den Strom hinter sich, und entwickelte bei Kressenbrunn seine Schlachtlinie; Bela allein stand noch mit geringer Mannschaft im Lager jenseits der March. Unerwartet stürzten sich in einem Halbmonde Stephan's Reiterschaaren auf den Mittelpunkt des Ottokar'schen Treffens. Des Letzteren Truppen, so vertragswidrigen Angriffes sich nicht versehend, wankten bei dem ersten fürchterlichen Stoße, den sie auszuhalten hatten. Aber schnell, wie der Blitz, flog Ottokar herbei. Er sammelte und ermuthigte durch Wort und That die Seinen, stellte mitten im Drange des Augenblicks die Schlachtordnung her, und verwandelte die Vertheidigung in Angriff. Hoch flatterte im Glanze der Mittagssonne Wenzel's heilige Fahne; „Hospodine pomiluy ny!" (Herr erbarme dich!) schrien die wieder ermuthigten Böhmen. Ihre Eisenritter warfen sich mit zermalmender Kraft auf die leichten ungarischen Reiter; voran der Oberstburggraf Jaros von Podehus. Die Ungarn stutzten zurück. Dann stäubte Wok von Rosenberg die Rotten der Kumanen aus einander, und jagte sie in wilder Flucht vor sich her. Nicht die sengende Mittagshitze, nicht der aufwirbelnde erstickende Staub, lähmte die Wuth des Kampfes. König Stephan, da er die beginnende Flucht in seinem Heere wahrnahm, stellte sich ihr vergeblich entgegen, und mühte sich umsonst, die wankenden Glieder zum Stehen zu bringen. Ihn selbst traf eine Feindeswaffe; schmerzlicher, als seine Wunde,

war dem fliehenden Könige der Verlust des Tages. Wo ein ungarischer Haufe noch Stand fassen wollte, eilten aus dem Hintergrunde neue böhmische und österreichische Schaaren heran, und rollten das ungarische Heer zuletzt in eine allgemeine Flucht auf. Die verfolgenden Sieger hieben grimmig nach, und verschonten weder was Widerstand leistete, noch was flehte. Umsonst bot ein Mongolenhäuptling für sein Leben so viele edle Rosse, als sein Scheitel Haare trüge; in seinem Blute erstickte man sein Bitten. 18,000 Erschlagene ließen die fliehenden Feinde zurück; gegen 14,000 verschlang die March; im Bette des Stromes thürmten sich menschliche Leichname und todte Rosse in blutiger Verwirrung dergestalt auf, daß man an manchen Stellen den Strom trockenen Fußes überschreiten konnte. Ueber diese Leichenbrücke stürmte zuerst Bores von Riesenburg in das verlassene ungarische Lager hinüber, wo reiche Beute den Schweiß und das Blut der Sieger belohnte. Die flüchtigen Ungarn wurden über die Karpaten bis Preßburg hin verfolgt, und so groß war die Verworrenheit der Flucht, daß Bela längere Zeit in Ungewißheit über das Schicksal seines königlichen Sohnes blieb.

Das war die große Schlacht an der March, eine der glänzendsten Waffenthaten in der österreichisch-böhmischen Kriegsgeschichte.

Ottokar, der während der Schlacht den Muth und die Besonnenheit des Feldherrn bewiesen, zeigte nach der Schlacht die Mäßigung des Helden und Staatsmannes. Wahrscheinlich hätte er, wozu auch Manche riethen, durch vollständige Verfolgung seines Sieges, für den Augenblick ganz Ungarn an sich reißen können. Aber die Schwierigkeit der Behauptung eines solchen Erwerbes leuchtete ihm vor Allem ein; auch fürchtete er mit Recht, durch Verwüstung und Schwächung Ungarn's den schützenden Damm zu zerstören, welcher die lauernden Horden der Mongolen bisher von Europa abgeschnitten. Bela eilte, den Palatin Ruland nach Preßburg zu senden, um unter annehmbaren, von Ottokar zu bestimmenden Bedingungen den Frieden zu vermitteln. Um seine Mäßigung zu bethätigen, überließ Ottokar seinen Verbündeten, dem Herzoge Ulrich von Kärnten und dem Markgrafen Otto von Brandenburg, das Geschäft, jene Bedingungen zu entwerfen. Sie wurden dahin gestellt: daß Bela und Stephan das Herzogthum Steyer sammt allen Zubehören auf ewige Zeiten an Ottokar abtreten, und ihre Besatzung aus Pettau zurückziehen, zu festerem Friedensbestande Bela's jüngerer gleichnamiger Sohn mit Otto's von Brandenburg Tochter, Kunigunde, Ottokar's Nichte, vermält werden sollte; der

Friedensvertrag sollte von beiden Königen besiegelt und beschworen, auch zu Verhütung ferneren Streites vom Papste bekräftigt, dem Uebertreter des Vertrages im voraus eine Buße von 19,000 Mark Silber zuerkannt werden. Auch wurde zu Befestigung der Freundschaft eine baldige Zusammenkunft der beiden Könige in Wien bestimmt, bis dahin aber vier ungarische Große als Geiseln in Ottokar's Hände gegeben.

Ottokar säumte nicht, die Früchte seines Sieges und des damit errungenen Friedens zu ernten. Zwar hatte er schon in der letzten Zeit, während des allmäligen Verfalls der ungarischen Herrschaft in Steyermark, dort gewissermaßen als Landesfürst geschaltet; doch nun nahm er, nach dem Laute des Vertrags, dieses Land in förmlichen Besitz, und setzte seinen übrigen Titeln wieder jenen eines Herzogs von Steyer bei. Der glänzende Sieg an der March und dessen wichtige Folgen stellten seinen Ruhm in ganz Europa auf eine schwindelnde Höhe, und auch im Morgenlande erklang sein gefürchteter Name. Die Mongolen, welche die Schärfe seines Schwertes empfunden, nannten ihn den „eisernen König;" als den „goldenen König" pries ihn, wegen seiner Pracht und seiner Schätze, der Occident. Seinem Schlachtgelübde treu, gründete er in Böhmen ein neues Cistercienserstift. Er wollte es, nach einer Reliquie, die der König von Frankreich ihm gesendet, „zur Dornenkrone" taufen; doch nannte man es „Goldenkron". Auf dem Schlachtfelde selbst erbaute er, zum Gedächtnisse seines glorreichen Sieges, unter reicher Begabung die Stadt Marcheck, nicht ahnend, daß derselbe Boden, aus dem ihm der Sieg entsprossen, auch den dunklen Keim seines Falles und Todes hege.

Aber mitten im Schimmer seiner Siege, seines weithin reichenden Scepters, zehrte ein geheimer Unmuth an Ottokar's Seele. Für sein großes Reich hatte er keinen Erben; seine Ehe mit der gealterten Margaretha, die um dreiundzwanzig Jahre mehr zählte, als der in der herrlichsten Manneskraft blühende, 32jährige König, war kinderlos, und der Herrscherstamm der Przemysliden, der über sechs Jahrhunderte Böhmen beschattet, drohte mit ihm zu erlöschen. Zwar hatte ein Hoffräulein, Agnes, aus dem Geschlechte der Kuenringe, welcher des Königs feurige Leidenschaft sich zugewendet, ihm seit 1256 einen natürlichen Sohn und zwei Töchter geschenkt; doch damit war nur seinem Herzen, nicht seinem Ehrgeize, noch seinen königlichen Sorgen Genüge geworden. Wohl mochte er eine Zeitlang den Gedanken nähren, bei fortdauernder Unfruchtbarkeit seiner Ehe, dereinst seinem natürlichen Sohne Nicolaus die

Erbfolge zu sichern, und er fügte daher seinem erfreulichen Siegesberichte an den Papst Alexander IV. die Bitte bei, seine Kinder zu legitimiren. Der Papst erfüllte zwar diesen Wunsch des Königs, jedoch mit der ausdrücklichen Verwahrung, daß diese Legitimisirung nicht die Befähigung zur Thronfolge für Nicolaus in sich schließe, und somit war Ottokar's Hauptzweck verfehlt.

Seit dieser Zeit ging Ottokar ernstlich mit dem Entschlusse um, seine Ehe mit Margarethen zu trennen. Sie selbst, durch des Königs Kälte gekränkt, durch Jahre und Leiden mancher Art den Freuden der Welt, wie den Lockungen des Ehrgeizes entfremdet, ergab sich willig in ihr Schicksal. Ja, um des König's Wünsche zu beschleunigen, und die Hindernisse der Ehescheidung wegzuräumen, erklärte sie vor mehren Bischöfen, in früherer Zeit zu Trier das Gelübde der Keuschheit gethan, den Schleier genommen und länger als ein Jahr bei St. Marcus zu Würzburg als Nonne verbracht zu haben. Dieselbe Erklärung sendete sie später dem neuen Papste Urban IV. zu. Still und friedlich ging die Trennung vor sich, und ohne Groll, ergeben in ihr Geschick, verließ Margaretha (1261) einen Gatten, dem sie zu seiner Erhebung liebend die Hand geboten, und dem sie jetzt durch ihr Scheiden die Pforte einer noch stolzeren Zukunft öffnen sollte. Krems, das ihr als Leibgedinge zugefallen, nahm die Verlassene auf; hier erwartete sie, mit allen Ehren einer römischen Königin-Witwe bekleidet, eine Mutter und Wohlthäterin der Armen, in frommer Hingebung den Tod (28. Oct. 1267).

Es lag dem Könige daran, sich den gefährlichen ungarischen Nachbar in einen Freund und Verwandten umzuschaffen. Darum begehrte er anfänglich Bela's jüngere Tochter, Margaretha, zur Ehe, sogar ohne alle Aussteuer; aber sie hatte sich dem Himmel verlobt und schlug jedes irdische Band mit Bestimmtheit ab. Da warb Ottokar um die blühende Kunigunde, des Halitscher Titularherzogs Rostislaw Mstislawitsch Tochter, König Bela's Enkelin. Sie war damals noch so sittig und tugendhaft, als huldvoll und schön, und wurde ihm freudig zugesagt. Zu Preßburg wurde den 25. October 1261 die Vermälung gefeiert; von da führte Ottokar seine Gemalin nach Wien, wo Feste und Freuden sie erwarteten. Noch größeren Glanz bereitete er ihr zwei Monate später. Allerlei Umstände hatten bis jetzt seine Krönung in Böhmen verschoben; jetzt beschloß er, sich und seiner Gemalin die Krone in Prag feierlich auf's Haupt zu setzen. Der Markgraf von Brandenburg mit seiner Familie, die Herzoge von Schlesien und viele andere deutsche Fürsten,

die Bischöfe von Prag, Olmütz und Passau, auch jene von Ermland und Samland, endlich viele Grafen, Herren und Ritter aus der Nähe und Ferne waren zu Gaste geladen. Größer, denn je, war der Zudrang des Volkes. Am 25. December 1261 wurde, wie immer, in der St. Veitskirche, durch den Erzbischof Werner von Mainz die Krönung und Salbung vollzogen, des übergroßen Menschengewühls wegen bei verschlossenen Thüren, nur im Beiseyn einiger vornehmen Gäste. Prag's Mauern waren zu eng gezogen für die Unzahl der Geladenen und der Gaffer; daher mußte man das zweitägige Krönungsmahl auf der Ebene Letne bei Prag halten. Ottokar's Reichthum und königlicher Stolz zeigten sich hier im blendendsten Lichte. Erst seit dem Tage der Krönung legte er sich den förmlichen Titel eines Königs von Böhmen bei; denn ungekrönt hatte er, obgleich von Fürsten und Volk stets als König begrüßt, sich selbst doch nie anders, als einen „Erben und Herrn des Königreiches Böhmen" genannt. Papst Urban IV. genehmigte, auf Ottokar's Ansuchen, sowohl die Trennung der vorigen, als die Schließung der zweiten Ehe. Der römische König Richard aber, zu dessen besonderen Anhängern Ottokar sich zählte, belehnte ihn durch eine zu Aachen ausgestellte Urkunde vom 9. August 1262, sowohl mit seinen Erblanden Böhmen und Mähren, als mit den, dem Kaiser und Reiche heimgefallenen, beiden Fürstenthümern Oesterreich und Steyer sammt allen Zubehören. So glaubte Ottokar seine Rechte auf Oesterreich und Steyer auch der Form nach gesichert. Nur war jene Belehnungsurkunde durch keinen Willebrief und keine Zeugenschaft der Kurfürsten bestätigt, und dieser Umstand schloß, bei dem steten Schwanken der deutschen Reichsverhältnisse, den Keim späterer Streite in sich. Der babenbergischen Gertrud vergönnte er den Besitz der ihr zuerkannten Güter in der Steyermark, und ihren Sohn Friedrich, den er früher oft an seinem Hofe gesehen, bestrafte er für seine Anmaßung des Titels eines Herzogs von Oesterreich und Steyer, und für Beleidigungen der königlichen Person, bloß dadurch, daß er ihn des Landes verwies.

Noch größeren Glanz, als Prag bei des Königs Krönung, sah drei Jahre später Wien, als Ottokar seine Nichte, die brandenburgische Kunigunde, mit Bela's gleichnamigem Sohne vermälte. Brieflich lud er die Fürsten und Ritter Schlesien's, Polen's, Sachsen's, Meissen's und Thüringens zu diesen Festlichkeiten ein, die ganz Europa's Augen blendeten; auch der Adel seiner eigenen Lande wurde entboten, die feierliche Belehnung seiner Vasallen damit

verbunden. Tief im Wasser gingen die Donauschiffe unter ihrer Last von Lebensmitteln aller Art; fünf thurmhohe Futterhaufen wurden aufgeschobert, und trotz des ungeheuren Bedarfes war doch vierfacher Ueberfluß vorhanden. Ueber den Strom wurde eine Brücke geschlagen, die Raum für zehn Reiter neben einander bot. Reiche Stoffe, Luxuswaaren, Kostbarkeiten und Geschmeide aller Art waren aufgespeichert in Wien, wo das Abend- und Morgenland ihre Schätze auszutauschen begannen. In fremdartigen Trachten, scharlachroth gekleidet, mit grauem und buntem Pelzwerk verbrämt, die Mützen mit Pfauenfedern und Silberbehänge geschmückt, die langen Bärte mit Perlen und Juwelen durchflochten, ritten die Ungarn ein, voran ihr König Bela mit Gemalin und Söhnen, dann die Könige Daniel von Rußland und Stephan Uros von Serbien mit seinen Söhnen, die Herzoge von Kroatien, Bosnien, Siebenbürgen und andere Fürsten und Edle. Die Mauern Wien's vermochten nicht die Zahl der Gäste mit ihrem unabsehbarem Gefolge aufzunehmen. Man tafelte im Freien unter großen Zelten, welche die Auen bei Wien und die Ufer der Donau zu einer bunten, beweglichen Stadt gestalteten. Das größte dieser Gezelte, münsterartig geformt, diente als Kapelle zur Abhaltung des Hochamtes; in demselben wurde das Brautpaar eingesegnet und die hohe Braut gekrönt; auch ertheilte daselbst der König Ottokar vier Markgrafen, einem polnischen Herzoge, vielen Grafen und Edlen den Ritterschlag. Während die Gäste tafelten, turnierte Oesterreich's Ritterschaft. Jeder der Kämpen, die dem Bohurd beiwohnten, erhielt einen mit Zindel überzogenen Hut mit rother und weißer Farbe (5. October 1264). Wenig einfacher wurde nach einigen Monden (2. Februar 1265) die Taufe der erstgeborenen Tochter Ottokar's zu Prag gefeiert. Die Welt meinte an Glanz und Reichthum noch nichts Aehnliches gesehen zu haben, und der Ruf von des Böhmenkönigs Macht und Herrlichkeit lief von Land zu Land bis über die Marken des Welttheils.

Bewunderung und Furcht hielt die Eifersucht der Nachbarländer gefesselt; ergebene Freunde besaß Ottokar in seinen Vettern, den Herzogen von Schlesien, in den, ihm verwandten, ascanischen Markgrafen von Brandenburg, deren Treue er bei seinem Regierungsbeginne sich durch Abtretung der Oberlausitz versichert, und in seinem Schwager, dem Markgrafen Heinrich zu Meissen, der, wie er durch sein gleichzeitiges berühmtes Turnier zu Nordhausen bewiesen, an Ritterlichkeit und Prachtliebe, doch nicht an Macht und Reichthum, mit Ottokar wetteiferte. Nur mit Baiern blieben die Verhältnisse

zweideutig und schwankend, obgleich die Verwandtschaft der Häuser eng', und nach dem Siege an der March eine augenblickliche Versöhnung eingetreten war. Die salzburgischen Wirren führten zu neuem Streite. Es war Ottokar gelungen, den von dort vertriebenen Erzbischof, Philipp von Kärnten, mit dem Domcapitel auszusöhnen und dessen Wiedereinsetzung zu bewirken. Doch Papst Urban IV. war dagegen; er empfahl dem Böhmenkönige vielmehr dringend den verdrängten Erzbischof Ulrich, und übertrug ihm zugleich (1262) die Schutzvogtei des Erzbisthums Salzburg und des Bisthums Passau mit uneingeschränkter Vollmacht. Hierauf bequemten sich zwar die Herzoge Baiern's, allen Lehen in Oesterreich, welche sie seit Friedrich's des Streitbaren Tode von dem Stifte Passau erhalten und besessen hatten, zu entsagen; gleichwohl nahmen sie es gar übel auf, als Ottokar seine Schutzherrlichkeit auch auf jene Güter auszudehnen begann, welche das Erzstift in Baiern sein nannte. Ulrich's freiwillige Entsagung besserte Nichts, und die Spannung gedieh zum Aeußersten, als 1265, wahrscheinlich im Sinne Ottokar's, dessen bisheriger oberster Kanzler, der niederschlesische Herzog Wladislaw, vom Papste zum Erzbischof von Salzburg, zugleich auch dessen früherer Haushofmeister, Peter, zum Bischof von Passau ernannt wurde.

Herzog Heinrich von Baiern eröffnete die Feindseligkeiten, indem er mit seinen Truppen unerwartet in die Gebiete beider Stifter einfiel, Raub und Verwüstung mit sich bringend. Die Bischöfe, der feindlichen Macht nicht gewachsen, riefen Ottokar zu Hilfe. Er sendete mehre seiner Mannen mit Truppen aus Mähren, welche sowohl die durch den Friedensschluß zu Kamb (1257) abgetretenen Gebietstheile, als auch das, seit dreihundert Jahren der böhmischen Landesherrlichkeit entnommene Eger besetzten. Drohender noch erneuerte sich die Fehde im folgenden Jahre (1266). Ottokar schob seine Truppen aus Böhmen und Mähren gegen die baierischen Gränzen vor, während der Olmützer Bischof Bruno mit einem anderen Heere in das salzburgische Gebiet einfiel, und mit verwüstender Hand Hall, die einzige dort von den Baiern noch besetzte Stadt, wegnahm. Hierauf drang im Erntemonat Ottokar selbst, an der Spitze des Hauptheeres, aus Oesterreichern, Böhmen, Mährern, Steyerern, Kärntnern, Schlesiern und anderen Völkern zusammengesetzt, in Baiern ein. Herzog Heinrich hatte, um den Feind durch Mangel aufzuhalten, sein eigenes Land weithin verwüsten lassen; aber Ottokar ließ die nöthigen Vorräthe auf zahllosen Wagen nachführen. Er zog über Passau

und Kam, ließ nachverheeren, was bisher verschont geblieben, nahm im ersten Anlaufe Deggendorf, legte das befestigte Rittenau, das Widerstand leistete, in Asche, bezwang Regenstauf und andere Plätze, und unterwarf sich die ganze Strecke Landes bis nach Regensburg hin. Da aber der, obschon bewilligte Durchzug durch diese, von entschlossenen Bürgern bewohnte Reichsstadt bedenklich war, und die Zufuhren stockten, kehrte er plötzlich mit seinem Heere über Eger nach Böhmen zurück. In die von ihm verlassenen Stellungen rückte nun der Herzog Heinrich ein, nahm mehre Plätze weg, und würde durch Verrath und nächtlichen Ueberfall sich beinahe auch der Stadt Passau bemächtigt haben, wenn nicht die Bürger selbst seine unzeitig plündernden Truppen zurückgejagt hätten. Ottokar eilte, die Gränzen Oesterreich's gegen Baiern zu decken, und überrumpelte Ried. Die einbrechende Kälte trieb ihn in die Winterquartiere zurück.

Der beiderseitige Schaden stimmte zur Nachgiebigkeit. Man schloß Waffenstillstand (1267); doch war damit weder der alte Groll, noch der Grund zu weiterem Zwiste beseitigt. Baiern strebte alles Ernstes, den jungen Conradin, den letzten Sprößling des hohenstaufen'schen Stammes, auf den deutschen Thron zu setzen. Ottokar widersetzte sich diesem Plane, nicht nur weil König Richard seine Treue besaß, sondern auch weil Conradin's Busenfreund und Bundesgenosse, Friedrich von Baden, Gertruden's Sohn, sich fortwährend den Titel eines Herzogs von Oesterreich und Steyer anmaßte. Die Päpste, stete Gegner der hohenstaufen'schen Macht, waren hierin ganz mit Ottokar einverstanden, und schenkten ihm vorzugsweise ihr Vertrauen. Sie legten ihm sowohl den Kreuzzug gegen die heidnischen Preußen und Lithauer, welche durch ergrimmtes Andrängen den deutschen Rittern täglich größere Gefahr drohten, als auch die Zerwürfnisse des Reiches in Deutschland und Italien, nahe an's Herz.

Schon 1264 hatte Ottokar das Kreuz genommen; jedoch die feindselige Stellung gegen Baiern ließ ihn erst in der letzten Zeit des Jahres 1267 zu Rüstungen wider die Heiden kommen. Die von den Päpsten Urban IV. und Clemens IV. ihm gegebenen Vollmachten würden ihn, im Falle eines siegreichen Feldzuges, vollständig zur Gründung eines unabhängigen Königreiches in Lithauen berechtigt haben. Viele österreichische, böhmische und mährische Herren, unterwegs auch der Markgraf Otto von Brandenburg, stießen zu seinem Zuge. Aber der Winter war zu ihrem Verdrusse so gelind,

daß keiner der Seen und Moräste, die das Preußenland verbollwerkten, zugefroren war. Die Kreuzritter mußten unverrichteter Sache wieder heimziehen. Ottokar's Unmuth steigerte sich durch des Papstes Weigerung, seine Länder von der geistlichen Gerichtsbarkeit des Erzbischofes von Mainz zu befreien und in Olmütz eine eigene Metropolie für sie zu gründen.

Aber reicher Ersatz erwuchs dem Könige auf einer anderen Seite. Der Herzog Ulrich von Kärnten war alt und kinderlos; er fürchtete nach seinem Tode Streit und Hader um sein Erbe. Dem vorzubeugen, besiegelte er (4. December 1268) zu Podiebrad eine Urkunde, die, im Falle seines kinderlosen Hintritts, den König Ottokar, als seinen Verwandten, Freund und Bundesgenossen, zum Erben seiner Länder, Lehen und anderen Güter einsetzte. Des Herzogs Bruder, der unruhige Philipp, den die Hoffnung auf die Erbfolge in Kärnten so lange abgehalten hatte, die höheren Weihen zu nehmen, würde sich wohl gleich Anfangs nicht so gutwillig in dieses Testament gefügt haben; aber man fröhnte seinem Ehrgeize durch die Aussicht, ihn zu der hohen geistlichen Stelle eines Patriarchen von Aquileja zu befördern, und so gab sich der streitsüchtige Mann vorläufig zufrieden. Als nun am 27. October 1269 der Herzog Ulrich aus der Welt schied, ließ Ottokar dessen Länder durch den Probst Konrad von Brünn in Besitz nehmen. Ohne Widerrede stellten die Kärntner die wichtigsten Plätze zu seiner Verfügung.

Dieses abermalige herrliche Erbe setzte Ottokar's Glück und Größe die Krone auf. Von den, nordischen Frost schauernden Zinken des Riesengebirges bis zu dem südlichen Himmel Adria's galt sein Befehl. „König von Böhmen, Herzog von Oesterreich, Steyermark und Kärnten, Markgraf von Mähren, Herr von Krain, der windischen Mark und Eger," lautete sein Titel; den von Portenau (Pordenone) setzte er in der Folge auch noch bei. Freiwillig hatten sich unter den Schutz des Mächtigen begeben nicht nur mehre Herzoge Schlesiens und Polens, sondern auch die Städte Verona, Treviso, Feltre und andere in Oberitalien und Friaul. Der stete Zwiespalt im deutschen Reiche unter machtlosen Königen, der Parteigeist in Italien, die Wirren in den meisten Nachbarländern, führten alle Hauptfragen auf die ruhige Größe Ottokar's zurück, und machten seinen Ausschlag entscheidend für den größten Theil Europa's. Wie einst der Hof des fränkischen Karl, so sah der seinige Gesandtschaften von Stämmen, die sich bisher allen Völkerbeziehungen fern gehalten hatten. Selbst die trotzigen Khane der Mongolen schickten Abgeordnete

an ihn. An Pracht und Hoheit aber that es dem Böhmenkönige kein Monarch der Erde gleich; Fremde kamen nur, um anzustaunen, nicht um nachzuahmen; denn solches schien unmöglich.

Neuer Bruch drohte den friedlichen Verhältnissen zu Ungarn. Dort hatte König Bela IV. (7. Mai 1270) seine unruhige Laufbahn beschlossen. Seine Tochter Anna von Massowien und Halitsch hatte dem Sterbenden Kostbarkeiten und Kleinodien abgeschmeichelt, und sie ihrem Schwiegersohne Ottokar in sichere Verwahrung übergeben. Bela's Nachfolger, der neue König Stephan, forderte mit Entschiedenheit die entführten Schätze zurück. Schon rüsteten beide Theile, und beide Ufer der Leitha wimmelten von bewaffneten Kriegern. Da schlugen sich, noch ehe ein Schwertstreich gefallen, die ungarischen Reichsbeamten in's Mittel; auf einer Insel bei Preßburg wurde unterhandelt. Der goldreiche Ottokar versprach in seinem Stolze, die zurückgeforderten Schätze durch vierfachen Werth aufzuwiegen, und man schloß Frieden auf zwei Jahre.

Nicht so leicht war es mit dem neuen Patriarchen Aquileja's, Philipp von Kärnten, abgethan. Mißhelligkeiten mit seinen Domherren nöthigten ihn, seiner geistlichen Würde zu entsagen, und sich wieder auf weltliche Ansprüche zu verlegen. Er warb sich mächtigen Anhang unter dem Adel Kärnten's und Krain's, Laibach erklärte sich für ihn, sogar den Probst Konrad von Brünn, Ottokar's Landesverweser in Kärnten, brachte er auf seine Seite. Auch hatte die Mehrzahl der friaulischen Stände ihn zu ihrem Feldherrn erwählt, und so gehorchte ihm dieses ganze Land. Nur das Domcapitel zu Cividad d'Austria weigerte ihm die Unterwerfung, und trat mit Ottokar in enges Bündniß. Philipp gab die Losung zum Kampfe (Juni 1270). An der Spitze seines Heeres überfiel er seine Gegner, verwüstete ihre Güter, nahm Cividad d'Austria durch Verrath, plünderte die Stadt, trieb die Bürger hinaus, oder warf sie in Fesseln. Ottokar eilte auf diese Nachricht nach Wien, seine österreichischen und steyerischen Vasallen um sich sammelnd. Ulrich von Liechtenstein zog in Eilmärschen mit dem steyerischen Kriegsvolke auf Laibach voraus; Ottokar folgte ihm mit dem Hauptheere. Viele Plätze mußten die Thore öffnen; Laibach wurde am dritten Tage mit Sturm genommen. Die übrigen Landstädte und das ganze Herzogthum sammt der windischen Mark unterwarfen sich dem Könige. Er bestellte den Schänken von Hausbach zum Landeshauptmann in Krain, und sendete den Liechtensteiner der durch Philipp hart bedrückten

Stadt Cividad d'Austria zu Hilfe. Philipp's Besatzung zog ab, und die getreue Stadt war befreit. Um schnelle Entscheidung herbeizuführen, wendete sich Ottokar mit seinem Heere aus Krain gegen Kärnten. Doch die dortigen Stände schickten ihm Abgeordnete entgegen, flehend, dem Lande die Kriegsdrangsale zu ersparen. Vier Schiedsrichter sollten die Bedingungen des Friedens entwerfen. Philipp mußte auf alle Ansprüche an Kärnten und Krain neuerdings verzichten, Abbitte leisten, und sich, gegen Zusicherung des nöthigen Unterhaltes, friedlich nach Krems zurückziehen, wo er den Augen des Königs immer nahe war. Jetzt machte Ottokar auch seine Herrschaft über Portenau geltend, das mit Steyermark zugleich (1186) an Oesterreich gekommen, in jenen unruhigen und verwirrungsvollen Tagen aber, die dem Tode des streitbaren Friedrich gefolgt, dem Patriarchen von Aquileja, unter dem Vorwande fristweiser Verleihung, hatte gehorchen müssen. Seinen bisherigen Titeln fügte Ottokar nun auch den eines Herrn von Portenau bei.

Des Königs Heer war, aus Kärnten, wie aus Friaul, bereits wieder auf dem Rückmarsche nach Oesterreich, als ihm Botschaft von drohenden Bewegungen des Ungarnkönigs zukam. Obschon der Preßburger Friedensvertrag erst einige Wochen alt war, so vermochte doch König Stephan seinem Zorne ob des abermaligen Länderzuwachses, der seinem Nebenbuhler geworden, nicht zu gebieten. Friedensbrüchig fiel er mit 50,000 Ungarn und Kumanen in das von Truppen entblößte Oesterreich ein, und vernehmend, daß Ottokar's Heer in kleine Häuflein zertheilt, der König selbst aber mit geringer Bedeckung auf der Rückkehr begriffen sey, legte er am Semmering und in den Engpässen von Schottwien einen Hinterhalt, um den König mit Arglist zu fangen. Doch Ottokar, durch Späher gewarnt, nahm, trotz des tiefen Winters und mitten durch Schnee und Eis, den Umweg über die steilen Wildalpen und Traisenberge, und gelangte, nach beispiellosen Beschwerden, nach Oesterreich, setzte über die Donau, rief in Mauerberg seine Mannen zur Rache auf gegen den friedensbrüchigen Feind, und eilte nach Böhmen, um zum Vergeltungskriege zu rüsten. Da Stephan seinen Anschlag vereitelt sah, wüthete er gegen das wehrlose Volk, ließ durch seine kumanischen Horden das flache Land bis in's Gebirge hinein verwüsten, an 20,000 Männer, Frauen und Kinder zusammentreiben und nach Ungarn schleppen. Die österreichischen Edlen waffneten sich, sie wollten über den gefrornen Neusiedlersee in Ungarn eindringen, Raub durch Raub zu entgelten. Da brach unter den Geharnischten die trügerische

Eisdecke des Sees; vierzig Edle, 300 streitbare Männer versanken. Der kühne Anschlag scheiterte. Der römischen Curie, wie den Fürsten Europa's, klagte Ottokar laut die Wortbrüchigkeit Stephan's. Er schickte Gesandte an den Gegner, um Entschädigung zu fordern. Als das vergeblich war, begann Ottokar den Krieg. Auf hundert Wagen lud er eine hölzerne Brücke, um schnell die Flüsse zu überschreiten. Im Frühlingsmonate (1271) stellten sich, unter ihren Landeshauptleuten, die Steyerer, Kärntner und Krainer auf dem Sammelplatze zu Neustadt ein; die Oesterreicher, Böhmen und Mährer folgten; Brandenburg, Braunschweig, Breslau, Meissen und Thüringen sendeten Hilfsvölker. So stieg Ottokar's Heer über 100,000 Mann; mit ihm überschritt Ottokar (13. April) die March. Die ungarischen Gränzwachen entflohen; die festen Plätze Stampfen und Theben ergaben sich. Die Stadt und Burg Preßburg wurde mit Sturm genommen; reiche Beute gemacht; doch ließ Ottokor die wehrlosen Einwohner frei und ungekränkt. Die benachbarten Plätze St. Georgen, Pösing, Bibersburg und Tyrnau fielen kurz nach einander in des Königs Hand, so der ganze Strich Landes am linken Donauufer, an der March und an der Waag. Der alte Bischofssitz Neutra unterwarf sich. Dann drang Ottokar, seine fliegende Brücke schlagend, über die Donau in das diesseitige Ungarn, drängte die dort aufgestellten Feinde zurück, zwang Scherflenburg, Warta und Altenburg, und legte Wieselburg in Trümmer. Stephan hatte in dieser äußersten Gefahr die ganze Macht Ungarns gesammelt und führte sie an die Rabnitz; am andern Ufer dieses Stromes lagerte Ottokar. Mehrmals suchten die Ungarn den Fluß zu überschreiten, aber immer wurden sie mit Verlust auf ihre jenseitige Stellung zurückgeworfen. Endlich zog Ottokar, des nutzlosen Kampfes müde, mit einem Theile des Heeres ab, und legte sich vor Oedenburg. An vierzehn Stellen zugleich setzte er mit Sturmleitern und Kriegsmaschinen der geängstigten Stadt zu; doch erst nach langwieriger Belagerung öffnete sie ihm die Thore. Eine Besatzung zurücklassend, führte er sein Heer nach Raab. Doch seinem ungeduldigen Sinne währte dieser Krieg, der nur der Wiedervergeltung, nicht dem Zwecke der Eroberung galt, also zu keinem Ziele führen konnte, schon zu lange; an Lebensmitteln begann es in dem verwüsteten Lande auch zu mangeln. Er verließ um die Pfingstzeit den feindlichen Boden und ließ, zu frühe, sein Heer aus einander gehen, meinend, der Feind sey hinlänglich bestraft und geschreckt. Doch der König Stephan

hatte, racheglühend, nur auf den Abzug des Ottokar'schen Heeres gewartet, um hinter ihm mit 30,000 Kumanen in das Marchfeld und in Mähren einzubrechen, durch schreckliche Verheerungen überbietend, was sein eigenes Land gelitten. Schon wendete sich Ottokar zum Widerstande und erneuten Angriffe, und alle Gräuel des Vertilgungskrieges drohten sich zu wiederholen — da erbarmten sich die Kirchenfürsten, der Erzbischof von Salzburg, die Bischöfe von Passau und Bamberg, des namenlosen Elends der Länder und Einwohner. Sie vermittelten durch ihr eifriges Bemühen zu Prag den Frieden (14. Juli 1271). Die Gränzen beider Staaten blieben dieselben; König Bela entsagte nochmals allen vermeintlichen Ansprüchen auf Steyermark, Kärnten, Krain und die windische Mark, desgleichen auf die von der Königin Anna entführten Kleinodien. — Man hatte sich gegenseitig gewürgt und geschädigt, um auf den alten Punkt zurückzukommen; kein Theil hatte Etwas gewonnen, beide schwer verloren. Eine Seuche, die unmittelbar darauf in Oesterreich wie in Ungarn wüthete, hielt grausame Nachlese in den verwüsteten und entvölkerten Ländern.

König Stephan überlebte diesen Frieden nur um ein Jahr. Den Entführer seines Sohnes, den ungarischen Prinzenräuber Joachim Pectari, verfolgend, verfiel er durch Vaterangst und Erschöpfung dem Tode (1. August 1272). Ihm folgte, unter mütterlicher Vormundschaft, der eilfjährige Ladislaw. Unter solchem Regimente griffen Parteiungen und Intriguen am ungarischen Hofe Platz. Den Grafen Egidius von Preßburg, des verstorbenen Königs Liebling, stürzte die neue herrschende Partei. Zu Ottokar fliehend und von ihm wohl aufgenommen, überlieferte er demselben Preßburg. Die Gunst, die der König ihm dafür erwies, erbitterte den schon früher zu Ottokar übergegangenen Grafen Heinrich von Güns, er fiel von Ottokar ab, und brachte durch List Preßburg und andere Schlösser wieder in die Hände der Ungarn. Bald darauf gerieth er mit dem Prinzen Bela, dem Schwager Ottokar's, in Streit, stach ihn nieder und hieb in toller Wuth noch den Leichnam seines Opfers in Stücke. Der erzürnte Ottokar bestand auf Auslieferung des Mörders seines Verwandten; man machte Umstände. Vergebens mahnte der Papst zum Frieden. Ottokar, noch von früher her gereizt, erklärte den Krieg an Ungarn. Die Ungarn beschlossen dem Angriffe zuvorzukommen. Mit beginnendem Februar (1273) ergossen sich ihre Schaaren, sengend und verheerend, über Oesterreich,

Steyer und Mähren. Zweimal in einem Monate drangen sie zwischen dem Gebirge und dem Draufluſſe in Kärnten ein, raubten und verwüſteten, hieben die unglücklichen Landleute nieder und trieben ihrer zwanzigtausend in die Sclaverei. Die österreichischen Ministerialen sammelten sich, etwa tausend Mann stark, unter Einem Banner, gingen geradewegs auf Raab los, bezwangen, trotz hartnäckigen Widerstandes, die Stadt, und machten den Bischof von Fünfkirchen, der den Platz vertheidigte, sammt der Besatzung zu Kriegsgefangenen. Diesem Beispiele folgten die mährischen Edlen. Die vereinigte Schaar zog nach Oberungarn, nahm St. Georgen und stürmte Neutra, wo der Bischof und die Domherren sich durch die Flucht retten mußten. Die Einwohner hatten sich in einer Kirche verbollwerkt; aber die Belagerer hieben die Thüren auf, und die heilige Stätte trank das Blut von zweihundert Erwürgten. Die Stadt wurde angezündet; beutereich, rachegesättigt zogen die Sieger heim. Den blutigen Vorspielen folgte der Krieg im Großen. Doch erst im Juli konnte Ottokar zu Laa seine Schaaren aus Oesterreich, Böhmen, Mähren, Steyer, Kärnten, Krain und der Lausitz sammeln. Die Ungarn, immer schneller gerüstet und beweglicher, als ihre Gegner, gewannen diesen wiederum den ersten Vorsprung ab. Noch war Ottokar's Armee nicht vollständig, als der grimme Heinrich von Güns schon mit 30,000 ungarischen Reitern über die March in Oesterreich eindrang. Ulrich von Dürnholz warf sich ihm mit den österreichischen Vortruppen entgegen; im Handgemenge starb er den Tod des Helden. Durch zwei Tage hielt der Günser des Königs noch nicht geordnetes Heer an der Thaya in Unruhe; dann breitete er sich mordend und verwüstend in der ganzen Gegend aus, brannte alle Dörfer und Plätze nieder, die sein eiserner Arm erreichte, hoffend, sich dadurch den Rückweg offen zu erhalten. Durch geschickte Märsche wich er der Uebermacht Ottokar's aus, der, nachdem seine Streitkräfte beisammen, mit 60,000 Mann den Ungarn nachrückte und am Waagfluſſe Lager schlug. Der Ungarn flüchtige Schaaren hielten, zu seinem Verdruſſe, nirgend Stand, er mußte sich des Krieges im offenen Felde entschlagen und zur Belagerung der festen Plätze schreiten. Die Sturmmaschinen und Mauerbrecher langten aus Wien an. Preßburg und St. Georgen wurden schnell gewonnen. Den entflohenen Einwohnern ließ er Sicherheit und Schutz verkündigen, wenn sie zu ihren Arbeiten und ihrem Bodenbau zurückkehren würden. Zum vierten Male setzte er auf

seiner tragbaren Holzbrücke über die Donau; alle Plätze auf dieser Seite zwischen der Leitha und dem Raabflusse mußten sich unterwerfen; Raab selbst, vor weniger Monaten erst in österreichische Gewalt gekommen, stand ihm ohnedies offen. Hier umgürtete er, zum Lohne und zur Ermunterung, seinen natürlichen Sohn Nicolaus und fünfzig Edelleute mit dem Ritterschwerte. Gegründete Vorsicht verbot ihm, tiefer in des Feindes Land sich zu wagen; gegen den Neusiedlersee wendete er seinen Zug. Beinahe hätte der Graf von Güns durch Durchstechung der Dämme bei Velbach den König und dessen Mannen in's Verderben gebracht; doch entging man der Gefahr noch zu rechter Zeit. Die ganze Gegend unterwarf sich ohne Schwertstreich dem Böhmenkönige; nur Oedenburg leistete Widerstand. Aber Ottokar's Sturmgeschütz malmte, an vierzehn Punkten, an den Mauern der Stadt, da ergab sie sich, huldigte dem Sieger und stellte Geiseln für ihre Treue. Um die Kraft des Feindes auf lange zu lähmen, ließ er die ungarischen Festungen längs der österreichischen Gränze schleifen. So der Ruhe versichert, zog er heim nach Prag; seinem Abzuge folgte baldiger Friedensschluß.

Im deutschen Reiche sah es trübe aus. Die zwiespältige Königswahl des britischen Richard und des kastilischen Alfons, von denen dieser nie, jener nur selten in Deutschland zu sehen war, ließ dieses Reich der That nach ohne Oberhaupt. Gern hätte man, mit Aufgebung Beider, einen dritten deutschen König gewählt, doch dem widersetzten sich der römische Stuhl und Ottokar, dieser aus Anhänglichkeit an Richard. Einige Reichsstände, obenan der Kurfürst Engelbert von Köln, benutzten im August 1271 die Erledigung des päpstlichen Stuhles, um, wie schon früher geschehen, dem Könige Ottokar selbst die deutsche Krone anzubieten. Aber Ottokar's Gesinnungen für Richard verboten ihm, sie anzunehmen. Diese Rücksicht fiel zwar bald darauf (2. April 1272) durch König Richard's Tod hinweg; aber an ihre Stelle traten Hindernisse anderer Art, vor allen Ottokar's gespannte Verhältnisse mit mehren einflußreichen Reichsständen, hauptsächlich mit dem baierischen Pfalzgrafen Ludwig, dessen Feindschaft er in den Kauf nehmen mußte, als er 1273 sich mit dessen Bruder, dem Herzoge Heinrich von Baiern, freundschaftlich verglich, ihm seine Ansprüche auf die Grafschaften Bogen und Deckendorf, auf die Burgen Schärding, Floß und Parkstein abtrat, und dafür dessen Entsagung auf Eger, Schüttenhofen,

Gräfenstein, Ehrensbrunn und die Burg Ried sammt ihren Zubehören in Oesterreich empfing. Wohl fühlten die deutschen Fürsten, daß, nachdem die alte Herrlichkeit des römischen Thrones einem leeren Schatten gewichen, und in der Person des Oberhauptes das Reich selbst seine Macht und Würde verloren, ein König gewählt werden müsse, der, wenn nicht durch Hausmacht und Länderbesitz, doch stark seyn müsse durch innere Kraft, der durch redlichen Sinn die Argwöhnischen bekehre, durch Standhaftigkeit die Trotzigen beuge, durch Gerechtigkeit und Liebe den Segen zurückführe über das, in Zwiespalt und Gesetzlosigkeit verschmachtende, deutsche Land. Und die Vorsehung leitete ihre Wahl, als am 29. September 1273, am Tage St. Michaels, zu Frankfurt am Main die Stimme der Kurfürsten Herrn Rudolf Grafen von Habsburg und Kyburg, Landgrafen im Elsaß, auf den römischen Königsthron rief.

Die Zeit ist vorüber, wo die Genealogie, mit nie vergebens angesprochener Dienstfertigkeit, der Eitelkeit einer, der Lohngier andererseits bereitwillig ihre bunten Fabeln zutrug, lückenhafte Stammbäume durch Mährchen zu ergänzen, sie in den Nebel der Urzeit einzuwurzeln strebte, wo die Heroen der Mythe unter allen verwandtschaftlichen Ehren in den Ahnensaal hoher Geschlechter eingeführt wurden. Die historische Geisterstunde hat in unseren kritischen Tagen ausgeschlagen; jene bleichen genealogischen Schemen ziehen sich zurück, und ihnen mögen immerhin die Trojaner und Perleonen, mögen Scipio, Hektor und Cham folgen, welche Birken's „Ehrenspiegel" unter die Ahnen des Hauses Oesterreich stellt. Näher und doch in ehrwürdiger Ferne der Zeit fließt der Quell, welcher den majestätischen Strom entsendet.

Das österreichische Kaiserhaus hat, wie keine andere Dynastie, eine eigene Vorgeschichte, welche noch von Niemand im Zusammenhange dargestellt wurde, und es geht der Geschichte der Rudolfinischen Kaiserdynastie eine, aus Legenden, Sagen und wirklicher Geschichte sich bildende, so anziehende, als eigenthümliche Stammgeschichte voraus, welche in den Zeiten der letzten Merovingischen Könige wurzelt, und als deren Schauplatz das ehemalige Alemanien (Ostfranken und Elsaß), Lothringen (nämlich das obere an der Mosel) und Kleinburgund (burgundisch Helvetien) erscheint. Lange vor den Karolingern begegnet uns nämlich im Elsaß ein herzogliches

Geschlecht — man könnte den Namen Alsaciden dafür vorschlagen — welches mit den Königen von Burgund verschwägert war, und nachher auch zur herzoglichen Würde in Oberlothringen gelangte, während zugleich die Grafen von Aargau (nachher Habsburger genannt) aus demselben hervorgingen*). Merkwürdig endlich ist, daß die Habsburger schon vor dem

---

*) Die gemeinschaftliche Abkunft der Habsburger und Lothringer gründet sich auf das Zeugniß der **Acta Murensia** — dieses Buches Genesis für die österreichische Stammkunde — d. i. auf die Jahrbücher des von den Habsburgern gestifteten Klosters Muri, geschrieben im Jahre 1242, welche die Ahnenreihe ihrer Klosterwohlthäterin, Ida von Habsburg, bei Herzog Theodorich von Lothringen beginnen. Dieses wäre aber nur eine Verwandtschaft von weiblicher Seite her. Die männliche entdeckte im Jahre 1649 — also lange bevor man an eine Wiedervereinigung der Häuser Habsburg und Lothringen dachte — Vignier, indem er bis zu dem jüngeren Sohne Eticho's, Eticho dem II., Stammvater der Lothringer, vorgedrungen ist, während des Letztgenannten Bruder Adalbert den Habsburgern zukam. Eine solche Ermittelung im 7. Jahrhunderte aber wäre unmöglich gewesen, wenn hier nicht alte Legenden die Stelle von Urkunden, wenigstens zum Theil, zu ersetzen dienten (wie z. B. jene der heil. Odilia, des heil. Adelbald u. A.). Drei gründliche Forscher setzten endlich ihre Lebensaufgabe darein, obige Abstammung urkundlich zu erweisen, nachdem man früherhin, wie schon bemerkt, die Ahnen des Kaiserhauses unter den Perleonen, Trojanern ꝛc. aufgesucht hatte. Calmet, Abt zu Senones, edirte im Jahre 1728 seine **„Histoire ecclésiastique et civile de la Lorraine,"** zur Verherrlichung des Lothringischen (d. i. des nieder- oder französisch-lothringischen) Hauses. Diesem Letzteren wendete er die Ehre der etichonischen Abstammung am liebsten zu, ließ sie aber auch für Oesterreich gelten. Folgende Stellen sind aus einer Zeit charakteristisch, wo Vignier's System zwar schon bekannt, aber die Heirat zwischen der Habsburgischen Maria Theresia und dem Lothringischen Franz Stephan kaum geahnet worden war. Calmet gibt die gemeinschaftliche Abkunft der Habsburger und Lothringer als erwiesen zu, meint aber, daß die Lothringer vor jenen den Vorzug der Erstgeburt (**la prérogative de l'aînesse, préface p. XII.**) besäßen (!). Ferner bestreitet Calmet die Herleitung seiner und der österreichischen Dynastie von den Königen von Jerusalem. Es ist richtig, daß erst Jolantha von Anjou im Jahre 1480 den Titel eines Königs von Jerusalem an das (Ober-) Lothringische Haus brachte; allein das Nieder-Lothringische, das ihn seit 1099 besaß, stammt von den, den Etichonen ohnehin verwandten Karolingern, und verschwägerte sich 1048 bereits mit dem Oberlothringischen (österreichischen) Hause; daher gehört Gottfried von Bouillon, Jerusalem's erster König, ganz unfehlbar in die Ahnenreihe des Kaiserhauses. Herrgott, Abt zu St. Blasien, edirte 1737 seine **„Genealogia diplomatica augustae gentis Habsburgicae,"** und ist, indem er noch mehr beweisende Urkunden fand, als Calmet, als der Vater des herrschenden Etichonischen Systems anzusehen, und wenn auch theilweise im Einzelnen, so möchten die für seine Ansicht aufgestellten Gründe in ihrer Zusammenwirkung doch schwer zu entkräften seyn. Schöpflin, Senator zu Straßburg, edirte seine **„Alsatia illustrata"** 1751 und

Jahre 1030, die Lothringer vor 1148 mit dem Hause Babenberg in Verwandtschaft gekommen sind. So treffen wir sämmtliche Ahnen Oesterreich's auf einem mäßigen Länderraume, zwischen dem Main, der Mosel und der Aar, schon im frühesten Mittelalter beisammen. Wenn man nur bis auf den historisch beglaubigten Ahnherrn Eticho, der um das Jahr 690 gestorben, zurückgeht, so blüht der österreichische Regentenstamm bereits über 1150 Jahre, und noch gegen ein Jahrhundert weiter hinaus reicht eine, im Dämmerlichte der Vorgeschichte und Legende schwebende Ahnenreihe.

Aus Eticho's mächtigem Stamme entsprossen die beiden hohen Zweige der Habsburger und der Lothringer. Aus einander strebend mit ihren Aesten und Blüten, blieben sie über ein Jahrtausend getrennt*), und doch hielt eine Wahlverwandtschaft der Geschicke, wie an geheimen Fäden, den verbindenden Ursprung fest, bis sie zuletzt ihre Kronen wieder in einander schlangen und seitdem fortsproßten als ein engverwachsener, einziger und untheilbarer Stamm, und Habsburg und Lothringen in dem Namen Oesterreich auf immer verschmolzen.

Betreten wir nun den Boden, auf welchem die Gestalten der ersten Etichonen uns in unsicheren Umrissen entgegendämmern. Nachdem (453)

---

schöpfte die Archive so zu sagen völlig aus. Durch ihn ist in die Reihe der Etichonen am meisten Licht gekommen. Ihm verdanken wir auch die Abbildung der ältesten Sculptur, welche den Herzog Eticho und die heil. Odilia darstellt. Auf Grundlage dieser drei Hauptwerke gestaltet sich der hier mitgetheilte Stammbaum, welchem auch noch die Untersuchungen Leichtlen's (die Zähringer, 1831), Röpell's (die Habsburger, 1835), und Pipitz's (die Kyburger, 1839) zu Statten kommen. Die Meinung des Fürsten Lichnowsky (»Geschichte des Hauses Habsburg,« Bd. I., S. 390): daß das nachmalige Haus Habsburg ein lothringischer Zweig gewesen, läßt sich mit dem hier befolgten genealogischen System in so fern vereinigen, als, wie weiterhin dargethan werden soll, eine Succession der Habsburger in der früher von einem lothringischen (dem egisheimischen) Zweige verwalteten Landgrafschaft im Ober-Elsaß gerade zu der Zeit angenommen werden kann, wo die Alsaciden Lothringen übernahmen (1046).

*) Wenn auch nicht so entschieden getrennt, als die für diesen Fall gangbar gewordene historische Phrase auszusprechen scheint. Denn noch vor der, durch die Heirat zwischen Franz Stephan und Maria Theresia bewirkten, vollständigen Wiedervereinigung der beiden etichonischen Linien Lothringen und Habsburg, haben zu verschiedenen Zeiten Wechselheiraten Statt gefunden; so um 1020 zwischen Itta von Lothringen und Graf Radeboto im Aargau; 1304 zwischen Herzog Ferry IV. von Lothringen und Elisabeth, Tochter König Albrecht's; 1600 zwischen Maria Anna, Tochter der Renata von Lothringen, und K. Ferdinand II.; 1678 zwischen Karl V., Herzog von Lothringen, und Eleonora, Tochter Ferdinand's III.

die Geisel Gottes, Attila, der Welt durch dieselbe Hand entnommen worden, welche sie gesendet, und die Völker wieder aufathmeten von dem grausen hunnischen Joche, tauchten, aus der ängstlichen Zurückgezogenheit, die Sueven in Gemeinschaft und an der Seite der Alemanen hervor. Ihr eigentlicher Sitz war vom Lech bis zum Rheinthal um die Quelle der Donau. An den beiden Rheinufern bis ungefähr zur Lahn gränzten die Alemanen mit den Franken; dieses Gelände bildete als Rhein- und Maindistrict das rheinische (oder West-) Franken. Aus Alemanen wurden Elsasser am linken Rheinufer. Der größte Theil von Helvetien war alemanisch. Rechts vom Rhein, in gerader Linie südlich am Jura hinauf, war Alles burgundisch. Nach der Schlacht bei Zülpich (496), welche der Alemanen Unterjochung durch die Franken entschied, erscheint Alemanien nun bleibend als ein Austrasisches Herzogthum, wozu man denn auch den Elsaß rechnete. Von den Franken erhielt das Land Herzoge, die später zur Erblichkeit gelangten; auch gab es dort in fränkischer Weise gleichzeitig Grafen. Das eigentliche Schwaben erstreckte sich vom Ursprunge des Rheins bis jenseits Straßburg, und von hier bis über den Neckar an den Lech und zu den Gletschern zurück. Elsaß insbesondere, als ein Theil Schwabens, lag an dessen linkem Rheinufer von Basel abwärts. Vom Luzerner See längs der Reuß und Limmat und dem Ausfluß der sie Beide aufnehmenden Aar in den Rheinstrom, war (vom Jura aus) die diesseitige Gränze mit Groß-Burgund.

Im Elsaß ist es, wo das hohe Ahnenbild Etich o's uns in verwischten, doch befreundeten Zügen entgegentritt. Von dem Frankenkönige Childerich II. wurde er um 666 als Herzog im Elsaß eingesetzt, und stand unter drei Königen — Childerich II., Dagobert II. und Theodorich III. — seinem Herzogthume vor, ohne daß dieses zur Zeit noch erblich gewesen wäre. Unter ihm und seinen Söhnen tritt der Elsaß allmälig durch zahlreiche Klosterstiftungen hervor, denen bedeutende Ländereien, die Etticho diesseits und jenseits des Rheines besaß, verschrieben wurden. Diesen frommen Werken verdanken die ersten Etichonen das geschichtliche Licht, das ihre Gestalten umwebt und ihr Andenken vor gänzlichem Erlöschen bewahrt hat. Etticho's religiösen Sinn bethätigen die beiden Klöster Hohenburg (Frauenmünster, jetzt St. Odilienberg genannt) und Ebersheim (Abtei zu Schlettstadt). Ersteres Kloster errichtete er für seine Tochter aus seinem hoch und herrlich gelegenen Bergschlosse, seinem früheren Sommersitze. Dorthin

wurde er auch begraben. Sonst sind die Nachrichten über ihn sehr verworren, hauptsächlich durch Verwechslung mit Anderen seines Namens, deren es mehre gegeben. Daher die unerwiesenen Züge seiner Grausamkeit, daß er z. B. im Jahre 662 den Abt St. German von Grandvall (Münster in Frauenfelden) durch seine Soldaten umbringen, ferner seine Tochter Odilia nach römischem Rechte aussetzen lassen, weil sie blind geboren, endlich, daß er einen (ungenannten) Sohn mit eigener Hand erschlagen habe. In den Urkunden der fränkischen Könige werden vielmehr seine Eigenschaften und Thaten höchlich gepriesen. Sein Todesjahr ist so unsicher, wie das seiner Geburt. Er war 684 noch am Leben, und dürfte nach vierzigjähriger Regierung um 690 verstorben seyn. Mehre Urkunden und Handschriften versetzen ihn unter die Seligen, wahrscheinlich wegen seiner Klosterstiftungen. Bischof Konrad von Straßburg legt ihm in einer Urkunde von 1190 den Titel eines Heiligen bei, welchem Beispiele Mehre bis auf 1485 gefolgt sind. Auch das alte Hohenburger Kloster-Directorium schreibt den Klosterfrauen vor, alljährlich das Gedächtniß des heil. Eticho (St. Athici) zu feiern; doch ist seine Canonisation nicht allgemein anerkannt worden. Eticho's Gemalin heißt Berehsinda, und man leitet von ihr den Namen des Städleins Bersch bei Odilienberg her. Ihrer Herkunft nach war sie eine Schwester der Sigrada, der Mutter des heil. Leodegar. Sie starb den neunten Tag nach dem Tode ihres Gemals, im Kloster zu Hohenburg, wohin sie mit ihrem tödtenden Schmerze zu ihrer heiligen Tochter Odilia sich geflüchtet hatte.

Die heilige Odilia und vier Söhne entsprossen aus Eticho's Ehe: Baticho, Adelbert I., Hugo und Eticho II. Adelbert war der Stammvater der einen Linie, welcher später das Geschlecht der Aargauer und Habsburger entsprang; von Eticho II. stammen die Alsaciden in Lothringen. Beide Linien vereinigten sich (1736) wieder in Franz Stephan, dem Lothringer, und Maria Theresia, der Habsburgerin. (S. die Stammtafel.) Adelbert, der als Urahn der Habsburger hier zuvörderst unsere Blicke auf sich zieht, regierte im Elsaß schon 684, wahrscheinlich an der Seite seines Vaters; vorher war er im Besitze des Comitats Nordgau gewesen. Er war der eigentliche Stifter des St. Michaelsklosters Hohenau, welches auf seinem und seiner Brüder Grunde, einer Insel im Rhein, stand. Dies Kloster sollte, nach seinem Wunsche, sein Andenken bewahren; hier ordnete er, im Vorgefühle nahen Todes, im Juni 722 sein Jahrgedächtniß an, bald

darauf schied er aus der Welt. Zwei Gemalinnen hatte er heimgeführt: Gerlindis und Bathild. Aus letzterer Ehe entsprossen ihm die Töchter Savina und Lutgard. Gerlindis gebar ihm, außer dem Erstgeborenen Luitfrid, noch fünf Kinder: Eberhard, Eugenia, Attala, Gundelind und Maso. Eberhard († 747) stiftete mit seiner Gemalin und seinem Bruder Luitfrid das Stift (oder Vivarium peregrinorum) Murbach im Jahre 727, als er, erschüttert durch den Tod seines einzigen Sohnes und durch die ihm plötzlich zugestoßene Blindheit, sich vom weltlichen Treiben zurückzog. Drei Töchter Adelbert's verlobten sich dem Himmel. Eugenia war nach Odilia's Tode 723 Aebtissin zu Oberhohenburg. Attala die Heilige starb als Aebtissin des Straßburger St. Stephansstiftes (3. December 741); Gundelind endlich war Aebtissin zu Niederhohenburg. Graf Maso sah seinen einzigen Sohn in dem Olrunna-Strome versinken; zum Troste seines Lebens stiftete er das Frauenkloster Masmünster im Elsaß.

Luitfrid I., Adelbert's ältester Sohn, führte schon bei seines Vaters Lebzeiten den Titel eines Herzogs im Elsaß, wahrscheinlich, wie Adelbert selbst früher, als Mitregent. Ungeachtet er sich im Jahre 715 gegen den Hausmaier Karl Martell empört und hierdurch nach fränkischem Gesetze sein Herzogthum verwirkt hatte, erhielt er sich doch im Besitze desselben, was auf seine Macht und gesicherte Stellung schließen läßt. Gemeinschaftlich mit seinem Bruder Eberhard und der Schwester Eugenia, schenkte er im Jahre 722 dem Kloster Hohenau den erblichen Antheil an der Insel, worauf dasselbe stand. Reiche Begabung mochten ihm auch die Klöster Ebersheim, Murbach und St. Trutpert im Schwarzwalde danken.

Luitfrid II., des Vorigen Sohn, war bei des Vaters Tode vielleicht zu jung, um sich, wie dieser, auf seiner Stelle zu erhalten. Daher ging, indem 744 Alemanien überhaupt in Grafschaften aufgelöset wurde, mit ihm zwar das Herzogthum auf eine Zeitlang unter; dennoch aber behielten seine Nachkommen einen Theil seiner Macht in den Händen, und führten (unter dem Titel von Grafen im Nord-, Sund- und Breisgau, später von Habsburg) als Grafen die Regierung im Elsaß fort. Nebst seinen Söhnen Leuthard und Hugo, machte er Schenkungen an das Kloster Belmont.

Hugo I. hinterließ von seiner Gemalin Bava drei Söhne und zwei Töchter: Luitfrid III.; Adalhard, Hugo II., Ermengard und Adelheid. Vielleicht war Adelhard derselbe Graf, der im Jahre 841 bei dem Zwiste

der Söhne Ludwig's des Frommen, einen Heertheil gegen Pipin in der Schlacht von Fontenaille befehligte, hierauf als Abgeordneter Karl des Kahlen nach Francien ging, um die Vasallen für ihn zu stimmen, auch 842 als Gesandter an den Kaiser Lothar von dessen Brüdern abgeordnet wurde, wegen der Theilung des Reiches, und 882 bei Montmartre dem Kriegsglücke der Normannen weichen mußte. Frühzeitig (wahrscheinlich 829) verblich Graf Hugo II.; der Gottesacker St. Ambros zu Mailand nahm des Jünglings Leiche auf. Ermengard wählte 821 der König Lothar I. zu seiner Gemalin; bis zu ihrem Tode (20. März 851) blieb sie ihm theuer; ihren Brüdern verlieh der König hohe Staatswürden. Adelheid war vermält an Konrad den Welfen, Grafen von Aurerre, und Mutter des Hugo Abbas, der von Lothar II. als Sohn seiner Mutterschwester und Konrad's, Oheims Karl's des Kahlen, das Erzstift Köln erhielt.

Für Luitfrid's III. ansehnliche Macht zeugt der Titel **Comes illustris**, den ihm König Lothar 849 beilegte; bei dem alten Mönche von St. Gallen heißt er **regni Alemannici Princeps.** Seinem Neffen, dem Könige, leistete er Dienste, als dieser seine Gemalin Teutberga verstieß. Das Kloster Granfelden oder Münsterthal war sein Eigenthum. Seine Gemalin, eine Schwester des Bischofs Landolo, brachte ihm die Grafschaft Windisch zu. Seine Söhne waren Hugo III. und Luitfrid IV. Ersterer erbte von seinem Vater das Kloster Granfelden und das Stift St. Trutpert nebst vielen Gütern im Elsaß. Er starb vor 884, wahrscheinlich kinderlos.

Luitfrid IV., Graf im Elsaß, war 884 Erbvogt der Klöster Granfelden und St. Trutpert. Letzteres, das ihm sein Bruder Hugo vererbt, erneuerte er 903 durch Bestätigung früherer reicher Dotationen. Seine Gemalin hieß Ermentrud; seine Söhne Hunfrid, Luitfrid und Hugo.

Luitfrid V. war Graf im Sundgau auf der linken Rheinseite, dem jenseitigen Breisgau gegenüber. Unglücklich focht er 925 gegen die Hunnen im Breisgau. Seine Söhne betheilte er mit einzelnen Gütern des Klosters Granfelden, deren Schutzvoigtei er besaß, so daß das Kloster unterzugehen drohte. Um dies zu verhindern, brachte König Konrad diese Schutzvoigteien von Luitfrid's gleichnamigem Sohne an sich und verlieh sie dem Bischof von Basel. Seine Söhne waren Luitfrid VI. und Guntram.

Guntram, zugenannt der Reiche, pflegt als der eigentliche Stammvater der Habsburger begrüßt, und deshalb meist blos auf diesen Ahnherrn

des neunten Grades zurückgegangen zu werden, weil derselbe erweislich das habsburgische Eigen (vorläufig wohl ohne das Elsasser Landgrafiat) inne hatte. Man kann daher sagen: die Ahnen Kaiser Rudolf's I.; von Guntram angefangen, sind Aargauer, Grafen im Aargau, welche seit Erbauung der Habsburg (1021) diesen letzteren Namen angenommen haben. Zu berücksichtigen ist, daß Guntram „der Reiche" an Stammgütern schwerlich so reich war, als der Name ausspricht. Sein Vater, Luitfrid V., befolgte, wie wir gesehen haben, ein verderbliches Theilungssystem (unter Luitfrid VI. ging auch die Schirmvoigtei des Klosters Granfelden verloren). Wenn daher Guntram auch eigene Güter im Elsaß ererbt hatte, so war dies nur der kleinere Theil seines Reichthums; das Meiste nämlich hat er erheiratet mit einer (dem Namen nach unbekannten) Gemalin aus dem nachherigen Hause Kyburg. Denn im Kyburgischen Stammbaume erscheint ein Ulrich III. als der letzte Graf im Aargau und Linzgau (Letzterer jenseits des Bodensee's) 860—883. Diesem scheint Guntram im Aargau nachgefolgt zu seyn, und dann noch andere Besitzthümer im Breisgau und Thurgau erworben zu haben, während im Elsaß sein Eigen lag. Die Theilung unter Ulrich III. mußte so geschehen seyn: sein Sohn Ulrich IV. bekam die Güter im Linzgau und in dem unteren (oder großen) Thurgau (darunter aber nicht auch Kyburg, welches erst durch Heirat an seinen Urenkel kam 1027); Guntram, der muthmaßliche Schwiegersohn, hingegen erhielt die Güter- Mitgift im Aargau und oberen (oder kleinen) Thurgau, wozu durch Kauf oder sonstigen Erwerb noch Güter im Breisgau kamen. Wie bei Eticho, so scheinen auch bei Guntram Verwechslungen gleichnamiger Personen zu mancherlei Unrichtigkeiten Anlaß gegeben zu haben. Dahin gehört die Erzählung von Guntram's Aufstande gegen den Kaiser Otto I., wodurch er den größten Theil seiner Güter verwirkt und verloren habe, wenigstens konnte dies nicht von seinen Besitzungen im Aargau gelten, da Alles den Erben blieb. Aus irgend einer anderen Veranlassung mag Guntram sich auf sein Eigen zurückgezogen haben, welches an der Reuß und an beiden Seiten der Aar lag, Bruck und Windisch in sich schloß und Wolen zum Sitze hatte. Wie in jenen bewegten Zeiten der ärmere freie Mann, gegen den Zwang der Heerfolge und andere Plackereien, den Grafen des Gaues zu seinem Schirmherrn wählte, und so demselben Gelegenheit gab, durch Pacht- und sonstige Verträge sich allmälig

in einen wirklichen und bleibenden Herrn zu verwandeln; so stellten sich, gegen Erbietung gewisser Dienstleistungen, die Freien eines beträchtlichen Theils des Aargaues unter Guntram's Schutz, während die Freien zu Muri und in der Umgegend den Schutz Cancelin's (Konrad's), des Sohnes Guntram's, suchten. Als in der Folge Cancelin seine Schirmherrlichkeit zu Bedrückungen benutzte, kam es zu Reibungen, und endlich jagte Cancelin die Freien von Haus und Hof, und setzte seine Dienstleute in das Eigenthum der Vertriebenen ein. Mehrmals versuchten sie in Güte oder Gewalt zurückzukehren; immer vergeblich. Graf Radeboto, Cancelin's Sohn, stieß sie abermals hinaus, und um sich ihrer besser zu erwehren, baute er zu Muri das feste Herrenhaus. Als der greise Cancelin zu seinen Vätern ging (um 990), meinten die verjagten Freien, nachdem jeder friedliche Versuch gescheitert, müsse offene Fehde ihnen zu ihrem Rechte verhelfen. Bei Murbach ereilte sie Graf Radeboto, schlug und zerstreute sie. Ihre Habe blieb in seinen Händen. Durch glückliche Heirat mehrte Radeboto sein Ansehen; er vermälte sich mit Ida, des Herzogs Friedrich von Lothringen Tochter, deren Mutterbruder Hugo Capet; ihr Halbbruder war Kuno Graf zu Rheinfelden, des Gegenkönigs Rudolf Vater. Muri und das dortige Herrenhaus soll ihr als Witwensitz angewiesen worden seyn. Doch war bald darauf dies Besitzthum in den Händen des Bischofs Werner von Straßburg, des Bruders Radeboto's. Durch ihn wurde Muri als Kloster zu Ehren der allerheiligsten Dreieinigkeit eingeweiht, die Regel des heiligen Benedict als Richtschnur gegeben, und festgesetzt: daß der jedesmalige Herr des Schlosses Habsburg Schirmherr des neuen Klosters seyn solle. Mit Recht durfte in neuester Zeit Oesterreich Einrede gegen die Aufhebung der Klöster im Aargau einlegen, da dieselben zum Theil mit dem Erbgute des Hauses Habsburg entweder gestiftet oder ausgestattet worden. Zum Schutze des von ihm gestifteten Klosters erbaute der Bischof auf dem Wützelberge an der Aar eine Burg. Weil sie auf seinem Eigen lag, seine „Habe" an Land und Gütern beherrschte und überblickte, nannte er sie die Burg seiner Habe, die „Habsburg." Graf Radeboto leitete den Bau. Der Bischof scheute keine Opfer und Kosten für die neue Gründung. Als ihm Radeboto berichtete, daß der Bau sein Ende erreicht, ging der Bischof, das Werk zu mustern. Der schlichte Bau, der geringe Umfang der Mauern, nach so großem Aufwande an Geld, machte ihn unmuthig. Des anderen Tages

aber sah er mit Erstaunen die Burg mit einem mächtigen Haufen wohlgerüsteter und bewaffneter Mannen umgeben, und Radeboto deutete auf die streitbare Schaar und sagte ihm: „Lebendige Mauern habe ich erworben; tapferer Mannen Treue ist die beste Burg."

Und immer hat Habsburg's erlauchter Stamm die lebendige Treue der Völker hoch über den stumpfen Trotz lebloser Mauern geachtet, und mit Liebe und Huld festere Schutzwehren erbaut, als Gold und Zwang dem todten Gesteine abgewinnen mögen; denn Steine vermorschen und zerschellen, doch des Menschengeistes Waffen splittern nimmer. Auch Sparta war ohne Mauern! —

Der Habsburger Einfluß und Wirken tritt seitdem in allen friedlichen und kriegerischen Fragen jener Zeit hervor. In dem burgundischen Kriege übertrug der Kaiser Heinrich II. seinem Jugendfreunde, dem Bischof Werner von Straßburg, den Heerbefehl. Dieser zog aus, begleitet von seinen Brüdern, den Grafen Radeboto und Cancelin II., schlug am Genfersee den Grafen Wilhelm von Poitiers auf's Haupt, und unterwarf Burgund dem Kaiser. Als aber des Letzteren Nachfolger, König Konrad, dieses Land **1026** wie ein gewöhnliches Reichslehen vergeben wollte, brachen abermalige Unruhen aus. Gegen den nächsten Erben, den Herzog Ernst II. babenbergischen Geblütes, wendete sich der König zuerst. Kleinmüthig gaben in solcher Gefahr den Herzog die meisten seiner Grafen auf; doch Bischof Werner blieb ihm getreu, und auch Habsburg soll ihm beigestanden haben, schon wegen der engen verwandtschaftlichen Bande mit dem babenbergischen Herzoge, der, zu eigenem Verderben, seine Sache voreilig aufgab. Ernst's Anhänger steckten, nach dem Beispiele ihres Oberhauptes, ihr Schwert in die Scheide; nur der Graf Werner von Kyburg setzte den Widerstand fort, und seine Burg wurde gebrochen. Den Habsburgern erwuchs kein Nachtheil daraus, daß sie gegen den siegenden König Partei genommen. Nur den Bischof Werner ereilte des Königs Groll; unter dem Vorwande einer Gesandtschaft an den morgenländischen Kaiserhof ward er nach Konstantinopel entfernt; dort setzte man ihn gefangen auf eine Insel, bis der Tod den kraftvollen Mann erlöfete (**1028**).

Gleichzeitig drohten Familienzwiste die Grundfesten der jungen Habsburg zu erschüttern. Graf Radeboto's Bruder, Rudolf, meinte, bei Theilung der väterlichen Güter im Nachtheil verblieben zu seyn. Da man ihm

nicht beistimmte, suchte er sein vermeintliches Recht mit dem Schwerte. Doch der unerschrockene Radeboto verwies ihn mit den Waffen zur Ruhe, und Herr Rudolf mußte sich seines Antheils bescheiden.

Graf Radeboto hinterließ bei seinem Sterben (1027) drei Söhne und eine Tochter. Letztere, Richenza genannt, vermälte sich dem mächtigen Grafen Ulrich von Lenzburg und zu Baden, der, Kastenvoigt am Frauenmünster zu Zürich, des Kaisers Richteramt an der Mallstatt zu Rore vertrat; Radeboto's Söhne hießen Albrecht, Werner und Otto. Letzterer, Graf im Sundgau, erwarb 1046 das Landgrafiat im oberen Elsaß, ward aber kurz darauf von einem ergrimmten Ritter umgebracht. Den Stamm pflanzte Graf Werner fort, der Fromme benannt wegen seiner Verdienste um das Stift Muri, das er als Voigt in treue Obhut genommen. Er erlangte 1064 sowohl die päpstliche Bestätigung der Stiftung zu Muri, als auch die Trennung derselben von der Abtei Einsiedeln, welcher sie bisher untergeordnet gewesen, und ihre unmittelbare Stellung unter den römischen Stuhl. Werner's Gemalin, Regulinde, entstammte dem angesehenen, besonders nordwärts des Bodensee's begüterten Geschlechte der Grafen von Nellenburg. Der Gegenkönig, Herzog Rudolf von Schwaben, stand zu ihm, als Sohn des Bruders seiner Mutter, in naher Verwandtschaft. Darum trat er auf seine Seite, kämpfte des Gegenkönigs Schlachten und sah ihn unterliegen. Doch brachte ihm Rudolf's Fall keinen Nachtheil. Den 11. November 1096 segnete er das Zeitliche. Er hinterließ zwei Söhne, Otto II. und Albrecht II., und eine Tochter Ida, Letztere vermält an Rudolf von Thierstein oder Homburg. Otto erweiterte die Güter seines Hauses; durch Kauf erwarb er Besitzungen in Dietikon an der Limmat; auf seiner Feste Buttenheim im Elsaß tödtete ihn 1111 Uoso von Uosenberg. Otto's Bruder, Albrecht II., ließ 1114 die Freilassung Muri's durch den Kaiser Heinrich IV. bestätigen, bestand Fehden im Elsaß und stand wahrscheinlich dem oberen, südlichen Theile dieses Landes als Landgraf vor.

Werner III. wird bald als Otto's II. Sohn, bald als Albrechts II. Enkel durch einen Otto III. genannt. Er vermälte sich zwei Mal; zum ersten mit Ida, des Grafen Werner von Thierstein oder Homburg Tochter, dann mit einer Gertrud von unbekannter Abstammung. Jene gebar ihm die Söhne Werner III., Rudolf und Otto, der später den Bischofssitz von Constanz gewann; mit Gertrud mag er Albrecht III., Gertruden, des

Grafen Dietrich vom Mümpelgard Gemalin, und die dem Grafen Johann von Pfirt vermälte Richenza gezeugt haben.

Der Habsburgische Stamm trieb fort in Albrecht III., der Reiche genannt, weil seine Gemalin, Ida, die Tochter des Grafen Rudolf II. von Pfullendorf und Bregenz, ihm große Güter zugebracht; andere beträchtliche Güter im Zürichgau, die dortige Grafschaft, die Voigtei von Seckingen und das Allod von Biederton wurden ihm vom Kaiser Friedrich I., dem Haupterben der Pfullendorf, verliehen. So wuchs Habsburg's Hausmacht schnell und ansehnlich, und vorbereitet wurden die großen Geschicke, die des Hauses warteten. Gräfin Ida war eine Schwestertochter des älteren Welf (VI.), des Herrn der tuscischen (toscanischen) Güter und Namengebers der Welfen, deren edles Blut durch diese Heirat sich dem Habsburgischen mengte. Der Erste seines Hauses erscheint Albrecht III. urkundlich mit dem Titel eines Provinzial oder Landgrafen im Elsaß, eigentlich im oberen Elsaß, bekleidet, nachdem diese Würde in früherer Zeit bei einem Zweige des lothringischen Hauses gefunden *) ward. Auch als Voigt von Murbach

*) Wenn mit ziemlicher Gewißheit dargethan werden kann, daß, wie hier bereits erwähnt wurde, Radeboto's Sohn, Graf Otto im Sundgau, im Jahre 1046 die Landgrafenwürde im oberen Elsaß erlangte, so ist die Frage am Orte: wie ist er dazu gekommen? Da die Landgrafschaft, mit welcher in dieser Gegend die Ausübung der kaiserlichen höheren Gerichtsbarkeit verbunden war, als Reichslehen besessen wurde, so ist eine regelmäßige Erbfolge dabei keineswegs anzunehmen. Nun ist aber ausgemacht, daß diese oberelsassische Landgrafschaft einem Zweige des lothringischen Hauses noch vor 1048 angehört hat. Dieser lothringische Zweig ist kein anderer, als jener der Grafen von Egisheim, anhebend mit Hugo VI., Sohn Hugo's IV., Großvatersbruders des ersten alsacidischen Erbherzogs von Ober-Lothringen, Adelbert II. (S. die Stammtafel der Etichonen.) Der Neuheit wegen muß dieser Beweis diplomatisch geführt werden. Hugo IV. (Großvater Papst Leo's IX.), der Heisere, stammt in gerader Descendenz von Eticho II. ab, ist folglich ein lothringischer Alsacide. Sein Enkel nennt ihn in der Bestätigungsbulle des von Hugo gestifteten Klosters Altorf im Nortgouwe (**Eberhardus comes — filius ejus) Hugo, qui erat aliquantulum raucus. (Bulla de an. 1047. Schoepflin in Alsat. dipl. T. II. p. 477.)** Er mußte die Landgrafschaft im Ober-Elsaß besessen haben, da ihm viele dahin gehörige Ortschaften unterthan. (Urk. Kais. Otto's I. vom 16. Nov. 968 **ap. Meibom. T. I. p. 752. Herrgott Gen. dipl. nr. 142.**) In der Gegend von Egisheim war auch ein Habsburgischer Alsacide, zugleich zweiter Hugo IV. (Onkel Guntram's des Reichen), begütert und führte selbst den Titel davon 903. **(Eccard. Orig. Habsb. p. 143.)** Hieraus folgt: 1) daß zwischen beiden etichonischen Linien noch im Jahre 903 theilweise Gütergemeinschaft herrschte; 2) daß die oberelsassische Landgrafschaft im Jahre 968 und

tritt er zuerst urkundlich auf. Diese Voigtei befestigte Habsburg's Macht an den Seen und im hohen Alpengebirge, das fortan, da Murbach's Güter mit denen Habsburg's dort vereint lagen, völlig diesem Hause unterstand; den Glanz desselben mehrte die Verwaltung des kaiserlichen Richteramtes. Seinem Verwandten, Welf dem Jüngeren, soll er **1164** in der Schlacht gegen den Pfalzgrafen Hugo von Tübingen beigestanden haben; gleichwohl genoß er fortwährend die Gunst der Hohenstaufen. Bei seinem Tode (**25. Nov. 1199**) hinterließ er eine Tochter, vermälte Gräfin von

---

wohl früher von dem egisheimisch-lothringischen Seitenaste verwaltet wurde; 3) daß folglich ein Successionsrecht zwischen beiden Linien immerhin vom Kaiser Heinrich **III.** respectirt werden mochte, der das Landgrafiat nach (Hugo's **IV.** Sohnes) Hugo's **VI.** Zurücktritte dem verwandten Sundgauer Otto verlieh. Hugo **VI.** (Vater Papst Leo's **IX.**) hatte die Erbgräfin von Dachsburg zur Gemalin. Es ist weiter oben gemeldet worden, daß Herzog Ernst **II.** von Alemannien (zugleich Enkel Leopold's des Erlauchten von Babenberg) gegen seinen Stiefvater, Kaiser Konrad **II.**, einen Aufstand wegen seiner burgundischen Erbansprüche erregte, wobei unter Anderen auch Bischof Werner und Radeboto, die beiden Erbauer der Habsburg, ziemlich auf seiner Seite waren. Derselbe Herzog Ernst zerstörte um **1027** auch Hugo's **VI.** Schlösser im Elsaß, weil Letzterer ebenfalls aus salischem Blute stammte und dem Kaiser anhing. (**Wippo Vita Conr. p. 434.**) Unter solchen Umständen gab Hugo **VI.** ohne Zweifel die Landgrafenwürde **1046** auf, zog sich nach Dachsburg (an den Vogesen zwischen Pfalzburg und Saverne gelegen) oder sonst wohin zurück, und Otto Graf im Sundgau folgte ihm, gemäß alter Familienansprüche, nach. — Auf diese Weise benutzte ein Sprosse des einen Etichonischen Zweiges, Graf Otto im Sundgau, Sohn Radeboto's von Habsburg, **1046** die Gelegenheit, in dem, von dem anderen Zweige verwalteten Landgrafiate zu succediren. Aber nicht blos trat ein Habsburger rechtmäßig in Rechte und Würden, welche von einem Seitenzweige der Lothringer freigegeben waren, sondern gleichzeitig setzte sich der lothringisch-etichonische Hauptstamm selbst auf dem Herzogsstuhle von Oberlothringen fest, um nach **690** Jahren denselben Kaiserthron zu besteigen, welchen der habsburgisch-etichonische Hauptstamm bereits **458** Jahre früher inne hatte. Adelbert **II.** wurde nämlich von seinem Vetter, Kaiser Heinrich **III.**, ebenfalls im Jahre **1046** mit dem, durch Gottfried den Bärtigen verwirkten Herzogthume Oberlothringen, erblich beliehen. Von ihm oder vielmehr von seinem Bruder und Nachfolger, Gerhard **III.**, ging der nachherige lothringische Kaiserstamm aus. Wie sie gemeinsam dem mächtigen Hauptstamm Eticho's entsprossen, so verzweigten sich, obschon äußerlich getrennt, die beiden erlauchten Geschlechter Habsburg und Lothringen doch frühzeitig in ihren bedeutungsvollsten Geschicken; so trugen sie gegenseitig, in der wunderbarsten historischen Wahlverwandtschaft, ihre großen Bestimmungen einander förderlich zu, bis sie, im Kreislaufe geheimnißvoller Fügungen, sich endlich auf das Innigste wiederfanden und zu Einem Geschlechte und Stamme, zu Einem hohen Ziele und Zwecke sich unauflöslich zurückverflochten!

Leiningen, und einen Sohn, Rudolf III., welcher als erblicher Voigt von Murbach und Rufach im Straßburger Hochstift genannt wird. Ob letztere Voigtei schon seinen Vätern zustand, ob, und wie er sie erwarb, ist nicht bekannt; vielleicht war sie ein Bestandtheil des elsassischen Landgrafiates. Gegen zwei Höfe in Schinznach und Vilnachern tauschte er von der Abtei Seckingen die Stadt Laufenburg nebst Zubehör, und die Kastvoigtei über das Stift selbst ein. Schwyz war schon seit lange bei dem Hause Habsburg. Zwar nahm ihm **1231** König Heinrich **VII.** das Eigen nebst der Kastvoigtei von Murbach, entband auch die gesammte Gemeinde des Thales Uri von der Oberherrschaft des Grafen Rudolf, und befahl, daß dieselbe stets bei dem Reiche bleiben solle; aber wahrscheinlich durch freie Wahl der Stiftsvorsteher gelangte sowohl die Voigtei von Murbach, wie jene des Züricher Frauenmünsters, bald wieder an Habsburg zurück. Graf Rudolf starb **1232**. Seine Gemalin, Agnes von Staufen (doch keine Hohenstaufin), hatte ihm drei Söhne: Albrecht, Rudolf und Werner, und zwei Töchter, Heilwig und Gertrud, geboren.

Die Töchter vermälten sich an die gräflichen Brüder Hermann und Friedrich von Frohburg. Werner starb in jungen Jahren. Albrecht, zugenannt der Weise, und Rudolf theilten um **1238** das väterliche Erbe an Herrschaften, Gütern und Rechten, wahrscheinlich kraft einer Grund- und Todtheilung, die einen Rückfall des Eigenthums des zuerst erlöschenden Zweiges an den überlebenden ausschloß. Albrecht erhielt nebst Anderem: die Habsburg mit dem Ländchen des Eigens, die Mehrzahl der Güter im Aargau und Zürichgau, jene im Sundgau und Breisgau, dann das Landgrafiat im Aargau. Dem Grafen Rudolf fielen nebst Anderem zu: Laufenburg, das Erbe von Biederton, Sempach, Schwyz, Sarnen, die Sißgauer, Klettgauer, dann die am Luzerner See gelegenen Güter und die Voigtei über Seckingen nebst dem Lande Glaris. Gemeinsam behielten die Brüder die Kastvoigteien über Muri und Murbach, desgleichen das Landgrafiat im Elsaß, Letzteres ohne Vererbung auf Rudolf's Kinder. Es war dies die erste größere Theilung und einzige Todtheilung der Besitzungen des Hauses. Nach ihren Hauptsitzen hat man später die beiden Linien durch die Unterscheidungsnamen der Habsburger und der Laufenburger (erloschen **1408**), oder auch der Albrechtinischen und Rudolfinischen bezeichnet.

Albrecht vermälte sich mit Heilwig, einer Tochter des Grafen Ulrich von Kyburg, dessen Gemalin Anna Elisabeth, des Pfalzgrafen Hugo von

Burgund Tochter, später (1218) an dem Zähringer Erbe Antheil hatte. — Während Rudolf, der eine Tochter Leutold's von Regensburg geehelicht, kräftig auf der Seite der Welfen stand, hielt sich sein Bruder Albrecht, ungeachtet der Welfischen Gesinnungen der Familie seiner Gattin, mit gleichem Eifer zur Partei der Waiblinger. Als Feldhauptmann von Straßburg kämpfte er die Fehden dieser Stadt gegen zwei ihrer Bischöfe. Wie sein umsichtiges Benehmen ihm den Namen des Weisen erwarb, so ward ihm der Ruhm der Gerechtigkeitsliebe durch einen Spruch, den er als Theilhaber des Landgrafenamtes im Elsaß, zu Gunsten des Klosters St. Trutpert gegen seine eigenen nahen Verwandten, die Herren von Staufen auf Scharfenstein, als Vögte jenes Klosters, fällte. Seiner Ehe mit der Kyburg'schen Heilwig entsprossen die Söhne Rudolf, Albrecht und Hartmann, die Töchter Elisabeth und Clementia. Albrecht, Domherr zu Straßburg und Basel, soll am 1. Januar 1256 in der Gefangenschaft zu Mailand verblichen seyn. Graf Hartmann mag nach 1247 gestorben seyn. Rudolf erhob Habsburg's Ruhm zur Weltbedeutung; sein ward die erste Krone der Christenheit. Elisabeth wurde als Gemalin heimgeführt von Friedrich von Zollern, Burggrafen zu Nürnberg, wodurch schon in früher Zeit das Blut der Habsburger und Zollern sich mischte. Clementia reichte ihre Hand dem Grafen Emerich von Straßberg (Cussaberch), und nach dessen Tode dem Otto von Ochsenstein.

Es war am 1. Mai 1218, als auf dem Schlosse Limburg am Rhein im Breisgau, Rudolf seinem Vater Albrecht, Grafen von Habsburg, Landgrafen im Elsaß, geboren wurde. Der große Hohenstaufe, Kaiser Friedrich II., sprach auf seinem Zuge nach Basel bei dem Grafen ein, ward Taufpathe des neugeborenen Knaben, und gab ihm den Namen Rudolf. So legte sich schon bei seiner Geburt eine Kaiserhand auf sein Haupt, wie er in späterer Zeit selbst die kaiserliche Rechte tröstend und Frieden spendend auf das gebeugte Haupt des deutschen Volkes und Reiches zu legen bestimmt war.

Kriegerisch, doch fromm war Rudolf's Erziehung; denn Mannesmuth und Gottesglaube thaten Noth in einer Zeit, wo das Reich bedroht von inneren und äußeren Feinden, die alte Kraft gebrochen war durch Parteiungen und Gesetzlosigkeit, und, inmitten des Erbes Karl's des Großen, Waiblinger und Welfen einander gegenüber standen, die Hand am Schwerte, bald lauernd, bald würgend. Graf Albrecht stand, da eine Partei nothwendig gewählt werden mußte, und sein Herz, seine Lehenstreue ihn zu den Helden-

kaisern des Hohenstaufen'schen Geschlechtes hinzog, auf der Seite der Waiblinger. Doch in geistlichen Dingen bewies er der Kirche seine Demuth. Nach dem heiligen Lande sehnte sich sein christlicher Sinn. In Muri, wo seine Väter ruhten, nahm er Abschied von seinen Söhnen, ermahnte sie zur Gottesfurcht, zur Gerechtigkeit gegen die Menschen und zu ritterlichem Muthe. Dann zog er (1238) in die Provence, und von hier mit Richard von Cornwall nach Syrien, wo er im folgenden Jahre (1239), fern von den Seinen, verblich.

Des Vaters Besitzungen übernahm Graf Rudolf mit seinen Brüdern gemeinsam, ohne Theilung. Zugleich erbte er von seinem Vater die Treue für den Kaiser und den Eifer für die Waiblingische Sache. 1241 war er bei dem siegreichen Kaiser in Italien. Bald darauf vermälte er sich mit Gertrud, Tochter des Grafen von Hohenberg und Heigerloch und der Gräfin von Freyburg, deren Geschlecht gleiches Stammes mit jenem der Fürstenberge. Zehn Kinder entsprossen dieser langen und glücklichen Ehe: Albrecht, nachmals deutscher König und Gründer der Habsburg'schen Dynastie in Oesterreich, geboren um 1248; Hartmann, geboren 1262; Rudolf, geboren um 1270, und Karl, geboren 1276 und schon als Kind gestorben; dann sechs Töchter: Mechtild, Anna oder Katharina, Agnes, Hedwig, Juditha oder Gutta, und Clementia. Als Heiratsgut brachte Gertrud, welche als römische Königin später ihren Namen in Anna veränderte, nach damals üblicher Sitte — dem Grafen Rudolf das Wyler = oder Albrechtsthal im Elsaß, und Schloß Ortenburg zu. Rudolf's Besitzungen waren größer an Umfang, als an Ertrag, denn die Alpenthäler, über die er gebot, waren meist noch Wald und Sumpf, und nur das Hügelland bebaut und ertragsfähig. Auch gestattete die unruhvolle Zeit nicht, die Ernte des Friedens abzuwarten; es galt mitschlagen, oder geschlagen werden.

Mit Hugo von Tuffenstein gerieth Rudolf zuerst in Fehde; er brach 1241 die Burg des Gegners, dessen ihn gleichzeitig der Tod entledigte. Auch mit seinen welfisch gesinnten Oheimen väterlicher und mütterlicher Seite kam er in Streitigkeiten, denen theils Mißverständnisse wegen der Art der Theilung, theils politische Abneigungen zu Grunde liegen mochten. 1242 griffen die beiden Rudolfe, der Habsburger und der Laufenburger, einander mit Erbitterung an, verwüsteten gegenseitig ihre Güter; der Laufenburger plünderte und verbrannte Bruck, wurde aber dann geschlagen und verstand sich, aus

Mangel an Geldmitteln, zu friedlichem Vertrage. In Streit und Güte kam Rudolf auch mit seinen Ansprüchen an seinen Oheim von mütterlicher Seite, den Grafen Hartmann den Aelteren von Kyburg, zu Stande. 1243 empfing der junge Graf Rudolf den Ritterschlag, und wurde 1245 an das kaiserliche Hoflager nach Verona berufen, wo er als Zeuge eine Urkunde vollziehen half, durch welche der Kaiser Friedrich, nach seiner Versöhnung mit Friedrich dem Streitbaren, den österreichischen Freiheitsbrief von 1156 bestätigte. Bald darauf (1249) gründete Rudolf gemeinschaftlich mit seinem Bruder, dem Straßburger Domherrn, Grafen Albrecht, die Stadt Waldshut, und machte sie frei von aller Leibeigenschaft. Seine Anhänglichkeit an den Kaiser Friedrich II. zog ihm in demselben Jahre durch Papst Innocenz IV. den Kirchenbann zu; die Glocken mußten schweigen auf den Besitzungen des Grafen, die Kirchen blieben geschlossen. In Muri allein durfte, doch nur bei geschlossenen Thüren, Gottesdienst für die dortigen Mönche gehalten werden. Die Hohenstaufen, um derenwillen der Graf solches leiden mußte, suchten durch Gnadenverleihungen ihn zu entschädigen. Später (1245) entbrannte Fehde zwischen dem Grafen und dem Bischof von Basel, Berchthold Grafen von Pfirt. Der Kirchenfürst unterlag; bis unter die Thore Basel's streiften des Grafen Mannen, die Steinenvorstadt ging in Flammen auf. Der bedrängte Bischof griff nach geistlichen Waffen; auf seinen Betrieb erneuerte am 18. August 1254 Papst Innocenz IV. den Kirchenbann gegen den Grafen, wegen seiner Parteinahme für die Hohenstaufen. Mehre Herren des Aargaues waren in dem Interdicte mitbegriffen, dessen Ausführung der Baseler Bischof, als Diöcesan, übernahm.

Mit diesem Ereignisse, das der gläubige Sinn des Grafen nicht so leicht nahm, als mancher andere Herr und Ritter es nehmen mochte, trat ein Wendepunkt in Rudolf's Leben und Gesinnungen ein. Kaiser Friedrich lebte nicht mehr; die mächtige Eiche Hohenstaufen neigte sich unaufhaltsam ihrem Falle zu, den großen Waiblinger-Bund mußte früher oder später das Verhängniß sprengen. Kein Zweck war mehr vorhanden, der den Kampf mit den Blutsfreunden, den Bruch mit der Kirche hätte entschuldigen können; nach Vereinigung und Sühne rief das schwer geschlagene Reich, riefen die Guten und Weisen aller Parteien. Auch Rudolf erkannte diese Mahnung der Zeit; er sah ein, daß es sich jetzt nicht mehr um Parteinamen, sondern nur um das wirkliche Recht handeln dürfe, und dieses fortan zu seinem ausschließenden

Banner erwählend, wurde er keiner früher erkorenen Partei ungetreu, schloß sich keiner entgegengesetzten unbedingt an. Die Reife des Mannesalters trat auch hinzu, und klärte ihn auf über Manches, was der jugendliche Sinn, weil es groß und blendend, auch gut und recht geheißen hatte. Die Kirche versöhnte er durch Schadenersatz an das St. Maria-Magdalenen-Kloster zu Basel, das bei dem Angriffe seiner Krieger in Asche gelegt worden war. Seine Mäßigung zog auch Aussöhnung mit seinen welfisch gesinnten Verwandten, dem Grafen Gottfried von Habsburg-Laufenburg, dem Sohne des mittlerweile verstorbenen Grafen Rudolf, und mit dem Bruder seiner Mutter, dem älteren Grafen Hartmann von Kyburg, nach sich. Hochwichtige Folgen gingen daraus für Habsburg hervor.

Graf Hartmann der Aeltere von Kyburg war hochbejahrt und ohne Leibeserben; auch sein gleichnamiger jüngerer Neffe starb (1263), nur eine minderjährige Tochter, Anna, hinterlassend. Das uralte Haus Kyburg ging dem Erlöschen zu. Zwar hatte dazumal, als Graf Hartmann mit seinem Neffen Rudolf in Fehde lag, jener, aus Verdruß und Vorsicht (25. April 1244) sein ganzes Besitzthum dem Straßburger Bischofsstuhle übergeben, und dann von demselben wieder zu Lehen genommen, ein in jenen Zeiten der Unruhe und Unsicherheit sehr übliches Verfahren, um sich aus verworrenen Verhältnissen herauszuziehen und mächtige Schutzherren an sein Interesse zu fesseln. Nun aber der alte Graf seinen Stamm dahin welken sah, sein Neffe sich ihm versöhnt, die dem Kyburger verhaßten waiblingischen Verbindungen theils gelockert, theils aufgegeben, und jetzt stark und herrlich dastand in der Kraft der Jahre und besonnenen Muthes; da hätte Herr Hartmann so gern seinen Namen und seine reichen Güter dem Neffen vererbt, dem ein neues blühendes Geschlecht entsprießen sollte, vor allen fähig und ausersehen, den Kyburger Namen in sich zu verjüngen. Aber jene, in unzeitigem Eifer ausgestellte Urkunde des Grafen Hartmann, durch welche er nicht nur die Erbfähigkeit seiner Nichte, sondern auch, bei deren kinderlosem Hintritte, den Heimfall seiner Güter an Straßburg ausgesprochen hatte, stand seinen jetzigen Wünschen im Wege. Auf gütliche Weise war der neue Straßburger Bischof, Walter von Geroldseck, nicht zur Herausgabe der Urkunde zu bewegen; da fand sich die Gelegenheit zur Strenge. Der Bischof gerieth in Zerwürfnisse mit der Stadt Straßburg; er verließ sie mit dem ganzen Kapitel, bis auf zwei Domherren, und untersagte alle kirchlichen Uebungen im Orte. Man bereitete sich zu Feindselig-

keiten; dem Bischofe half der Erzbischof von Trier. Graf Rudolf kam, von seinem Vetter Gottfried begleitet, der Stadt zu Hilfe, die noch von seinem Vater her ihm anhänglich war, und trat (21. Februar 1261) an die Spitze ihrer Truppen. Mit ihm waren Graf Konrad von Freiburg, des Grafen Heinrich von Fürstenberg Bruder, Graf Heinrich von Welschneuenburg, Domprobst von Basel, und andere Herren und Ritter. Den Bischöflichen ging man hart zu Leibe; bei Hußbergen wurden sie 1262 durch Rudolf's Schwager, Otto von Ochsenstein, geschlagen, und dadurch das Trier'sche Bündniß zersprengt; durch des Grafen Gottfried Beistand wurde Kaisersberg, dann Reichenstein sammt Schöneck genommen. Colmar eroberte man durch List. Der verjagte Schultheiß Rösselmann, mit dem Grafen einverstanden, verbarg sich in einem Fasse und gelangte so in die Stadt. D'rinnen gelang es ihm ein Thor zu öffnen; durch einen, auf einem Spieße empor gehaltenen Strohbrand gab er dem Grafen Gottfried ein Zeichen. Dieser jagte mit seinem Häuflein heran und drang in die Stadt. Es war Nacht; aber durch angezündetes Stroh lichtete man die Finsterniß, und unter dem Geschrei: „Habsburg! Habsburg!" wurde Colmar besetzt. Die Stadt Mühlhausen ging freiwillig über; das Schloß bezwang man nach dreimonatlicher Belagerung. Doch ergaben sich die Feinde nicht um so leichten Preis; sie verwüsteten dem Grafen Rudolf das Wylerthal, und fügten ihm des Schadens genug bei. Gleichwohl gerieth der Bischof in die ärgste Bedrängniß; der Gram stürzte ihn zuletzt in's Grab (1263). Sein Verwandter und Nachfolger, Heinrich, lieh, der langen Fehde müde, der eintretenden Vermittelung ein williges Ohr. Er gab die streitige Urkunde dem Grafen Hartmann heraus, und somit war Rudolf's Hauptbegehren erfüllt, und man schloß Frieden.

Des Grafen Hartmann letztes Stündlein nahete. Die Wehrlosigkeit des Sterbenden machten sich die Bürger der Stadt Winterthur, welcher Kyburg so manches Gute erwiesen, zu Nutze; sie überfielen und brachen die Festung Winterthur auf dem heiligen Berge, die Quadersteine der zerschmetterten Burg nach der Stadt schleppend, um Häuser daraus aufzuführen. Graf Hartmann behielt nur noch Zeit, seinen Neffen zur Vergeltung auffordern zu lassen; dann ereilte ihn der Tod (im Spätjahr 1264). Sein Erbe war Rudolf, der seinen Titeln als Graf von Habsburg und Landgraf im Elsaß, nun auch die Titel und Würden der Grafen von Kyburg hinzufügte. Ihm huldigten alle Ministerialen der ausgebreiteten Herrschaften des erloschenen

Geschlechtes von Kyburg, von Baden, von Turgau, vom Gaster, von Frauenfeld, ferner die durch Kyburger gebauten oder ererbten Städte; auch die von jenen gestifteten oder in Vogtei genommenen Klöster bezeigten ihm ihre Ehrerbietung. Ungeachtet der Theilung, welche die burgundischen Güter von dem Kyburg'schen Erbe gerissen, war dasselbe noch immer reich und herrlich. Es umfaßte den größten Theil des Landes von St. Gallen bis zur Aar, vom Rhein bis an die Gletscher, und mehrte Habsburg's Kraft und Hausmacht ansehnlichst. In Schwaben und im oberen Burgund konnten sich nur die Grafen von Savoyen neben Rudolf stellen.

Rudolf hielt auf Zucht und Ordnung in seinen Landen; er wehrte kräftig den Räubereien, und schützte durch sicheres Geleit die Pilger und Reisenden aus und nach Italien. Selbst Fürsten und mächtige Herren suchten in solchen Fällen seinen Schutz, und Viele verband er sich dadurch zu Gegendienst und Freundschaft. Als 1273 der Erzbischof Werner von Mainz in kirchlichen Angelegenheiten nach Italien ging, gab ihm Graf Rudolf das Geleite, und des Kirchenfürsten Vertrauen und Dankbarkeit, die er sich dabei erwarb, sollten später nicht wenig zu seiner Erhebung beitragen. Gerechtigkeit übte er gegen Hohe und Geringe, im scharfen Gegensatze zu den meisten anderen Herren seiner Zeit, welche Milde und Unparteilichkeit gegen Niedrige als Erniedrigung ansahen, und den Namen eines Beschützers der Bürger und Bauern, den sie dem Grafen Rudolf beilegten, in eine Anklage verwandelten.

Auch neideten ihm Viele das reiche Erbe von Kyburg, und rühmten sich eigener Ansprüche daran durch Verwandtschaft oder Verträge. So der Freiherr Leutold von Regensberg, begütert am Zürichersee, an der Limmat, über dem Rhein und im Gebirge, und ein, wiewohl entfernter Neffe des verstorbenen Grafen Hartmann. Allein wäre er dem Habsburger nicht gewachsen gewesen; darum verband er sich mit mächtigen Freunden. Schon stand Zürich, erschreckt durch einen solchen Bund, im Begriffe, sich ihm in die Arme zu werfen, um vor Gewaltthat sicher zu seyn. Aber des Freiherrn übermüthiges Begegnen erbitterte die kräftige Stadt; da trug sie ihre Hilfe dem Grafen Rudolf an, und freundlich wurde diese angenommen (1265). Räubereien der Tockenburger brachten die Fehde, welche Rudolf's Klugheit eine Weile aufgehalten, zum Ausbruche. Dieser zog vor die Tockenburg'sche Feste Utznaberg, bezwang sie in einer zweiten Belagerung (9. April 1267), und trennte durch diesen Schlag die Tockenburger von dem Regensberg'schen Bündnisse. Dann rückte

der Graf gegen das Regensberg'sche Baldern vor und nahm es durch gelungene Kriegslist. Auch die Feste Wulp, im Turgau, wurde von ihm erstiegen und geschleift. Der Freiherr, außer sich vor Zorn, zog seine ganze Macht an der Limmat und um Zürich zusammen. Die Kriegslist vor Baldern durch eine ähnliche zu rächen, entwarf er einen Plan, wie er den Grafen in einen verderblichen Hinterhalt locken könne. Dieses Einfalles froh, rühmte er sich gegen seinen Narren: jetzt solle dem Habsburger seine große Nase zerschlagen werden. Um diese große Nase zu sehen, ging der Narr nach Kyburg, und als er des Grafen ansichtig wurde, konnte er die spottende Aeußerung nicht zurückhalten: um eine solche Nase zu zerschlagen, bedürfe sein Herr so vieler Mannen nicht. Man ergriff den Narren und erzwang die Wahrheit von ihm. Der Graf benutzte des Narren Aussage, und schlug des Freiherrn Hinterhalt. Bei dem Regensberg'schen Städtchen Glanzberg bediente sich der Graf einer List, ähnlich jener, durch welche der streitbare Friedrich den räuberischen Kuenringer in seine Gewalt gebracht hatte. Er ließ Schiffe auf der Limmat fahren, deren Mannschaft in der Nähe der Burg Nothruf erhob, als drohe ihr Schiffbruch. Gierig nach der reichen Beute, eilte die Besatzung der Burg herab. Derweil überrumpelte der Graf mit einem in der Nähe versteckt gehaltenen Häuflein die Burg und verbrannte die Stadt. Durch eine List anderer Art, indem er seine Leute auf Pferde von derselben Farbe setzte, wie des Freiherrn Mannen ritten, bekam er auch die Uetliburg auf dem Albis in seine Gewalt. Dies und die drohende Stellung St. Gallen's brach des Freiherrn Trotz; durch Vertrag endigte er die Fehde, die ihn arm gemacht.

Doch auch dem Grafen durfte der Friede willkommen seyn, denn nur durch kluges Benehmen im rechten Augenblicke hatte er sich eines gefährlicheren Feindes entledigt, als der Freiherr gewesen. Mit dem Kyburg'schen Erbe hatte der Graf auch dreiundzwanzig Güter in Besitz genommen, welche als Lehen der Abtei St. Gallen, und nach des letzten Kyburger's ausdrücklicher Erklärung, an St. Gallen zurückfallen sollten. Der Abt, Herr Berchtold von Falkenstein, ein rüstiger und lebensfroher Mann, hatte früher einmal sich dem Grafen ungeneigt erwiesen; daher säumte dieser, die Güter herauszugeben, oder die Belehnung einzuholen. Da rüstete der Abt, und der Graf, noch mit der regensbergischen Fehde beschäftigt, wünschte auf anständige Weise den Frieden zu erhalten. Als der Abt eben seinen Namenstag durch ein Bankett zu Wyl feierte, erschien unvermuthet Graf Rudolf als Gast, den Abt in der besten

Stimmung überraschend. Mit dem Becher in der Hand wurden die Streitigkeiten beigelegt, die Lehen angesucht und zugesagt. Ueber der Tafel erzählte der Graf auch die betrübte Mähr, wie zur Fastnachtzeit 1268 die Bürger in Basel mitten in der Lustbarkeit über die Adelichen hergefallen, ihrer viele erschlagen, und die anderen verjagt hätten. Er forderte die versammelten Gäste auf, die Unbill strafen zu helfen, und Alle sagten ihm Beistand zu, besonders der völlig mit ihm ausgesöhnte Abt, der sogleich einen großen Theil jener Mannen dem Grafen zuführte, die er ursprünglich gegen denselben geworben hatte. Heftig ward nun der Stadt Basel und ihrem Bischofe sammt allem Behör zugesetzt, Neuenburg am See belagert, Breisach genommen — der Graf schwamm bei dieser Gelegenheit unerschrocken durch den Rhein — das Münsterthal im Granwald verwüstet, Schloß Werr verbrannt. Basel selbst aber widerstand, und dem Grafen bereitete, trotz seiner siegreichen Züge, die Fehde mancherlei Schaden; denn die Baseler zerstörten Hertenberg und Blodelsheim, und bemächtigten sich der Burg Stein zu Rheinfelden. Die gegenseitigen Verluste stimmten zur Nachgiebigkeit; der Bischof und die Stadt leisteten Schadenersatz, erlegten tausend Mark Silbers, und erhielten Frieden.

Um sich in seiner Stellung und seinem Eigenthume zu befestigen, blieben dem Grafen noch mancherlei Verhältnisse zu schlichten übrig. Um Savoyens Einmischung zuvorzukommen, welches Haus nach allen Seiten hin, namentlich auch in den burgundischen Landen, ansehnlich um sich griff, und so Habsburg's Nebenbuhler zu werden bestimmt schien, schloß der Graf den 8 Sept. 1267 zu Murten mit der gräflichen Witwe, Margaretha von Kyburg, einen ihre Heiratanforderungen betreffenden Vergleich. Aus gleichem Grunde trachtete er, die Vermögensumstände der Erbtochter Graf Hartmann's des Jüngeren von Kyburg (der jüngeren Linie) zu ordnen, da ihre Herrschaften an die waadtländischen des Hauses Savoyen gränzten. Das stark verschuldete Eigen und die Voigteien des Grafen Hartmann waren auf seine Tochter Anna übergegangen; die Mannlehen jedoch fielen theils an das Reich, theils an Schwaben zurück. Zwar hatte der junge König Konradin von Sicilien dem Grafen, dessen weises Benehmen ihm auch die Waiblinger noch immer geneigt erhielt, die Verleihung jener Reichslehen zugesagt, sobald ihm die römische Krone zu Theil würde. Das Henkerbeil aber schnitt Konradin's Zukunft ab, und durch König Richard wurden jene Güter an Savoyen gegeben. Doch König Richard's Ansehen galt im Reiche so wenig, daß die

drei nächsten Verwandten Kyburg's, Graf Rudolf, Graf Gottfried von Habsburg und Graf Hugo von Werdenberg, am 27. April 1271 zu Zürich einen Vertrag schlossen: alle in der jungen Herrschaft von Kyburg befindlichen Reichs- oder schwäbischen Lehen unter sich als Brüder theilen zu wollen, und einander hierin gegen Jedermann, nöthigenfalls auch gegen Anna's künftigen Gatten, Beistand zu leisten. Gräfin Anna nannte jene ansehnlichen Güter ihr Eigenthum, welche, wie Burgdorf, Thun und Freiburg, durch die Zähringer Erbschaft an Kyburg gelangt waren. Aber die Schulden mehrten sich durch Zinsen und übliche Einlagen dergestalt, daß, als Anna 1271 dem Grafen Eberhard von Habsburg, Rudolf's Vetter, ihre Hand reichte, sie und ihr Gatte sich zum Verkaufe großer Besitzthümer an Rudolf entschließen mußten. Lenzburg, Vilmaringen, Sur, Aarau, Mellingen, Zug, Art, Sursee, Kastelen und Hof Grienach vom Gute der Gräfin; Willisau, Sempach, Schwyz, Stanz, Buchß vom Habsburg'schen Gute des Grafen Eberhard, wurden mit Land und Leuten feil; 14,000 Mark Silbers waren der Kaufpreis. Des Grafen Rudolf Säckel hatten nothgedrungene Fehden und Unternehmungen geschmälert; er hätte die Summe aus eigenen Mitteln nicht aufbringen können. Da ging er mit gemüthlichem Vertrauen seine Unterthanen und Gerichtsbefohlenen um freiwilligen Beistand an, und froh und bereitwillig erschlossen diese ihre Truhen dem, der ihnen stets ein gnädiger und gerechter Herr gewesen. Sie brachten die Summe zusammen, und noch zwanzigtausend Maß Getreide über das Erbetene; ein Zeugniß sowohl ihrer dankbaren Liebe für den Grafen, wie ihres Wohlstandes, in welchem derselbe sie begünstigt und beschützt hatte.

Um der gesicherten Stellung seines Hauses auch eine gewinnbringende Zukunft aufzuthun, schloß Graf Rudolf 1270 ein Eheverlöbniß zwischen seinem ältesten Sohne Albrecht und der Tochter des ihm befreundeten Grafen Mainhart von Görz und Tirol, dessen Reichthum und Einfluß dieser Heirat, die in einigen Jahren Statt finden sollte, nicht geringe Aussichten zeigte.

Abermalige Fehde entspann sich mit der Stadt Basel, die auch innen gegen Parteien zu kämpfen hatte. Der Graf machte noch immer Ansprüche auf Entschädigungen von dem früheren Strauße her. Da der Bischof sie ihm weigerte, griff er zum Schwerte. Die Mißvergnügten und Vertriebenen strömten aus der Stadt ihm zu. Um den Ort auf zwei Seiten zugleich zu berennen, schlug der Graf mit großer Schnelligkeit eine Schiffbrücke über den

Rhein, ein in der damaligen Kriegsgeschichte schon außerordentlicher Fall. Das Kloster Grandval, die Vorstadt vor der Kreuzpforte gingen in Rauch auf, zu beiden Seiten des Rheins wurde das Land geängstigt und verheert. Die bischöfliche Burg Tuffenstein wurde geschleift; das Schloß Werr fiel durch Einverständniß in des Grafen Hand. Durch zwei Jahre währte die Fehde mit Basel; schwerer Nachtheil traf den Bischof und die Bürger, denn viermal hatte während dieser Zeit der Graf vor der Stadt gelegen. Endlich ward es ihnen zu viel; sie verhandelten wegen eines Waffenstillstandes, und dieser kam vom 22. September bis 16. October 1273 zu Stande, mit der Aussicht auf völligen Frieden. Und siehe, der Friedensbote erschien. Herr Friedrich von Hohenzollern kam an, die Kunde bringend, daß am St. Michaelstage 1273 von den zu Frankfurt versammelten Kurfürsten der Graf Rudolf von Habsburg und Kyburg zum römischen Könige erwählt worden sey.

Am wärmsten hatte für Rudolf gesprochen der Erzbischof Werner von Mainz. Er hatte des Grafen edlen und kräftigen Sinn kennen gelernt, als dieser ihm, auf seiner Reise nach Italien, sicheres Geleite gab. Doch die wärmste Empfehlung bei dem Erzbischofe hatte der Graf von einer Seite gefunden, wo er sich ihrer nicht versehen. Mehre Jahre früher (wahrscheinlich zwischen 1263 — 1268) begegnete der Graf Rudolf, von der Jagd heimkehrend, einem Priester. Einem Sterbenden sollte derselbe die letzte heilige Wegzehrung bringen; doch die angeschwollenen Bergwässer hemmten seinen Gang. Der Graf gab dem Priester sein Pferd, um über den Bach den Leib dessen zu führen, durch den er selbst Leben und Würden und alles irdische Gut zu Lehen trage; auch nahm er später das Roß nicht zurück, „das seinen Schöpfer getragen.“ Derselbe Priester soll nachmals Caplan bei dem Erzbischof von Mainz und nicht müde geworden seyn, die christliche That des Grafen zu rühmen, und seines Gebieters Stimme ihm zuzuwenden. Die anderen Wahlfürsten, welche für Rudolf stimmten, waren der Erzbischof Siegfried von Köln, aus dem Hause Westerburg; Heinrich von Vinstingen, Erzbischof zu Trier; dann Ludwig, genannt der Strenge, Herzog von Baiern und Pfalzgraf bei Rhein, der in eifersüchtiger Wuth einst das Blut einer schuldlosen Gattin vergossen, und dem seit jenem finstern Tage das Leben freudenlos dahinfloß in einem schwülen Traume der Gewissensangst und Liebestrauer; Albert II., ascanischer Herzog zu Obersachsen, dem nachmals sogenannten Kurkreise; er führte die Wahlstimme des Erzmarschalls gemeinsam

mit seinem Bruder Johann I. von Lauenburg (Niedersachsen), den er bei dieser Gelegenheit vertrat. Die Erzkämmererwürde zu Brandenburg bekleidete Markgraf Johann II. aus ascanischem Hause. Ottokar, der Böhmenkönig, war nicht auf dem Reichstage erschienen, aus Gründen, die wir kennen lernen werden.

Der Reichs-Untermarschall, Heinrich III. von Pappenheim, wurde von den Kurfürsten nach Basel gesendet; er sollte dem neuen römischen Könige, Grafen Rudolf von Habsburg, die Kunde seiner Erwählung überbringen. Doch den Burggrafen Friedrich trieb die Freude, dem Pappenheimer zuvorzukommen. Er brachte dem Grafen die Nachricht zuerst. Sie verbreitete sich mit reißender Schnelligkeit in der Umgegend. Der Bischof von Basel brach in die grämlichen Worte aus: „Lieber Herrgott, sitz' fest auf Deinem Throne, sonst erklimmt Rudolf auch den!" An die Fehde wurde nun nicht weiter gedacht; der König war nur da zum Schützen und Erhalten. Die Stadt Basel öffnete ihre Thore, empfing das neue Reichsoberhaupt mit freudigem Jubel, zahlte bereitwillig ihren Beitrag zu den Krönungskosten, und Friede und Einigkeit lös'ten die alte Zwietracht ab. Von Basel zog der neue König der Deutschen nach Frankfurt. Hier schlossen sich die Kurfürsten und viele schwäbische und rheinische Herren ihm an, und begleiteten ihn in die alte Krönungsstadt Aachen. Zwanzigtausend Kriegsleute und darüber schlossen den Zug, dessen bunter Strom in einer Länge von mehr als drei Meilen wogte. Zu Mainz überlieferte der Erzbischof die noch übrigen, seit Richard's Tode dort aufbewahrten Reichskleinodien. Dann ging es nach Aachen zur Krönung. Sie fand Statt den 24. October, im Angesichte einer ungeheueren Menschenmenge. Ueber zweimalhunderttausend sollen zugegen gewesen, mehr denn tausend im wilden Gedränge erstickt seyn.

Als üblichermaßen die Belehnungen ertheilt werden sollten, fehlte es an einem Scepter. Schon glaubte man, die Ceremonie werde unterbleiben müssen, als der König ein Crucifix vom Altare nahm, es küßte und mit den Worten: „dieses Zeichen, das der ganzen Welt Erlösung gebracht, kann wohl auch als Scepter gelten!" die Belehnungen ertheilte.

Ein Ereigniß von tiefem prophetischem Sinne! Habsburg-Oesterreich's Scepter sollte gleich im Beginne sich auf das Innigste mit dem Kreuze vermälen, dem Zeichen des Heils und des Glaubens, und wie schon Rudolf's erste Handlung königlicher Gewalt sich unter dieses heilige Symbol stellte, so wurzelte seitdem Habsburg's Thron fort und fort in der höchsten Idee des

Christenthums, in der Gewalt der Majestät und der Demuth der Liebe. Nie haben Rudolf's erlauchte Nachkommen das heilige Zeichen aus der Hand gegeben, das ihnen der Ahnherr als Scepter vererbte.

Jubel und Freude erweckte König Rudolf's Erwählung im weiten deutschen Reiche, denn seine Kraft, sein weiser und gerechter Sinn waren Allen bekannt, und mit Recht hofften die Besseren von ihm, daß er der Räuberei und Willkür, der Unordnung und Zerrissenheit, die von Deutschland Besitz genommen, ein Ende machen werde. Des Kölner Bischofs wohlmeinendes Wort: „Rudolf sey gerecht, weise und muthig, und bei Gott und den Menschen beliebt," sprach zugleich die Ueberzeugung des gesammten Deutschlands aus. Doch war nicht Allen mit der wiederkehrenden Ordnung gedient. Ein schwacher König ohne Kraft und thätigen Einfluß, eine bloße Figur in den Reichsförmlichkeiten, wäre Vielen lieber gewesen, die in dem bisherigen Umsturz der Verhältnisse ihre Rechnung gefunden hatten. Die Redlicheren wünschten die Macht des Reichsoberhauptes aus Gründen anderer Art beschränkt. Die Herrschaft der Hohenstaufen hatte sie bedenklich gemacht, und so begegnete sich das Mißtrauen Derer, die es ehrlich meinten, mit den selbstsüchtigen Absichten der minder Reinen zufällig auf Einem Wege. Der neue römische König mußte sich daher eidlich verbindlich machen, ohne die Willebriefe der Kurfürsten künftig keine Reichsgüter zu veräußern. Auch wies die von ihnen beantragte Reform des römischen Reiches deutlich auf Zurückforderung der von Ottokar erworbenen deutschen Provinzen hin, dessen immer weiter um sich greifende Macht theils Eifersucht, theils Besorgniß erregen mußte.

Ottokar hatte zwar früher die römische Krone ausgeschlagen, weil sie ihm eher eine Schwächung, denn eine Vermehrung seiner schon bestehenden Macht und seiner gesammelten Reichthümer zu bedingen schien; aber die Wahl Rudolf's, eines Mannes von Kraft und Entschiedenheit, dessen mäßige Hausmacht ihn auf eine Vergrößerung derselben bedacht machen mußte, lag gleichwohl nicht in Ottokar's Plane. Da nun die vom Pfalzgrafen Ludwig ausgeübte Wahlstimme zwischen diesem und seinem Bruder, dem Herzoge Heinrich, noch streitig war, so ließen sowohl Letztere, wie auch der Böhmenkönig, sogleich eine Protestation gegen die getroffene Wahl einlegen, und Ottokar zog jetzt die Anerkennung des früher verschmähten Alfons vor.

Diese Spannung zwischen Ottokar und dem erwählten Reichsoberhaupte erfüllte die Unzufriedenen in den, Ottokar's Scepter unterworfenen Ländern, mit Freude und Hoffnung. Sie säumten nicht, den neuen römischen König zu Feindseligkeiten gegen Ottokar zu ermuntern, und versprachen alle mögliche Hilfe. Der unruhige Philipp von Kärnten stand dabei obenan, wenn auch Ottokar durch Uebertragung der obersten Verwaltung Kärntens den grollenden Gegner zu beschwichtigen versucht hatte. Philipp ruhte nicht, bis König Rudolf ihm Kärnten zu Lehen gab. Auch Ottokar's alter Feind, Boresch von Riesenburg, der vor zwanzig Jahren seinen Haß im Kerker gebüßt, aber in Ketten wie als freier Mann ihn ungeschwächt im Busen bewahrt, trat drohend dem Böhmenkönig entgegen. Arglist im Gemüthe, kehrte er zu Ottokar nur zurück, um unter dem Deckmantel der Treue seinem Opfer näher zu seyn. Den Gegnern Ottokar's trat auch der, seiner Schirmvoigtei untergebene Erzbischof von Salzburg, Herr Friedrich von Walchen, Graf von Leonberg, bei. Das von Ottokar's starker Hand oftmals gebeugte und verwundete Ungarn sah mit Ungeduld dem Tage der Vergeltung entgegen, und so überzeugt war es von dem Verderben des Feindes, daß der am ungarischen Hofe allvermögende Ban, Joachim Pectari, vom Könige Rudolf im voraus eine böhmische Provinz für sich ansprach.

So zog sich das Gewitter immer schwerer und dunkler über Ottokar's Haupte zusammen. Alles, was ihm drohte, sah er wohl nicht, und was er sah, mochte der muthige König nicht fürchten. Noch ruhte seine Hoffnung auf dem Papste Gregor X., dessen Huld ihm, dem immer gehorsam befundenen Sohne der Kirche, verbürgt schien. Der dringende Wunsch des Papstes, durch das auf den 1. Mai 1274 nach Lyon berufene Concilium die Christenheit zu einem neuen allgemeinen Kreuzzuge zu waffnen, mußte dem kriegerischen Ottokar neue Wichtigkeit in den Augen des römischen Stuhles verleihen. Doch des römischen Königs Willfährigkeit war dabei noch unerläßlicher, und dem Papste war daher das schwierige Ziel gesteckt, die beiden Könige, welche in Hauptsachen einander widerstrebten, durch Schonung und Vorsicht für einen gemeinsamen Zweck zu gewinnen, zugleich aber auch der Kirche bei dem deutschen Reichsoberhaupte diejenigen Rechte zu sichern, welche die Hohenstaufen mit so vieler Kühnheit und Hartnäckigkeit bestritten hatten. König Rudolf's Mäßigung kam dem Papste in letzterer Beziehung bereitwillig entgegen. Er sah ein, daß, wie Zeit und Verhältnisse sich

seitdem umgestaltet, Manches nachgegeben werden müsse, was frühere Kaiser in Beziehung auf Rom durch verderbliche Kämpfe durchzusetzen vermeint hatten. Der Friede seiner Völker däuchte ihm ein schönerer Gewinn, als die unzeitige Ausbreitung seiner eigenen Macht; darum ließ er durch seinen Bevollmächtigten, den Kanzler Otto, Propst von Speier, nicht nur dem Papste alle von den früheren Kaisern und Königen gemachten Schenkungen, namentlich auch die von Otto IV. und Friedrich II. ertheilten und dann zurückgenommenen, neu bestätigen; sondern auch in seinem Namen allen Ansprüchen auf die Städte und Gebiete von Bologna, Ravenna, Imola, Rimini, Urbino, die Mark Ancona ꝛc. entsagen, und geloben, daß er die Papstwahl frei lassen und auf das sogenannte Spolien- und Regalien-Recht der Kaiser verzichten werde. Damit war der Papst zufrieden, doch verschob er die förmliche Anerkennung des Königs Rudolf noch drei Monate lang, hoffend, daß binnen dieser Frist Ottokar von seinen Einreden, Alfons der Castilier von seinen Ansprüchen abstehen werde. Dem Könige von Böhmen ließ er dringend anempfehlen, sich in dieser Streitigkeit der Entscheidung des apostolischen Stuhles zu unterwerfen, da das so lange ohne Oberhaupt gebliebene Reich eines kräftigen Lenkers gar sehr bedürfe. Dabei blieb der vorzunehmende Kreuzzug ein Hauptaugenmerk des Papstes, das ihm ein Ende aller Fehden unter den christlichen Fürsten und Herren zu doppelt unerläßlichem Ziele machte. Ottokar, begierig, die Gesinnungen des römischen Stuhles sich geneigt zu erhalten, zeigte sich willfährig; er versprach, den angetragenen sechsjährigen Frieden zu beobachten, und nach vier Jahren — denn solcher Frist bedürfe er zu gehöriger Rüstung — in Person mit der ganzen Fülle seiner kriegerischen Kraft zur Eroberung des heiligen Grabes auszuziehen. Nach geschehenem Kreuzzuge möge dann der Papst, durch die beizubringenden Urkunden unterstützt, zwischen dem Könige Rudolf und ihm entscheiden, bis dahin aber beiden Theilen den Frieden zur Pflicht machen. Auch wolle der Papst die im böhmischen Reiche und in Polen zu sammelnden Beiträge für den Kreuzzug, ihm zu seinen Rüstungen anheimstellen. Der Papst belobte Ottokar's Entschluß als eines christlichen Königs und Helden würdig; doch suchte er der unmittelbaren Entscheidung zwischen den beiden Königen sich zu entziehen, indem er mündlich, ohne schriftliche Vollmacht, den Olmützer Bischof Bruno zu seinem stellvertretenden Schiedsrichter zwischen den Königen Rudolf und Ottokar machte. Ein solcher Schiedsmann konnte wohl

dem Letzteren, nicht aber dem Reichsoberhaupte und den Wahlfürsten genügen.

Die von den Reichsständen bei Rudolf's Erwählung deutlich beantragte Zurückforderung der von Ottokar erworbenen deutschen Provinzen, mochte dem römischen Könige diesfällige Maßregeln zur Pflicht; Ottokar's Trotz mochte Rudolf's Entschlüsse beschleunigen. Als daher Letzterer (4. August 1274) zu Hagenau dem Erzbischofe von Salzburg und den Bischöfen von Passau und Regensburg die Regalien reichte, sagte er ihnen die Rückgabe aller Besitzungen zu, die Ottokar in Oesterreich, Steiermark und Kärnten an sich gerissen; mit den Herren und Städten dieser Länder sollten sie berathen, wie solche an's Reich zurückzubringen wären. Später versprach er ihnen auch noch, daß sie und ihre Vasallen Alles, was sie den Anhängern Ottokar's entreissen würden, vorläufig für sich behalten, für jeden Verlust, der sie dadurch beträfe, entschädigt, gegen jede Verantwortung geschützt werden sollten. Ferner wurde auf König Rudolf's erstem Reichstage zu Nürnberg (19. November) von der Fürstenversammlung beschlossen: 1. Der römische König solle von allen, seit Kaiser Friedrich's II. Excommunication dem Reiche anheimgefallenen Gütern Besitz ergreifen, eine Maßregel, welche sämmtliche Verleihungen und Handlungen des Königs Richard der Giltigkeit beraubte; 2. jeder Vasall, der binnen Jahr und Tag die Belehnung über seine Herrschaften nicht einhole, solle derselben verlustig seyn; 3. der Pfalzgraf sey Richter, wenn der König Rechtsfragen gegen einen Vasallen stelle; 4. daher habe der Pfalzgraf Ludwig den König von Böhmen, der über Jahr und Tag seit König Rudolf's Krönung die Belehnung weder angesucht, noch empfangen, auf den 23. Januar 1275 nach Würzburg vor sein Gericht zu laden, und es genüge dabei die Publicirung des Vorladungsschreibens in den zunächst bei Böhmens Gränzen gelegenen Städten der Oberpfalz.

Wohl sprach sich in diesen Beschlüssen eine nicht geringe Eifersucht und Bitterkeit der deutschen Stände gegen den mächtigen und reichen Ottokar aus, und dieser sah gar deutlich, wie all' diese Verfügungen ihm nach seinen Kronen und Gütern zielten. Von der Vorladung nahm er keine Notiz; dagegen hauchte er seine ganze Empfindlichkeit in ein Schreiben, das er am 9. März 1275 an den Papst richtete. Er habe, schrieb er, sich dem Ausspruche des vom Papste beauftragten Schiedsrichters zu unterwerfen alle Willfährigkeit gezeigt, nicht so sein Gegner, der ihn in seiner Ehre und seinem Besitzthume feindselig

angreife, der Kläger und Richter in einer Person, und Männer zu Richtern verordne, die noch mehr, als er selbst, Partei in der Sache seyen, und von denen alle gehäßigen Einschläge gegen ihn ausgingen. Der Papst möge den Gewählten von so unbilligem Verfahren abmahnen, und auf Beobachtung des vom Concilium anempfolenen, sechsjährigen allgemeinen Friedens dringen. Nicht die Furcht lasse ihn solche Bitte thun, denn mit Gottes Hilfe werde er der Macht seiner Gegner zu begegnen wissen; aber die Sache des heiligen Grabes, des beschlossenen Kreuzzuges wolle er nicht darunter leiden sehen. — Den Kreuzzug betrieb Ottokar mit allem Eifer; doch gebot er, bis jene übrigen Streitigkeiten entschieden seyn würden, mit Abführung der für den Zug in seinem Lande gesammelten Beiträge außer Landes, inne zu halten. Auch zog er durch eine Gesandtschaft an Bendocdar, den mächtigen Sultan von Babylon und Egypten, Nachricht über die Zustände in Paläſtina ein, um durch genaue Kenntniß der Dinge sein Uebergewicht zu behaupten.

Den Papst hielten Hochachtung für Rudolf's große Eigenschaften und zugleich wohlbegründete Vorsicht von entscheidender Einmischung ab; er sah ein, daß das Reich, zu seinem und der Kirche Heile, in seiner durch Rudolf verjüngten Kraft mehr unterstützt, als beirrt werden müsse. Auch nahm des römischen Königs frommer Sinn ihn noch besonders ein. Für Ottokar hatte er sonach keinen anderen Beistand, als Ermahnungen, sich mit dem Könige Rudolf friedlich zu vertragen. Dies war freilich nur durch bereitwillige Abtretung der für das Reich angesprochenen Länder möglich, und ein solcher Schritt lag nicht in Ottokar's Sinne. Immer näher schloß sich der römische Stuhl der Sache des römischen Königs an, und zweimal wurde Rudolf durch den Papst vor den Anschlägen Ottokar's und seines Anhangs in Italien gewarnt, wo freilich der Einfluß des eroberungslustigen Ottokar dem römischen Stuhle gefährlicher däuchen mochte, als jener des römischen Königs, der den Papst wegen Italiens ausdrücklich beruhigt hatte. Am 2. Mai 1275 schrieb der Papst an Ottokar: er wolle zwar den Frieden zwischen ihm und dem Könige Rudolf noch vermitteln, hoffe auch, daß Letzterer die Vermittelung annehmen werde; doch dürfe und wolle er die Reichssatzungen nicht ändern und den König Rudolf nicht verhindern, zu fordern, was dem Reiche gehöre.

Den Reichstag zu Augsburg (15. Mai 1275), auf welchen Ottokar abermals vorgeladen worden, beschickte dieser zwar durch Abgeordnete; doch vergrößerte dies nur den Bruch. Sein Gesandter, der Bischof Bernhard

von Seckau, begann hier am unrechten Orte gegen die Richtigkeit der Wahl Rudolf's, und von dem früher gegen denselben verfügten, nicht förmlich zurückgenommenen Kirchenbanne zu sprechen. Da er sich dabei der lateinischen Sprache bediente, so fiel ihm der König Rudolf in's Wort: er möge lateinisch reden unter Priestern, hier vor und mit ihm aber deutsch, damit Deutsche es verstünden. Sein Einwurf brachte den vorher zurückgehaltenen Unmuth der versammelten Reichsfürsten ob des Bischofs Hindeutungen auf den Kirchenbann und die Unrichtigkeit der Wahl, zum Ausbruche. Der jähzornige Pfalzgraf war nahe daran, Hand an den Sprecher zu legen; doch der König wehrte dem hitzigen Manne und ließ am anderen Tage die Gesandtschaft sicher an Böhmens Gränzen zurück geleiten.

Dieser Vorfall und die fehlgeschlagene Hoffnung auf den päpstlichen Beistand, riß Ottokar über die Gränzen der vorher bewiesenen Mäßigung hinaus. In einer öffentlichen Protestation appellirte er von dem Papste, den er parteiisch nannte, an ein künftiges Concil, und brach alle Verbindung mit dem römischen Stuhle ab. Jetzt konnten gewaltsame Entscheidungen nicht mehr ausbleiben.

Von Seite des Reiches wurde der Burggraf Friedrich von Nürnberg als Herold an Ottokar gesendet, ihm zu melden, daß über ihn, als ungehorsamen Reichslehensfürsten, durch das Urtheil der Stände die volle Reichsacht ausgesprochen worden, und daß er aller seiner Würden, Rechte und Besitzungen im Reiche, folglich auch des Erbes von Böhmen und Mähren, verlustig erklärt sey. Doch gestattete ihm der König Rudolf, die Reichssatzungen ehrend, Jahr und Tag, binnen solcher Frist durch geeignete Gründe die Acht zu lösen, und die Entscheidung seiner Sache von einem neuen Reichstage zu erwarten. Ottokar soll heftige Antwort gegeben, sich auf die Befehle und Aufträge verschiedener Päpste berufen haben, auf deren dringendes Flehen er die erworbenen Lande durch vierundzwanzig Jahre gegen die Horden der Ungarn, Kumanen und Tataren vertheidigt habe, mit seinem und seiner Unterthanen Herzblute, so daß der Besitz der also geschirmten Güter ihm von Gott und Rechts wegen gebühre. Auch auf sein, durch König Richard's Belehnung erlangtes Recht mochte er sich berufen, lauter Gründe, deren Giltigkeit das Reich anfocht, und so ritt der Reichsherold wieder davon, ohne daß die Aussichten friedlicher geworden waren.

Ottokar ließ seinen Gegner ungekränkt ziehen; aber jetzt galt es, dem heranbrausenden Gewitter mit aller Kraft zu begegnen. Seiner Vasallen und

Untergebenen viele wankten in ihrer Treue, manche trugen ihren Haß offen zur Schau. Das wußte er; darum war sein Sinn darauf gerichtet, zu schrecken und zu ermuntern, je nachdem die Gesinnungen für oder gegen ihn waren. Schon zählte König Rudolf in des Böhmenkönigs Landen einen starken Anhang; Viele hielten ihm ihre Burgen geöffnet. Nur der Bischof von Seckau hielt unerschütterlich zu Ottokar. Schon im December 1274 kam Ottokar in Person nach Oesterreich, die Treuen zu bestärken, die Wankenden zu stützen, die Abtrünnigen zu zerschmettern. Feuersbrünste verheerten im kommenden Frühjahre die Wiener Stadt. Ottokar sprach sie, denn sie war durch fünfundzwanzig Jahre ihm unverbrüchlich treu gewesen, auf volle fünf Jahre frei von allen Steuern und Strafgeldern; schenkte den Bürgern zur Beihilfe einen Wald; hob, ebenfalls auf fünf Jahre, alle Handwerker-Innungen oder Zünfte, mit alleiniger Ausnahme der Münzgenossen, auf, wodurch den Bürgern ungehinderte Erlaubniß ward, sowohl die Eßwaaren herbeizuschaffen, als auch andere Handelsartikel zu führen, und schrieb einen öffentlichen Jahrmarkt auf sechs Monate aus, auf welchem Alles, je nachdem es den Bürgern nützlich und frommend scheinen mochte, verkauft werden durfte. Er erweiterte die theilweis eingeäscherte Stadt und machte sie, bei dem bevorstehenden harten Kampfe, durch neu angelegte Festungswerke wehrhaft. So suchte Ottokar, für die hereinbrechende Fehde, Menschen und Mauern zu befestigen, und während er in Oesterreich die Einwohner durch Vortheile an sich zog, thürmte er zugleich Wälle und Steine um sich auf, um Lebendes und Todtes zu seiner Vertheidigung zu gewinnen. Den Steyrern gab er in Milota von Diedicz einen neuen Landeshauptmann. Er erstieg und brach die Burgen der Anhänger König Rudolf's, und nahm ihre Kinder zu Geiseln; der Adel und der Clerus mußten ihm neuerdings Treue zuschwören. Den Erzbischof von Salzburg, dessen er bisher geschont, hoffend, ihn für sich zu bekehren, lud er nach Oesterreich zu Zwiesprach und Verhandlung. Der erschien, versicherte aber vorher noch den römischen König seiner unwandelbaren Treue. Als er jedoch sich unbeugsam zeigte, ließ Ottokar ihn als Feind behandeln. Milota von Diedicz fiel in das salzburgische Gebiet ein, nahm Friesach, verheerte mehre Plätze, und schädigte das Erzbisthum um 40,000 Mark. Das schreckte Alle, welche in der Treue zu Ottokar gewankt, oder sich ihm feindselig erwiesen; der Groll ob des erlittenen Verlustes wurde verbissen, sie heuchelten Reue und Unterwerfung, und der Erzbischof schien von allen Seiten verlassen. Doch

war es nur Furcht, was die Gemüther beugte; innerlich wüthete der Haß gegen Ottokar nur um so verderblicher, und wartete seiner Zeit, um hervorzubrechen. Der Boden unter Ottokar höhlte sich, ohne daß er es ahnete. Vergebens suchte er das mächtige Ungarn in sein Interesse zu ziehen. Dort hatte König Rudolf's Einfluß schon gesiegt, indem derselbe den minderjährigen König Ladislaw und dessen Bruder, den Herzog Andreas von Slavonien, zu Söhnen aufnahm, eine damals übliche Form enger Verbindung, und zugleich Letzterem eine seiner Töchter verlobte, auch den ungarischen Magnaten alle Vortheile verhieß, welche das deutsche Reich nur füglich gewähren könne. Am längsten hielt der Herzog Heinrich von Baiern bei Ottokar aus. Er ertrug sogar die deshalb über ihn verhängte Reichsacht. Doch endlich zogen Drohungen und Versprechungen auch ihn zur Reichspartei zurück; er huldigte dem römischen Könige und empfing von ihm die Lehen. Seinem Sohne Otto gab Rudolf seine Tochter Katharina zur Ehe, und als Unterpfand für den Brautschatz das Land ob der Enns. Die furchtbare Majestät der römischen Königsgewalt schreckte und lähmte die Uebrigen. Selbst von seinen alten Bundesgenossen, den Markgrafen von Meissen und Brandenburg, durfte Ottokar sich nur den negativen Vortheil der Neutralität versprechen; nur einige Herzoge des, in kleine Herrschaftsgebiete zerklüfteten Schlesiens versprachen Hilfstruppen; die in der Lombardie für Ottokar bestimmte Partei wollte nicht früher öffentlich auftreten, bevor der Böhmenkönig sich bereits kriegerischer Erfolge zu rühmen habe.

So mißlich standen mit einem Male des mächtigen Ottokar's Angelegenheiten, und jetzt zeigte sich, daß an seiner Herrschaft häufig die Furcht mitgebaut hatte, die nun, sich ermannend, das stolze Gebäude der Macht ohne festen Halt zurückließ. Doch wie Ottokar mit dem Hasse, so hatte Rudolf mit der Trägheit und Unlust seiner Lehensmänner zu kämpfen. Die alten Reichssatzungen hatten, wenn nicht den Namen, doch ihre Natur geändert; unter schwachen oder zwiespaltigen Regierungen hatte der Heerbann, jenes strenge Mittel der Reichseinheit, seinen Einfluß verloren; ihm gehorchte nur noch, wer bei dem Kampfe seine Rechnung zu finden hoffte. Die schwäbischen Grafen weigerten dem Reichsoberhaupte mit trotziger Gleichgiltigkeit ihren Beistand, und Andere verstanden sich höchstens zum Scheine der Thätigkeit, oder sie beriefen sich darauf, daß, nachdem sie das Kreuz genommen, sie jedes weiteren Waffendienstes und jeder anderen Gerichtsbarkeit, außer jener

des heiligen Vaters, enthoben wären. Nur seine, in solchem Verhältnisse geringe Hausmacht und einige Getreue und Freunde standen dem Könige Rudolf zur Verfügung, und mit so unscheinbaren Mitteln sollte er dem gewaltigen, so oft siegreichen Ottokar gegenübertreten. Alles stand auf dem Spiele; denn gelang es dem Reichsoberhaupte nicht, die ausgesprochene Acht durch schnelle und entscheidende Unterwerfung des Widerstrebenden zu bethätigen, erlitten die Reichswaffen eine Niederlage, so war vorauszusehen, daß alles heimliche Mißvergnügen, welches durch Rudolf's Kraft bisher niedergehalten worden, sich keck und hartnäckig wieder erhob, und um die Würde des Reiches, um den ehrfurchtgebietenden Zauber des deutschen Königthumes war es dann auf lange geschehen. Doch Rudolf's sicherer Blick bemächtigte sich der Gefahr um so sicherer, je weniger er sie verkannte. Schnelles, überraschendes Handeln mußte den Mangel ausgiebiger und nachhaltiger Mittel ersetzen, und dieselbe Gewandtheit, die den Grafen von Habsburg so häufig zum Sieger über das beharrliche Basel und über andere Gegner im Schweizerlande gemacht, sollte jetzt auch dem Könige von Deutschland den Sieg über den mächtigsten und furchtbarsten aller Gegner erringen.

Mit List mußte begonnen werden, was mit Ausdauer durchgeführt werden sollte. König Rudolf entwarf den Plan, die Lande des Gegners gleichzeitig von verschiedenen Seiten anzugreifen, und so dessen Macht zu theilen. Vorerst sollte der Burggraf von Nürnberg die Gränzburgen und Pässe Böhmens, die seinem Gebiete zunächst lagen, in seine Gewalt zu bringen trachten. Der König selbst und der Pfalzgraf Ludwig wollten dann vom Rheine her mit der Hauptarmee über Nürnberg und Eger in Böhmen einbrechen und auf Prag losgehen. Kärnten, Krain und Steyermark sollte der Graf Mainhart von Tirol besetzen, Rudolf's ältester Sohn, der Graf Albrecht, zu der Heermacht des Erzbischofs von Salzburg stoßen, und von dort aus in Oberösterreich vordringen. Der Ungarnkönig Ladislaw hatte sich verpflichtet, Niederösterreich mit einem Heere zu überschwemmen, und leichtes Kriegsvolk durch Mähren nach Böhmen vorzurücken. Von Nürnberg aus, wo der König Rudolf sich in den letzten Tagen des Monats August (1276) aufhielt, führte derselbe seine Truppen vorwärts bis Amberg. Als aber nun auch der Herzog von Baiern zu ihm überging, schwenkte er unerwartet aus Franken und Oberpfalz nach der Donau ab, stand schon am 15. September im Lager am Isarflusse, und fiel von da aus am 24. über Passau in

Oberösterreich ein. Diese überraschenden Wendungen verrückten Ottokar's Kriegsplan gänzlich. Der Treue des baierischen Herzogs Heinrich zu unbedingt vertrauend, hatte er den Hauptpaß seines Reiches, das obere Donauthal, zu decken für überflüssig gehalten, nur in die festen Plätze Besatzungen gelegt, so daß, als jener Bundesgenosse von ihm abfiel, dieser ganze Landstrich seinen Gegnern offen stand. Er hatte mit Zuversicht vermeint, der erste und heftigste Stoß der feindlichen Macht müsse Böhmen treffen, sein Heer deshalb auf der Hochebene bei Tepl aufgestellt, von wo er die Pässe von Taus und von Eger mit schützender Hand umfaßte. Nun aber sah er Böhmen weit vom Kriegsschauplatze weggeschleudert; denn Rudolf drang mit seiner Hauptmacht ungehindert in Oesterreich vor, und die Plätze Linz, Wels und Steyer, welche Ottokar durch Heinrich von Baiern geschirmt wähnte, begann ebenderselbe jetzt für Rudolf zu erobern; während im Süden der Graf Mainhart von Tirol sich ohne Widerstand ausbreitete. Mit dem Könige Rudolf zogen viele geistliche und weltliche Reichsstände; auch der ruhelose Geist des Unfriedens, Philipp von Kärnten, hatte nicht auf sich warten lassen. Die Großen und Mächtigen in Steyermark und Kärnten, so die Grafen Ulrich von Heunburg und Heinrich von Pfannenberg, dann die Herren Wulfing von Stubenberg, Herrand von Wildon, Hartneid von Stadecke, Otto von Liechtenstein und noch Andere hatten beim Vordringen des Reichsheeres sich für den römischen König verbündet, und thaten seinen Truppen alle Pässe und Festungen auf. Nur in Graz erwehrte sich Milota von Diedicz, der Landeshauptmann der Steyermark, ausdauernd und unerschrocken der feindlichen Uebermacht. Die Reichsacht und der Kirchenbann, womit der Erzbischof von Salzburg Alle bedrohte, welche dem Böhmenkönige Beistand und Gehorsam leisten würden, schüchterte die übrigen Anhänger Ottokar's ein. Die festen Plätze Enns, Ybbs, Tuln, ergaben sich ohne Schwertstreich. Am 17. October erschien Rudolf's Vortrab in der Ebene vor Wien. Doch diese Stadt, vor Allen ihr Bürgermeister, der thatkräftige Rüdiger Paltram, war dem Könige Ottokar eifrig ergeben. Er hatte die Stadt Wien bedeutend erweitert, sie oft durch Feste und prächtige Bauten verherrlicht, in Tagen der Noth sie aufgerichtet und ihr Hilfe gebracht. Hatte er anderwärts Furcht gesäet und Haß geerntet, so sollte ihm hier aus der Saat des Wohlthuns die Frucht der Treue reifen. Vergebens ward Wien von dem Reichsheere aufgefordert; die Bürger achteten nicht des Mangels und des Dranges der

Belagerung, und Paltram schürte unermüdet die Flamme des Muthes, wie enge auch die Stadt eingeschlossen, und alle Zufuhren abgeschnitten wurden. Wie auf Wien, so bauete Ottokar hauptsächlich auch auf das befestigte Klosterneuburg, das ein starker Thurm, wegen seines engen Zugangs die Hundskehle genannt, kräftig wahrte. Diese Burg sollte Ottokar's Uebergang über den Strom decken, wenn er Wien zu Hilfe kommen würde. Aber eine gelungene List des Gegners beraubte ihn dieses Stützpunktes. Ottokar hatte seinen österreichischen Landeshauptmann, den Bischof Bruno, abgesendet, daß er die Besatzung in Neuburg zu fernerem kräftigen Widerstande ermuthige und die weiteren Plane des Feldzuges, besonders des Donauüberganges, bespreche. Vergebens ließ der Pfalzgraf Ludwig dem Abgesandten auflauern; der Bischof wurde gewarnt und entging der Gefahr. Da näherte sich der Pfalzgraf, den mißglückten Anschlag durch einen neuen verbessernd, den Mauern Neuburgs, gab vor, ein Begleiter des Bischofs Bruno zu seyn, und begehrte Einlaß. Die getäuschten Wachen ließen die Brücke herab, schnell sprangen die Krieger herbei, die der Pfalzgraf in der Nähe verborgen, bemeisterten sich des Eingangs und überrumpelten den Platz. Der Verlust dieser Feste schlug dem Könige Ottokar eine schwere Wunde. Seinen Gegnern fielen dadurch Vorräthe auf zehn Tage in die Hände, und Wien war völlig blosgestellt. Schon an vier Wochen trotzte diese Stadt der Belagerung; eine Burg innerhalb und vier Burgen außerhalb der Mauern deckten sie mit einem steinernen Harnische, doch dem Mangel und dem Hunger war damit nicht geholfen. Rudolf drohte alle umliegenden Weinberge zu zerstören, die Landhäuser in Asche zu legen, und nicht eher von der Belagerung abzustehen, bis die bittere Noth die starren Thore öffne, wo dann eine allgemeine Plünderung den bewiesenen Trotz züchtigen solle. Diese Kunde versetzte die Bürger in Schrecken und Verzweiflung; auf dem Freithofe zu St. Stephan vor des Bürgermeisters Hause rotteten sie sich zusammen; sie wollten ihn und die Seinigen umbringen, wenn er die Stadt nicht übergäbe und der Noth ein Ende machte. Aber auch das vermochte Paltram's eiserne Treue für Ottokar nicht zu beugen. Kuno, der einstige Münzmeister, und der Stadtrichter, Konrad der Kreisler, standen mit ihrem Anhange ihm bei; sie verlangten und erhielten Frist zur Berathung von dem tobenden Haufen. Boten des Bürgermeisters eilten noch in der Nacht zu Ottokar, in ihn dringend, ob und wann er der Stadt Entsatz bringen könne, mit deren Fall ihm alle Lande bis zum Meere verloren gehen würden. Immer

stärker schwoll das Heer der Belagerer. Der Graf von Tirol führte demselben noch Truppen aus Kärnten, Krain und Steyer zu. In allen diesen Ländern wurden die böhmischen Voigte und Truppen durch die für Rudolf Verbündeten aus den Burgen und Plätzen vertrieben und die Herrschaft des Reiches hergestellt. Milota von Diedicz suchte vergebens Graz noch länger für Ottokar zu halten; die Bürger fielen, auf die Nachricht von Rudolf's Vordringen in Oesterreich, von ihm ab, sie nöthigten den Landeshauptmann zur Flucht und übergaben Schloß und Stadt. Aus Ungarn gelangte an König Rudolf die frohe Botschaft, daß zahlreiche Ungarn und Kumanen gegen Haimburg, andere Abtheilungen an die March vorrückten, des Winkes gewärtig, die Gränze zu überschreiten. Dagegen kam von Ottokar entmuthigende Kunde nach Wien. Paltram sah die Unmöglichkeit ein, die Stadt länger zu halten; im Einvernehmen mit den Bürgern sendete er Abgeordnete an den römischen König: wenn die alten Freiheiten und Privilegien Wiens bestätigt würden, so wolle man die Thore öffnen. Doch schon zu sicher stand Rudolf's Sieg, als daß er nöthig gehabt hätte, sich Bedingungen vorschreiben zu lassen.

Als Ottokar erfuhr, welch' unerwarteten Weg Rudolf's Waffen eingeschlagen, führte er sein Heer aus dem Lager von Tepl auf beschwerlichen Pfaden durch den Pilsener-, Prachiner- und Bechiner-Kreis, über die rauhen Höhenzüge und durch das Wälderdickicht des böhmischen Gränzlandes, gegen Oesterreich vor. Die Hoffnung, sich noch zu rechter Zeit zwischen die Heere der Deutschen und der Ungarn eindrängen und ihre Vereinigung, zu Gunsten des belagerten Wiens, hindern zu können, hatte er bereits aufgeben müssen; darum machte er bei Drosendorf an der Thaya Halt, trachtend, von hier aus mit einem Arme Mähren zu schützen, mit dem anderen die Feinde auf dem österreichischen Boden in Furcht zu erhalten. Da schlug die Schreckenskunde von dem Falle Klosterneuburgs seine letzte Hoffnung nieder, und wie ein Unglück selten allein kommt, so war gleichzeitig in seinem Stamm- und Erblande Böhmen ein gefährlicher Aufstand gegen ihn ausgebrochen. An der Spitze des Aufruhrs standen die Riesenburge und das ganze Geschlecht der Witkowecze, darunter die Linien von Rosenberg, von Krumau, Neuhaus, Wittingau, Gratzen, Lomnicz, Pribeniez, Pilgram, unter des Hauses Oberhaupte, Herrn Zawisch von Rosenberg, mit ihnen viele mächtige Herren und Edle, welche die Gefahr ihres Königs benutzten, sich gegen ihn rebellisch zu erheben. Das brach Ottokar's stolze Kraft; das Verlorene war nicht mehr zu

retten, er konnte nur noch eilen, das Gebliebene zu wahren; blos 20,000 Mann führte er mit sich, der Gegner Anzahl war ihm wohl fünffach überlegen. Heftig sträubte sich sein muthiger Sinn, nachzugeben. Da ward ihm die Kunde, König Rudolf habe eine Schiffbrücke zu schlagen begonnen, und sey entschlossen, ihm zu einer Entscheidungsschlacht entgegen zu ziehen. Das gab den Ausschlag. Ottokar sendete seinen Rathgeber, den Bischof Bruno, in das Lager des römischen Königs, einen Waffenstillstand zu erwirken und Friedensvorschläge zu machen. Von beiden Seiten traten Bevollmächtigte zusammen; den Bischof Berchthold von Bamberg und den Pfalzgrafen Ludwig stellte der König Rudolf; den Böhmenkönig vertraten der Bischof Bruno von Olmütz und Otto, Markgraf von Brandenburg. Sie brachten am 21. November 1276 im Lager vor Wien folgende Friedensbedingungen zu Stande: Reichsacht und Kirchenbann, die über Ottokar und sein Reich verhängt worden, sind aufgehoben; in die Versöhnung der beiden Könige werden auch die Anhänger und Unterthanen Beider eingeschlossen; die denselben im Kriege entrissenen Güter werden zurückgegeben; König Ottokar entsagt allen Ansprüchen auf Oesterreich, Steyermark, Kärnten, Krain, die windische Mark, Eger und Portenau; alle Geiseln, Gefangene und Burgen werden von beiden Seiten frei gestellt; vom römischen Könige erhält Ottokar, für sich und seine Nachkommen, die Belehnung mit Böhmen, Mähren und allen Lehen, welche seine Vorfahren und er bisher vom Reiche besessen; König Rudolf's Sohn, Graf Hartmann von Habsburg, wird mit König Ottokar's Tochter, Kunigunde, vermält, als deren Heiratsgut der König von Böhmen Alles abtritt, was er in den österreichischen Ländern zu Eigen oder zu Lehen an sich gebracht, und fällt Solches dem Reiche zu 40,000 Mark Silbers anheim; König Ottokar's Sohn, Wenzel, vermält sich mit einer Tochter des Königs Rudolf, und als Heiratsgut derselben wird das Land Oesterreich im Norden der Donau, mit Ausnahme der Städte Krems und Stein, im Schätzungswerthe von 40,000 Mark Silbers, der Krone Böhmen zu Pfand überlassen; die Stadt Wien mit ihrem Bürgermeister, Rüdiger Paltram, und Rathssecretär Konrad, wird vom römischen Könige in Gnaden aufgenommen, aller über sie verhängte Bann widerrufen und ihre Stadtrechte bestätigt; alle unter König Ottokar's Patronate in den abgetretenen Ländern angestellten Kirchengeistlichen verbleiben im ungekränkten Genusse ihrer Pfründen; der König von Ungarn wird in den Frieden mit eingeschlossen, alle gegenseitigen Eroberungen von

Böhmen und Ungarn werden zurückgestellt, die früheren Gränzen beider Reiche beibehalten.

Nach diesem Friedensschlusse hielten beide Könige auf einer Donauinsel Zusammenkunft und Unterredung. Dann fügte sich Ottokar (26. November) der schweren Pflicht, in Rudolf's Lager vor Wien, mit düsterer Stirn und königlicher Pracht die Knie vor dem schlicht und einfach gekleideten Reichsoberhaupte zu beugen, den Huldigungseid zu schwören, und die Belehnung zu empfangen für sein Stammerbe Böhmen und Mähren. Im Angesichte seiner bittersten Feinde mußte Ottokar vor Dem knieen, den er anzuerkennen so lange sich geweigert. Die Sage, daß die Belehnung ohne Zeugen, in einem geschlossenen Zelte vor sich gegangen, und daß Ottokar's Feinde die Zeltwand plötzlich hätten fallen lassen, um den stolzen Knieenden den Blicken Aller preiszugeben, ist längst widerlegt. Nachdem Wien dem römischen Könige die Thore geöffnet, enteilte Ottokar dem Schauplatze seines Verlustes, seiner Demüthigung, um den Schmerz der stolzen Seele hinter den Mauern seiner heimischen Städte zu verbergen. Doch trug er sein Mißgeschick mit Würde und hochsinniger Fassung. „Es ziemt sich uns nicht" — schrieb er seiner Gemalin, da sie den Verlust mit so vielem Blute erworbener Länder zu bitter beweinte — „uns der Trauer und weibischen Klagen hinzugeben, sondern mit Gleichmuth unser Schicksal zu ertragen, damit die königliche Majestät nicht Unfällen zu erliegen scheine und schadenfrohen Feinden keine Blöße zeige."

Zu jäh war die Kluft, welche den glückverwöhnten Ottokar plötzlich von seiner reichen Vergangenheit, von seiner noch mehr versprechenden Zukunft trennte, als daß ein Geist, wie der seine, den Trost der Entsagung hätte finden können. Auch war, nachdem alle Verhältnisse auf einer Spitze gestanden, der Friedensschluß mit betäubender Eilfertigkeit vor sich gegangen. Späteres Besinnen mußte den ungeheuren Verlust erst erkennen, und die Frage entstehen lassen, ob nicht auch zu geringeren Opfern der Preis des Friedens zu erhalten gewesen wäre. So in einem Gemisch von Zorn und Reue, gehöhnt von triumphirenden Feinden, die unter ihm standen, gestachelt durch bald stummen, bald lauten Vorwurf von einer liebeleeren Gattin, deren oberflächliches Empfinden mit dem Rausche des Glückes völlig verflogen war und ihm seine Niederlage mit jedem Augenblicke grausam erneute, — lebte König Ottokar ein quälendes Daseyn. Je mehr eine Bedingung des Friedens nach der anderen in Vollzug gesetzt wurde, desto trostloser erschien ihm seine Lage; die

Verwirklichung zeigte ihm erst Alles, was er zugestanden, und worauf er verzichtet. Dazu kam noch der nagende Unmuth über getäuschtes Vertrauen; seine nächsten Vasallen, die Hüter seines Thrones, hatten ihn in seiner schlimmsten Stunde verlassen und verrathen, und er mußte, durch Umstände gebunden, vielleicht noch säumen, die ganze Wucht seines königlichen Zornes auf die Häupter der Schuldigen und Strafwürdigen niederfallen zu lassen. In der vollen Freiheit ihrer Gewalt wird die Gerechtigkeit nie das Maß der Strafe überschreiten, doch gefesselt und in ihrem Richteramte aufgehalten, holt sie den Zeitverlust oft durch Grausamkeiten ein, und wenn, was jedoch gegründeten Zweifeln unterliegt, Ottokar sich im Strafen dann wirklich hart und übereilt erwiesen hätte, so kann dieser menschliche Grund ihm wohl zur Entschuldigung dienen.

Vorauszusehen war, daß der unter so drängenden Umständen abgeschlossene Friede gar bald durch Mißverständnisse und Irrungen getrübt werden mußte. Wenige Monate später (im December) fand sich Ottokar schon bewogen, dieserhalb dem Könige Rudolf ausführlich zu schreiben, um manche wichtige Punkte nachzuholen, die bei ihrer letzten Zusammenkunft im Drange des Augenblicks unerörtert geblieben. Er deutete in seinem Briefe auf Widersacher, die ihm alle Hoffnung rauben möchten, die Gnade des Reichsoberhauptes wieder zu erlangen. Er wiederholte das Versprechen, alle zugestandenen Artikel des Friedens getreulich zu erfüllen. Zwar wolle er die Stadt Eger, die zum Brautschatze seiner seligen Mutter gehört, ausliefern; doch baue er sowohl hinsichtlich dieser Stadt auf König Rudolf's Güte, als er auch überzeugt sey, daß derselbe sein Recht auf die Festungen und Schlösser im Egergebiete, die er durch Kauf an sich gebracht, nicht kränken werde. Die Städte, in deren Besitze er gewesen, habe er ohne Aufschub übergeben; nur Eger und Haimburg seyen noch übrig. Er habe nicht gezweifelt, daß auch der römische König seinem Versprechen genau nachkommen und Alles auf den vorigen Stand zurückführen werde, was nach geschehenem Friedensabschlusse widerrechtlich verübt worden. Er erwarte von dem römischen Könige den Befehl, daß man ihm die Schlösser Berneck und Weikhardschlag zurückstellen werde, die ihm, ungeachtet des eingetretenen Friedens, feindselig entrissen worden. Auch erwarte er Ersatz für die Plünderungen, die nach dem Frieden in Mähren verübt worden, um so mehr, da er, damals noch an der Spitze seines versammelten Heeres, die Plünderer leicht hätte vertreiben

können, und dies nur unterlassen, um durchaus jeden Schein eines Friedensbruches zu vermeiden. Auch sey der, seinen Kanzler Ulrich betreffende Friedensartikel nicht beobachtet worden, indem man jenem die Pfarre Wien entrissen habe, in deren Besitze derselbe, nach dem Laute der Urkunde, geschützt werden müsse ꝛc. — Einen ähnlichen Brief schrieb Ottokar an den Herzog Heinrich von Baiern, bittend, derselbe möge bei dem römischen Könige dahin wirken, daß er über die angeführten Punkte die ihm zustehende Genugthuung erhalte.

Aus dem Briefe scheint hervorzugehen, daß durch fremde Einmischung einzelne Artikel des Friedensvertrages zum Nachtheile des Böhmenkönigs hingehalten oder umgangen werden mochten. Wie wenig auch König Rudolf's biederer und gerechter Sinn Solches billigen mochte, so war es, bei den zahllosen Sorgen und Verrichtungen, die auf ihm, dem Reichsoberhaupte, lasteten, doch unmöglich, daß er überall selbst unmittelbar hätte eingreifen können. Er mußte sich auf die Gewissenhaftigkeit seiner Verbündeten und Vasallen verlassen; doch unter ihnen sproß Mißgunst und Groll gegen Ottokar, und nahm jeder Gelegenheit wahr, diesen zu benachtheiligen und zu verletzen. Auch banden dem römischen Könige, bei all' seiner Entschiedenheit und weisen Kraft, doch mancherlei Verhältnisse und Rücksichten die Hände, und verwehrten selbst seinem reinsten Willen, den früheren Gegner des Reiches so schnell in alle zugestandenen Rechte einzusetzen, als dieser fordern zu dürfen sich berufen hielt. In dem Friedensvertrage selbst lagen Zweifel und Widersprüche, die sich kaum einigen ließen und die buchstäbliche Vollziehung der Urkunde fast unausführbar machten. Ottokar hatte allen Rechten auf und in Oesterreich entsagen müssen, und gleichwohl sollte ihm der nördliche Theil davon um eine gewisse Summe als Pfandbesitz zufallen. Dieses Pfand ihm auszufolgen, stieß sich nun an zahllose Schwierigkeiten; denn wie konnte man die Einwohner, die sich gegen Ottokar aufgelehnt und denen das Reich für den an ihnen gefundenen Beistand doch Rücksichten schuldig war, unter die Herrschaft des beleidigten Königs zurückkehren lassen? Daß ferner, laut Ottokar's Klagen, sein Kanzler Ulrich die durch den Friedensvertrag ihm zugesicherte Pfarre zu Wien nicht erhalten hatte, davon trug der harte Sinn des Bischofs von Passau die Schuld; denn diesem stand von jeher das Recht zu, den Stadtpfarrer Wiens zu ernennen, und theils aus altem Groll gegen Ottokar, theils wohl auch aus einer gewissen Vorsicht, welche ihm die Berufung eines vertrauten Anhängers Ottokar's in einen so bedeutsamen Wirkungskreis bedenklich

erscheinen ließ, verweigerte er, sich jenes Rechtes zu begeben. König Rudolf aber, welchem im Kampfe gegen seinen mächtigen Feind die Geistlichkeit so großen und erfolgreichen Eifer bewiesen, konnte es nicht über sich gewinnen, den Bischof durch entschiedene Maßregeln zum Nachgeben zu nöthigen. Andererseits mochte auch Ottokar den Kreis der ihm zugefallenen Pflichten und Lasten eines Reichsvasallen mehr zu beschränken trachten, als es im Sinne der Reichsvertreter lag.

Nachbesserungen und Ergänzungen jenes Vertrages wurden unumgänglich nöthig. Dem Könige von Böhmen schien wirklich die Erhaltung des Friedens am Herzen zu liegen; auch war ihm Ruhe erforderlich zur Wiederbefestigung seiner Herrschergewalt in den böhmischen Landen, wo, während der Fehden gegen das Reich, Parteigeist und offener Aufstand das königliche Ansehen geschwächt hatten. Er sendete drei Bevollmächtigte, den Bischof Bruno von Olmütz, den mährischen Burggrafen von Vöttau, Smil von Bielkow und den Kanzler Ulrich nach Wien, woselbst am 6. Mai **1277** ein neuer Vertrag zu Stande kam, in welchem weder einer Verpfändung des nördlichen Oesterreichs an Ottokar, noch der Verlobung des Grafen Hartmann mit Kunigunde von Böhmen mehr gedacht, wohl aber der, an König Ottokar's Sohn zu vermälenden Tochter König Rudolf's das ganze Egergebiet mit **10,000** Mark Silbers als Brautschatz zu Pfand verschrieben wurde, während das früher zugestandene Heiratsgut auf **40,000** Mark Silbers geschätzt gewesen war. Die Gränzen zwischen Böhmen, Mähren und Oesterreich wurden auf jenen Bestand hergestellt, in welchem sie zu den Zeiten der Herzoge Leopold und Friedrich von Oesterreich befunden worden.

Abermalige annähernde Schritte that Ottokar, als er im Juni **1277** der römischen Königin Anna brieflich Glück zu ihrer Ankunft in Wien wünschte, und sie um ihre Fürbitte bei ihrem Gemale bat, daß dieser ihm seine Gewogenheit schenke, wie er denn selbst Alles zu thun bereit, was dem Könige angenehm sey.

Neue Forderungen gegen Ottokar wurden erhoben hinsichtlich der Verhältnisse der Krone Böhmen zum römisch-deutschen Reiche, und wiederum gab der einst so unbeugsame Böhmenkönig nach. In den böhmischen Privilegien vom Jahre **1212** war ausgesprochen, daß Böhmens Könige nur zu solchen kaiserlichen Hoftagen berufen werden könnten, die in ihrer Nähe nach Nürnberg, Bamberg oder Merseburg ausgeschrieben würden; auch konnten die

Dienstleistungen Böhmens an das Reich, überhaupt nur in 300 Bewaffneten zur Römerfahrt bestehend, mit 300 Mark Silbers abgelöset werden. Nun aber wurde zu Prag, wohin König Rudolf seinen ältesten Sohn, den Grafen Albrecht, persönlich geschickt hatte, am 12. September 1277 ein neues Abkommen getroffen, welches die böhmischen Könige ganz neben die anderen Reichsfürsten stellte, sie zum Römerzuge in Person oder doch durch ansehnliches Gefolge verpflichtete, und dem Könige Ottokar nur ausnahmsweise als Gnade zugestand, daß ihm binnen einer, von dem Bischof zu Olmütz und dem Burggrafen zu Nürnberg zu bestimmenden (später auf ein bloßes Jahr festgestellten) Frist vom römischen Könige gestattet werden solle, von den Hoftagen auszubleiben. Uebrigens versprach König Rudolf, ihm gegen alle seine Feinde beizustehen; keiner der beiden Könige sollte des Anderen Diener und Unterthanen, gegen dessen Willen, aufnehmen und hegen. — Doch auch diese wichtigen und überraschenden Zugeständnisse Ottokar's führten noch nicht zu dauerndem Einvernehmen. Der römische König schien der Ansicht zu seyn, einige Böhmen, die sich gegen Ottokar vergangen, in den Frieden mit eingeschlossen zu haben. Dagegen verwahrte nun Ottokar seine ober- und landesherrlichen Rechte in einem, am 31. October 1277 von Podiebrad aus an Rudolf erlassenen Briefe. Nie sey ihm in den Sinn gekommen, Eingeborene seines Landes in jenen Vertrag einzuschließen; er habe nur jenen von ihnen, die sich so unredlich gegen ihn aufgelehnt, aus königlicher Gnade bewilligt, daß sie, bis zur Bestimmung einiger zwischen dem römischen Könige und ihm noch schwebenden Artikel, in Frieden und unbeläftigt bleiben sollten. Alle Punkte der Uebereinkunft seyen von ihm mit dem ausdrücklichen Vorbehalte beschworen worden, daß seine Unterthanen, sammt den Rechten seiner Länder, ihm ganz und ungetheilt verbleiben sollten. Er flehe die königliche Güte Rudolf's an, nicht auf die bösen Einflüsterungen seiner (Ottokar's) Feinde zu hören, die ihn und seiner Erben rechtliche Stellung zu untergraben suchten, und die althergebrachten Rechte der böhmischen Länder lieber mehren, als mindern zu wollen, da auch er, Ottokar, ein Mitglied jenes Reiches sey, das durch Schwächung seiner Glieder unmöglich an Stärke gewinnen könne.

Wie gemäßigt auch der Ton dieses Briefes war, in welchem König Ottokar offenbar nur dem Streben seiner mißvergnügten Barone nach Reichsunmittelbarkeit einen Damm setzen, und sich seine Rechte als Herr und oberster

Richter über dieselben sichern wollte, so wußten doch Ottokar's Feinde diesen Worten eine Deutung zu geben, welche die Empfindlichkeit des sonst ruhigen und gerechten Königs Rudolf erregte. Er fand sich durch dieses Schreiben, welches ihm in Haimburg zukam, beleidigt, ließ sich dessen Empfang durch die Bischöfe von Bamberg, Passau, Chiemsee und Seckau bescheinigen, als sey es ein Actenstück der Feindschaft, und aller friedliche Verkehr zwischen den beiden Königen erreichte damit wieder ein unvorhergesehenes Ende.

Ottokar's durch den Ausgang der früheren Fehde enttäuschtem Auge entging nicht, wie viel er bei einem abermaligen Kampfe auf das Spiel setze, und nur widerstrebend schritt er zu dem Aeußersten. Aber eine feindliche Zwischenpartei hatte sich gleichsam des Schicksals der Zeit bemächtigt, und machte es beiden Königen fast zur Unmöglichkeit, den Frieden zu erhalten. Es kommen Momente im Völkerleben, wo das Weltgeschick recht augenscheinlich seine geheimnißvolle Gewalt zu entfalten, und den alten, oft angefochtenen und doch immer wieder siegreich kundgewordenen Glauben an seine Unwiderstehlichkeit auf's Neue zu befestigen trachtet; wo Menschen und Geschlechter mit ihren Wünschen, mit ihren Sympathien in unerklärlichen Zwiespalt gerathen, und Alle, einem unsichtbaren Impulse folgend, gerade das thun, was keiner von Allen thun wollte, noch zu thun vermeinte. Auch der neue, der letzte große Kampf zwischen den beiden Königen war einer jener räthselhaften Beschlüsse des Geschicks, die, verhängnißvoll und klar in ihren Folgen, desto dunkler und unerforschlicher in ihren Anlässen bleiben. Nicht Urkunden und Actenstücke reichen aus, nicht genügt es, abwägen zu wollen, welcher Theil den Bruch mehr verschuldet, welcher weniger. Wo der eherne Tritt des Schicksals so die Verhältnisse durchschreitet, erscheinen die Menschen nur als Mittel höherer Fügungen, die Willensthätigkeit der Einzelnen schwindet vor der großen Nothwendigkeit in Nichts zusammen, und die Begebenheit mit ihren Folgen und Erschütterungen tritt an die Stelle der Person.

Als Ottokar die Unvermeidlichkeit des Kampfes vor sich sah, warf er gleichzeitig sein Auge auf die, so ihm treu geblieben, und auf den Stand der Dinge. Wie feindselig für ihn dieser auch auf den ersten Blick erscheinen mochte, so hatte sich doch seit dem Frieden vor Wien Manches in den Umständen verändert, Manches sich für Ottokar günstiger gestaltet, was damals ihn bedrohlicher gemahnen mußte. Am meisten machte es ihm Hoffnung, daß

das neue Reichsregiment in Oesterreich nicht alle Theile so befriedigte, wie man vielleicht erwartet hatte.

Zwar hatte König Rudolf, seit Oesterreich dem Reiche wieder anheimgefallen, nichts unterlassen, was Ruhe, Ordnung und Wohlstand in das durch Krieg und Parteiungen schwer zerrüttete Land zurückzuführen versprach. Zu Wien rief er einen erneuten Landfrieden auf fünf Jahre aus; die Straßen und Handelswege reinigte er von Wegelagerern und Stegreifrittern, viele Raubburgen wurden gebrochen. Um den Handel von seinen Fesseln zu befreien, hob er die neuen Zölle auf, welche theils gesetzlich bestanden, theils durch Gewohnheit Platz gegriffen hatten. Von Wien aus gab er den dortigen Juden eine sehr vortheilhafte Ordnung, stellte sie als königliche Kammerknechte unmittelbar unter das Reich, und schlug ihre Abgaben zu dem königlichen Schatze. Er schützte und mehrte viele Handfesten und Privilegien, und durchzog in Person das Land Oesterreich, um mit eigenen Augen zu sehen und zu richten. Des Königs Leutseligkeit und gerechter Sinn erweckten ihm überall Liebe und Ehrfurcht, und wenn es gleichwohl Herzen gab, die nicht für ihn schlugen, so trugen die arge Zeit und der Drang der Umstände die Schuld. Um dem Reiche die Früchte seines Sieges und der neuen besseren Ordnung der Dinge zu sichern, waren Anstrengungen vonnöthen, welche großentheils die dem Könige zu karg zugemessenen Mittel überschritten. Die nothwendige Sorge für die Vermehrung seiner Hausmacht erschöpfte seine eigene Kasse; die Beihilfe des Reiches floß spärlich und unbereitwillig; an Geld fehlte es aller Orten, und gleichwohl sollte eine Art stehenden Heeres unterhalten werden, um die zurückgewonnenen Reichsprovinzen gegen alle möglichen Ansprüche und Angriffe kräftig zu schirmen. So mußte denn in den eroberten österreichischen Landen eine neue und außerordentliche Besteuerung ausgeschrieben werden, die freilich den verarmten Einwohnern schwer, ja bisweilen unerschwinglich vorkam. Dreißig Denare (zwölf Denare machten einen Schilling, und vierundzwanzig Schillinge gingen auf ein Pfund reinen Silbers) mußten von jedem Joch Weingarten, eben so viel von jedem Mühlrade, sechzig für einen Hof, ja selbst für jeden Pflug fünf Schillinge Abgabe gezahlt werden. Das Volk, immer bereit, von jedem Wechsel der Dinge die übertriebensten Erwartungen zu hegen, und die Ernte gleich mit der Saat verbinden zu wollen, fand sich bitter enttäuscht, als das neue Reichsregiment für den Anfang seine Lasten mehrte, statt minderte. Das

stimmte den großen Haufen um. Auch hatten Rudolf's gemischte Kriegerschaaren sich, gegen den Willen ihres Führers, manche Unordnung erlaubt, hatten das St. Florians-Stift und andere Plätze ausgeraubt und in Brand gelegt. Die lautesten Klagen aber ergingen über die mit Rudolf und seinen Söhnen dahergekommenen Schwaben, die sich breit machten im Lande und sich über die Eingeborenen erhoben, weil sie das Vertrauen der Habsburger durch längeren Umgang und bewährte Diensttreue genossen. So offenbarte sich in Oesterreich mannigfaches Mißvergnügen; Viele, die am lautesten gegen Ottokar gesprochen, sehnten sich nach seiner Herrschaft zurück, weil er, reich an Schätzen und Geld, die Säckel seiner Unterthanen weniger zu beschweren gebraucht. Am meisten hingen noch immer die Wiener an ihm, denen er in guten und bösen Tagen gnädig und theilnehmend sich erwiesen, ihnen reichlich erstattet, was die Flammen verzehrt, ihre Stadt begünstigt und verschönt hatte. Der Bürgermeister, Rüdiger Paltram, aber, der an Ottokar mit einer Treue hing, an welcher die Zeitwechsel Nichts zu ändern vermochten, ließ keine Gelegenheit unbenützt, den Bürgern die Vortheile und Segnungen des verlorenen böhmischen Regiments in das beste Licht zu stellen, und alle Unbequemlichkeiten, welche die neue Reichsherrschaft, wie jede schnelle Umgestaltung, erklärlicher Weise mit sich gebracht, in den schwärzesten Farben zu malen, klug verschweigend, daß die Zukunft dies Alles ausgleichen und Ersatz bringen werde. So standen denn Ottokar's Angelegenheiten in Oesterreich hoffnungsvoll genug, und Rudolf fand, um den seinem Gegner günstigen Gesinnungen einigermaßen entgegen zu arbeiten, sich veranlaßt, durch zwei Handfesten (Juni 1278) die Stadt Wien abermals zur freien Reichsstadt zu erheben, ihre alten Privilegien zu bekräftigen und zu vermehren, und zugleich Kaiser Friedrich's II. Freiheitsbrief zu bestätigen und zu erweitern. Auch wurden der Stadt zwei neue Jahrmärkte bewilligt und Herzog Leopold's Straßenzwang von 1198 erneut, welcher, zu Gunsten der Wiener, den fremden Kaufleuten verbot, ihre Waaren auf anderem, als dem Landwege, und weiter, als bis zur Hauptstadt zu führen. Auch ertheilte der römische König den Wienern den seltenen Vorzug der Lehensfähigkeit, und Pfandrecht auf alles Eigenthum der Bürger von Linz, Wels und Stadt Steyer, bis zur Höhe des Schadens, den sie von Letzteren erlitten. Vortheile von der höchsten und ersprießlichsten Wichtigkeit, die allein schon hinreichend wären, dem Könige Rudolf in

Wien, wo seine Enkel thronen, das segenreichste Andenken zu sichern. Doch waren diese Gnadenbezeugungen sehr an der Zeit, denn in denselben Tagen entdeckte der königliche Befehlshaber zu Wien, Hugo von Tauffers aus Tirol, eine weitverzweigte Verschwörung, geleitet durch Rüdiger Paltram mit seinem Bruder und seinen sechs Söhnen. Die Schuldigen wurden geächtet, zum Tode verurtheilt und ihre Güter eingezogen; der Leibes- und Lebensstrafe entgingen sie durch schleunige Flucht. Herzog Heinrich von Baiern, der seine Aussichten auf den Besitz der österreichischen Lande scheitern gesehen, hatte sich von Rudolf's Partei wieder abgewendet; Eigennutz und Goldgier führten ihn zu dem reichen Ottokar zurück. Er nahm den flüchtigen Paltram mit seinen Genossen bereitwillig auf und räumte ihnen Burg Karlstein ein, von wo aus sie durch mehre Jahre dem Stifte Salzburg mit Raub und Plackerei heftig zusetzten, bis der angedrohte Kirchenbann den Herzog bewog, ihnen Ruhe zu gebieten. Nach Oesterreich aber kamen sie nie mehr. Verläßlicher, als der leicht gewonnene und leicht verlorene Herzog Heinrich von Baiern, erwies sich dem römischen Könige der Hof von Ungarn, der, alter Niederlagen eingedenk, unermüdet an Ottokar's Falle arbeitete, trotz enger Verwandtschaftsbande. Dagegen ward dem Böhmenkönige Beistand und Unterstützung aus Schlesien, Polen, Brandenburg, Meissen und Sachsen. Von beiden Seiten wurde mit höchster Anstrengung gerüstet; denn wohl war vorauszusehen, daß dieser abermalige Kampf zwischen den beiden Königen ein äußerster, ein Kampf auf Tod und Leben seyn müsse.

Die Säumigkeit der Verbündeten und Heerpflichtigen bereitete auch diesmal dem Könige Rudolf Sorge und Unmuth. Herzog Heinrich's Abfall versperrte ihm die Heerstraße durch Baiern. Dringend nöthig war ihm daher die schleunige Ankunft der ungarischen Hilfsvölker, dreimal ließ er darum mahnen. Die großen Reichsfürsten, die, irrig genug, die ganze Fehde mehr als eine Privatsache des Königs, denn als eine Angelegenheit des ganzen Reiches anzusehen schienen, ließen vergeblich auf sich warten; nur der Pfalzgraf Ludwig, der Herzog Albrecht II. von Sachsen, und Landgraf Heinrich von Hessen brachten Hilfe. Außerdem zogen dem Könige einige kleinere Fürsten und Herren mit ihren Mannen zu. Aus Ober-Oesterreich, Steyermark, Kärnten, Krain, Tirol, Salzburg langten Truppen an; Graf Albrecht, des Königs Erstgeborener, führte deren aus den Stammlanden und vom Rhein herbei; aus Schwaben und Franken folgten kriegs-

lustige Haufen den Bannern des Markgrafen Heinrich von Hachberg, des jüngeren Markgrafen Hermann von Baden, der Grafen Heinrich von Fürstenberg und Gottfried von Hohenlohe. Zürich sendete hundert bewaffnete Männer. Auch aus anderen Gegenden führten Ritter und Edle von bewährtem Namen und Muthe dem Könige Rudolf ihre Fähnlein zu.

Es war am 27. Juni 1278, als König Ottokar, seinen Unterthanen und Getreuen Lebewohl sagend, von Prag auszog. Die Liebe des Volkes flammte feuriger auf, als der König seinem Schicksale gerüstet entgegen ging. Doch war dem Abschiede die Bitterkeit böser Ahnung mehr, als die Hoffnung des Glückes und des Wiedersehens, beigemischt. Unter Klagen und Thränen gaben ihm die Prager das Geleite bis vor die Thore der alten Königsstadt. In Brünn verweilte er, um sein Heer zu sammeln und die Ankunft der Hilfsvölker aus Polen abzuwarten. Sie ließen lange auf sich harren, und mittlerweile stellte sich zwischen ihm und einer großen Zahl seiner Freunde eine furchtbare Scheidewand auf: der Kirchenbann, den Papst Nicolaus III. über alle Gegner König Rudolf's aussprach. Schon war der Monat August zur Hälfte abgelaufen, und noch hatte Ottokar seine Macht nicht vollständig beisammen. Kaum auf 26,000 Mann belief sich sein Heer, darunter viel waffenunkundiges Volk. Auf so geringe Streitkräfte sah der kriegerische, einst allgefürchtete Böhmenkönig sich beschränkt. Doch sein Schicksal mußte er erfüllen! An der Spitze seines Schlachthaufens ging er über Oesterreich's Gränzen, zog die March hinab bis nach Marcheck, wo einst das Ungarnheer seinem scharfen Schwerte erlegen, nahm und bewältigte der Plätze viele. Aber die Donau zu überschreiten, verbot ihm der schwache Zustand seiner Streitkräfte; er durfte nicht wagen, den ungleich stärkeren Feind auf dem rechten Donauufer aufzusuchen.

Wie Ottokar's Stern sich zusehends verdüsterte, so erhellten dagegen mehr und mehr Lichtblicke die sorgenvolle Stellung König Rudolf's. Nach langem Warten traf ihn endlich die Nachricht von dem rüstigen Anmarsche der verbündeten Ungarn. Diese Kunde erfüllte Rudolf's tapfere Seele mit neuer Zuversicht. Am 14. August vereinigte sich das ungarische Heer mit dem deutschen, und ungesäumt begann jenes bei Preßburg, letzteres bei Haimburg, den Uebergang über die Donau. Zwischen den Vorposten kam es bereits zum Handgemenge; die Kumanen brachten, nach alter barbarischer Sitte, die Helme der erschlagenen Polen und Sachsen sammt den abgeschnittenen Köpfen darin, in's Lager.

Auf die schlimme Botschaft von dem Vorrücken der Ungarn, hob Ottokar die Belagerung von Laa auf, und zog sich langsam zurück, immer längs der March hin, um diese Flanke gegen unerwarteten Angriff zu sichern. Als aber am 25. August der feindliche Vortrab zwischen Dürrenkrut und Jedenspeugen mit Ungestüm gegen ihn anlief, sah er ein, daß eine Hauptschlacht nicht länger zu vermeiden sey, und ordnete sie für den kommenden Tag. Die blutige Entscheidung nahete.

Der König Rudolf, obschon ein Sechziger, traf mit jugendlicher Kraft und Ausdauer seine Anstalten, und befeuerte Alle durch seinen eigenen Muth. Viele edle Jünglinge schlug er zu Rittern, auf daß sie die neue Würde in der Schlacht bewähren möchten; die hundert Züricher waren unter ihnen, sie strebten nach der Ehre, den Leibwachen zugesellt zu werden. Der Kuenringer, dem Könige abtrünnig, hatte aufgehört, Marschall von Oesterreich zu seyn, seine Stelle mußte Stephan von Meißau übernehmen; nur widerstrebend ergriff der bescheidene Held das Banner. Wenig durfte es den König kränken, daß eine Horde Kumanen, durch Ottokar's Gold geblendet, in der Nacht vom Heere entfloh. Den Antrag einiger böhmischen Herren, daß sie ihren König aus dem Wege räumen wollten, falls ihnen ruhige Heimkehr zugestanden würde und man jeder Einmischung in die Regierung Böhmens während der Minderjährigkeit Wenzel's entsage, wies Rudolf mit Abscheu von sich. Er soll sogar seinen Gegner vor solcher Gefahr gewarnt haben; doch Ottokar, vielleicht glaubend, man wolle ihn dadurch nur entmuthigen, nahm keine Rücksicht auf die Warnung.

Wenn der Verrath auf mancher Seite sich arglistig in König Ottokar's Nähe schlich, so rief die Gefahr doch auch manche erhebendere Züge an's Licht, die im Schimmer des Glückes und der Hoffnung vielleicht nicht zur Reife gekommen wären. Enger schaarten sich die Getreuen um ihren König, seit die Stunde der Noth gekommen war. Zawisch von Rosenberg, das Haupt der abgefallenen Witkowecze, seines glücklichen Königs Feind, zerschmolz in Reue und Schmerz, als er das Verderben über Den hereinbrechen sah, dem er Treue schuldete, und den er so erbarmungslos preisgegeben. Er flehte um Verzeihung, bot Unterwerfung und wichtige Dienste. Doch Ottokar, von königlichem Stolze erfüllt, wollte nicht Gnade spenden in einem Augenblicke, wo es hätte scheinen können, als wäre sie ertrotzt worden. Von einem treulosen Manne habe er sich nimmermehr Dank und

Treue zu erwarten, ließ er Herrn Zawisch zurücksagen, und dieser litt für ungerechte That die Strafe, jene nicht büßen und vergüten zu dürfen, als Herz und Gewissen ihn dazu drängten.

Als der Vorabend der Schlacht andämmerte, stellte sich König Ottokar wehrlos, unbewaffnet, mitten unter seine Heerführer. Man habe ihn gewarnt, daß es Verräther unter ihnen gebe. Er könne es nicht glauben. Sey aber doch Jemand da, der ihm grolle, der möge lieber gleich vortreten und an ihm Rache nehmen; denn besser sey es, er sterbe heute allein, als daß morgen durch Verrath viele Tausende mit ihm in den Tod gehen sollten. — Keiner trat gegen ihn hervor; Alle schwuren ihm von Neuem Treue bis in den Tod.

Der heiße Tag der Schlacht brach an. Es war der 26. August, ein Freitag und das Fest des heiligen Rufus. König Rudolf theilte sein Heer in vier Haufen und eine Nachhut, nach dem Rathe Hugo's von Tauffers, der Wunden und Kriegskunde sich geholt in den Fehden der Lombarden. Ungarn bildeten die ersten beiden Haufen; ihre Führer waren der Palatin Mathias Graf von Trencsin und Graf Stephan von Schildberg. Den dritten, gemischt aus Steyrern, Kärntnern, Krainern, Salzburgern, Schwaben, Aargauern und Elsassern, führte der König Rudolf persönlich an. Neben ihm gingen, seiner Befehle gewärtig, sein Erstgeborner, Graf Albrecht, eine Rennfahne in der Hand, mit rothem Kreuze auf weißem Grunde, dann Markgraf Heinrich III. von Hachberg mit dem Reichsadler, dem der Habsburger Löwe, in der Hand Peters von Mülinen, sich gesellte. Das Banner des vierten Haufens, der Oesterreicher, trug die Hand eines hundertjährigen Ritters, des Landrichters Otto von Haslau; Herr Friedrich von Liechtenstein unterstützte den greisen Kriegsmann. An der Spitze der Nachhut tummelten sich ungeduldig der lange Ulrich von Kapellen und Konrad von Sumerau. Kumanenschwärme sollten den Feind necken und gegen den Sumpf heranlocken, dessen Schilfgras zwischen beiden Heeren aufschoß.

Wie König Ottokar sein Heer, das den weit überlegenen Gegnern nur etwa 30,000 Mann stark entgegentrat, geordnet und gestellt, ist nicht genau zu erweisen. Er soll es in sechs Haufen und eine Nachhut getheilt haben. Der erste umschloß die Böhmen, der zweite Mährer und die Böhmen von Pilsen, der dritte bestand aus Meißnern und Thüringern; aus Schlesiern, Polen und Reussen der vierte und fünfte. Der sechste, aus Sachsen

und Baiern gebildet, folgte dem Befehle des Königs selbst; denn die vielfältigen Warnungen vor Verrath sollen diesen abgehalten haben, sich unmittelbar an die Spitze der Böhmen zu stellen. Die Nachhut der Böhmen führte Milota von Dietitz, einst Landeshauptmann der Steyermark, jetzt Oberstlandkämmerer in Mähren. In silberner Rüstung, eine Juwelenkrone auf dem Helme, durchritt Ottokar die Reihen seiner Krieger, mit beredtem Munde zu Tapferkeit und Treue mahnend, Gunst und Lohn verheißend für jede kühne That.

Im charakteristischen Gegensatze zu dem kostbar gerüsteten Böhmenkönige, war der König Rudolf mit schlichtem Panzer, Helm und Waffenrocke angethan; denn er wußte, daß mehre Ritter im feindlichen Heere ihm den Tod geschworen, und hatte deshalb jede auszeichnende Tracht vermieden. Als er die beiden Flügel vorrücken ließ, ritt er ebenfalls durch die Reihen der Seinigen, wies ihnen den Feind und ermuthigte sie mit Worten voll Kraft und Gottvertrauen. Ein Hochamt wurde gehalten, und das Heer bereitete sich zum Tode. „Christus!“ war ihr Losungswort, „Rom und römisch Reich“ ihr Feldgeschrei. Der Böhmen Losung war: „Prag, Budweis!“ Von den Anhöhen des Marchufers zwischen Dürrenkrut und Jedenspeugen bis westlich gegen Ober-Sulz mag es gewesen seyn, wo die beiden Könige ihren Kampf auf Leben und Tod gerungen.

Der Kumanen leichte Reiterschwärme jagten voran, den Feind aufzuschrecken. Als sie an die moorige Stelle kamen, wo das Schilfgras dicht und hoch wucherte, fanden sie den Boden trocken und der Kampfplatz war somit gefunden. Der Burggraf Friedrich schwang die Sturmfahne, und die Schlachtlinie rückte gemessenen Schrittes vorwärts. Da riß den Heinrich Schornlin aus Basel sein wildes Roß aus den Reihen heraus und mitten unter die Feinde hinein. Die Anderen meinten, man müsse es ihm gleichthun; Alle sprengten ihm nach und in wenigen Augenblicken standen Mann gegen Mann, daß die Schlacht bald allgemein wurde. Doch noch stand die böhmische Schlachtordnung ehern und unerschütterlich, trotz des wüthenden Anpralls der Deutschen und Ungarn. Schon war manche Todeswunde geschlagen, mancher rothe Springquell des Herzens geöffnet, und noch wurzelte auf beiden Seiten die Schlacht so fest und unverändert, als gelte es fortzukämpfen bis an's Ende der Tage. Stechend brannte die Sonne auf die Scheitel der eisernen Männer; ermattet ließ der hundertjährige Haslauer

das Banner Oesterreich's sinken; da nahm es Herr Heinrich von Liechtenstein aus des Greises welker Hand, ließ es hoch aufflattern im Sonnenglanze und warf sich den Feinden entgegen. Sein ganzer Haufen stürmte ihm nach zum neuen Angriffe.

Des römischen Königs Leben wurde mehrmals bedroht. Die schlichte Kleidung verbarg seine hohe Gestalt nicht so sehr, daß nicht viele der Feinde ihn erkannt hätten. Ritter Herbord von Füllenstein stieß grimmig mit der Lanze nach ihm; doch der König, jeder Fechtweise kundig, wich dem Stoße aus, gab ihn zurück und warf den Gegner aus dem Sattel. Auch ein Ritter aus Thüringen, der sich vermessen, den König zu fällen, suchte ihn im Gewühle auf und stach des Königs Roß nieder, daß es sich mit seinem Reiter in den Bach hinein wälzte. Kaum fand Rudolf noch Zeit, mit seinem Schilde sich gegen die Hufe des Rosses und gegen die Streiche des Feindes zu decken. Heinrich Walter von Ramschwag, des St. Gallen'schen Reichsuntervoigtes Sohn, warf sich zwischen ihn und den Thüringer; mittlerweile eilte Ulrich von Kapellen mit seiner Schaar heran und jagte den Thüringer in die Flucht. Ulrich bot dem Könige sein Pferd. „Sorget nicht um Einen Mann," sagte der König; „eilt dorthin, wo man Eurer bedarf!"

Doch auch die Böhmen, der Zahl nach die Geringeren, stritten mannhaft, und wuschen den Verrath Einzelner ab im eigenen Blute. Wo der Kampf am wildesten drängte, wo Gefahr oder Erfolg sichtbar wurden, da erblickte man den König Ottokar, hieher und dorthin fliegend auf seinem stolzen Schlachtrosse, des köstlich verzierten Schwertes sich bedienend, wie ein gemeiner Krieger. Sein Sohn, Nicolaus, Herzog von Troppau, den die schöne Agnes ihm geboren, focht, ebenbürtig durch seinen Muth, dem königlichen Vater zur Seite. Ulrich der Kapeller, brach mit seinem Haufen unerwartet gegen König Ottokar's Leibschaaren vor. Diese mochten, im Staub und Gewirre, die Angreifenden für zahlreicher halten, als sie waren. Sie stutzten zurück und gaben Raum. Dies wahrnehmend, schrie der Markgraf von Hachberg mit donnernder Stimme: „Die Feinde fliehen!" Die Seinen schrieen es ihm nach, sich selbst damit ermuthigend und den Feind verwirrend. Die Böhmenschaar stob, nach heißem Widerstande, aus einander.

Aber noch einmal versuchte König Ottokar's gewaltige Hand die fallenden Zügel der Schlacht aufzuheben. Den Milota ließ er aufrufen, mit der Nachhut vorzubrechen. Doch der Treulose hatte solches Augenblicks

geharrt. Kaum sah er, daß ohne sein Auftreten die Schlacht verloren seyn müsse, als er zum Rückzuge blasen ließ und mit der Nachhut das Schlachtfeld räumte. Vergeblich rückten aus Mähren frische Heeresabtheilungen heran. Als sie der fliehenden Nachhut begegneten, hieß es, der Tag sey verloren, und so kehrten sie um ohne einen Schwertstreich.

Der starke Ottokar erkannte, daß seine Stunde gekommen sey; aber sie sollte ihn finden im Heldenglanze des Kampfes und Widerstandes, nicht im Unterhandeln oder auf feiger Flucht. Darum wendete er sein Schlachtroß jenen Stellen zu, wo der ermattende Streit noch fortflackerte in einzelnen Schwertblitzen. Dorthin jagte er, dort kämpfte und würgte sein mächtiger Arm, im Voraus die Sühnopfer seines Todes entnehmend. Wo sein königliches Schwert hintraf, da thürmten sich die Leichen um ihn. Endlich waren alle seine Begleiter gefallen; die beiden letzten retteten sich durch die Flucht. Da brach sein überjagtes Roß, tödtlich getroffen, unter ihm zusammen. Zwei feindliche Krieger warfen sich auf den Gefallenen, zerrten den verzweiflungsvoll Ringenden am Boden hin und her, zerschlugen den Helm, dessen köstlicher Schmuck sie reizte, ihm auf dem Haupte, und rissen die silberne Rüstung ihm stückweise vom Leibe. Berthold Schenk von Emerberg, dessen Bruder einst durch Ottokar's strengen Spruch dem Henkertode verfallen war, kam hinzu. Der schwer verwundete König ergab sich ihm als Gefangener. Doch des Emerbergers Seele lechzte nach Rache für des Bruders Blut. Mit seinen Begleitern fiel er über den Wehrlosen her; sie stießen ihm einen Speer in den Nacken und durchbohrten ihn mit siebzehn Stichen. Dann ließen sie den Verscheidenden liegen, den sie gehöhnt und ausgeraubt. Hartnäckig rang das starke Leben gegen den Tod, ehe es ihm völlig erlag. Ottokar athmete noch, als Heinrich von Berchtoldsdorf ihn fand. Der Berchtoldsdorfer, ergriffen von dem jammervollen Anblicke, labte ihn mit Wasser, legte das wunde Haupt des Sterbenden in seinen Schooß und breitete eine Decke über den königlichen Leichnam. In seinen Armen hauchte Ottokar die große Seele aus.

Dem Könige Rudolf hatte man hinterbracht, Ottokar sei gefangen. Er gab eilig den Befehl, des königlichen Hauptes zu schonen, doch auch seine Entweichung zu hindern. Da folgte die Botschaft nach, Ottokar sey erschlagen. Dies vernehmend, setzte sich der König auf. Als er den Gefallenen sah, übermannten ihn Rührung und Mitgefühl. Er winkte

seine Ritter heran. „Sehet da die Nichtigkeit alles Glückes und aller irdischen Größe!“ sprach er, von gleich erhabenem Schmerze erfüllt, doch reineren Bewußtseyns, als einst Alexander der Große neben der Leiche des besiegten Perserkönigs.

Der königliche Todte wurde auf einen Wagen gehoben, und über Marcheck, das Denkmal seines Sieges und seines Ruhmes, nach Wien abgeführt. Dort wurde er von der Königin Anna mit einem Purpurkleide und mit den Insignien der Herrscherwürde geschmückt, zuerst zu den Schotten, dann mit feierlicher Trauer zu den, von ihm so hoch begünstigten Minoriten gebracht, einbalsamirt und durch dreißig Wochen zur Schau ausgestellt, damit Jedermann sich überzeuge, König Ottokar habe wirklich aufgehört zu leben, und Keiner nach der Hand kommen könne, sich für ihn auszugeben und neue Verwirrung zu stiften. Messen, Gesänge, Glockengeläute blieben ihm versagt, weil er im Kirchenbanne dahingeschieden.

Dies war das Ende des großen Böhmenkönigs, Przemysl Ottokar's II., im acht und vierzigsten Jahre seines Lebens, im sechsundzwanzigsten seiner Regierung. Parteiische Zeitgenossen haben sein edles Bild zu trüben gesucht, dem Zwecke der ewig wahren Geschichte entgegen; aber die Züge der Kraft, der Großmuth und Hoheit haben sie aus seinem Leben nicht hinwegtilgen können, und sein erhabener Gegner, König Rudolf, dem sie und ihre Nachbeter irrig damit zu dienen vermeint, hat, wo er Ottokar's selbst als Feind gedacht, ihm Gerechtigkeit widerfahren lassen und jene falschen Zeugen beschämt. Ein dunkles, unbeugsames Verhängniß stellte die beiden großen Könige, die Gestirne ihrer Zeit, einander feindselig entgegen, und sie haben, ihrer Sendung gemäß, einander bekämpft, doch ohne einander zu verdunkeln. Eine unerforschliche Nothwendigkeit spricht sich in ihrer Stellung aus, und hüllt ihren Streit in das erhabene Geheimniß der Geschichte ein. Wo ein Rudolf stand, konnte kein Ottokar stehen, und so umgekehrt. Rudolf, mit dem das Recht, die Ordnung, die alte, lang vermißte Hoheit und Gewalt des Reiches wiederkehrte, und Ottokar, der, stolz und herrlich, siegberauscht und an Gebieten gewöhnt, keine Gewalt über sich wissen wollte, selbst nicht die des heiligen römischen Reiches, konnten nicht neben und mit einander gehen; das Wirken des Einen hob die Lebensbedingung des Anderen auf, und erst dessen Fall gab sie Jenem zurück. Von Ottokar's Regentenweisheit und Staatstugenden, wie auch von dem, was, ohne

gegen seinen Ruhm zu zeugen, seinen Untergang vorbereitet und veranlaßt, wird weiterhin gesprochen werden, wo die Geschichte Böhmens in den Vordergrund unseres Werkes tritt. Man hat ihm Härten und Grausamkeiten vorgeworfen, doch gestützt auf verdächtige Zeugnisse. Mag seyn, daß wiederholte Verräthereien ihn zuletzt verdüstert, ihn argwöhnisch und rasch im Verurtheilen gemacht; doch die vorzugsweise angeführten Fälle geben keinen hinreichenden Beweis gegen ihn. Otto von Meißau, dessen Hinrichtung man dem Könige zum Vorwurfe gemacht hat, war überführt, sich dem Feinde, dem Könige Bela IV., verkauft zu haben, und die Untersuchung gegen ihn und seine Mitschuldigen geschah nach aller Form der Gesetze und mit vollkommener richterlicher Ruhe. Der angebliche Justizmord an dem alten Seifried von Mehrenberg und dessen grausame Marter ist längst schon gegründetem Zweifel unterworfen worden, und entbehrt aller haltbaren Belege. (S. Palacky's quellenkundige „Geschichte von Böhmen," Bd. II., Abtheil. I., S. 311 u. f.) Nur eine verhängnißvolle Ungeduld, ein überstürzendes Vorwärtsdrängen der Umstände, das, an Gegenwuchten abprallend, bisweilen einer gewissen Erschlaffung und Gelähmtheit Platz machte, wird in Ottokar's Wesen bemerkbar; dadurch stürmte dasselbe über sein Ziel hinaus, wich, abgestoßen, über seinen Ausgangspunkt zurück, und wölbte die tiefe tragische Gruft unter dem Fußboden des Gewaltigen. Leicht mag darüber absprechen, wer nie zu der schwindelnden Höhe solcher Verhältnisse sich aufgeschwungen, und über dem scheinbaren Mißgriffe des Helden wird der verborgener liegende Anlaß übersehen, der ihn stürzte und stürzen mußte. Als über Patroklus die Wage des Geschickes gesunken war, da fiel durch unsichtbare Götterhand Helm und Panzer von ihm ab, und Betäubung umschwirrte den klaren Heldenblick. So lenkt den Sterblichen seine Bestimmung, und wenn seine Stunde gekommen, dann fallen durch ähnliche unsichtbare Macht von ihm ab die sieggewöhnten Waffen, des leiblichen Armes sowohl, wie der Seele und der Thatkraft. Darum ziemt es nicht, den Stab zu brechen über erliegende Größe, wenn sie nur, wie König Ottokar, ihrer würdig gefallen!

Blutig und leichenbedeckt lag das weite Feld, über welches der eherne Fuß der Schlacht geschritten war. Gegen zwölftausend Todte hatten die geschlagenen Böhmen theils im Kampfe, theils auf der Flucht, theils in den Wellen der March zurückgelassen. Einige Tausende wurden gefangen

und entwaffnet, unter ihnen Herzog Nicolaus, des erschlagenen Königs Sohn. Bei weitem minder, doch immer empfindlich war der Verlust, den das königliche Heer erlitten. Der Ritter und Edlen waren viele gefallen; vierzehn Trautmannsdorfe, die hundert Züricher beinahe alle, deckten den Wahlplatz.

König Rudolf ertheilte auf dem Schlachtfelde Belohnungen und ritterliche Ehre. Von der Beute erhielten den größten Antheil die Ungarn; dann zogen diese wieder in ihre Heimat. Nur ein Schwarm Kumanen blieb, mit oder gegen des Königs Willen, zurück, streifte raubend und sengend nach Mähren hinüber, bis ein Theil des zersprengten Böhmenheeres, sich ermannend, die Plünderer angriff und zurücktrieb.

Die Früchte seines Sieges verfolgend, rückte König Rudolf sogleich nach der Schlacht über Feldskirch und Nikolsburg in Mähren vor. Er wünschte das Land gegen die Gewaltthätigkeit der halb wilden Kumanen zu schützen, dennoch war es ihm unmöglich, seine eigenen Soldaten zu zügeln, da bei den gemischten Elementen seines Heeres und dem lockeren Bestande der damaligen Heeresverfassung überhaupt, geregelte Mannszucht und Ueberwachung nicht ausführbar war. Der Mangel, den die Truppen in den verarmten Gegenden erlitten, stachelte sie zur wilden Vertilgungswuth. Planlos brannten und rissen sie nieder, und fingen die Landleute zusammen, die sich nicht wehren konnten. Das Städtchen Pohrlitz, ein Leibgedinge der böhmischen Königin, viele Dörfer der Stifte Kanitz, Oslawan und Raigern, sanken in Asche. Zwischen Oslawan und Rossitz, östlich von Brünn, lagerte der König bis in die letzten Tage des Septembers. Die mährischen Städte schickten Abgeordnete und boten Unterwerfung an; auch der Bischof Bruno von Olmütz erschien mit vielen mährischen Ministerialen. Sie wurden überaus gnädig empfangen, die Städte durch Privilegien geehrt, Brünn aber, das dem Könige unter großen Feierlichkeiten seine Thore öffnete, zur freien Reichsstadt erhoben; ein Beweis, daß das Reich seinen unmittelbaren Einfluß auch in den böhmischen Landen immer tiefer einzuwurzeln trachtete. Znaim, die Gränzstadt, erhielt eine besondere Handfeste.

Mit zweifelhaften Entschlüssen sah Böhmen der Ankunft des römischen Königs entgegen. Zwischen zwei Maßregeln mußte gewählt werden. Ottokar's Witwe, die Königin Kunigunde, mit ihr die meisten Städte, trachtete vor Allem, dem Lande den Frieden zurückzugeben; zu diesem Ende wollten sie

dem Könige Rudolf die Vormundschaft über die königlichen Waisen und die oberste Verwaltung des Landes bis zu Wenzel's II. Großjährigkeit antragen, was auch schon im September geschah. Bereitwillig nahm der König diesen Vorschlag an, verlobte, kraft eines Vertrages, seine Kinder neuerdings mit jenen der böhmischen Königin, erbot sich, die Verwaltung Böhmens zeitweise zu übernehmen, und sicherte der Königin ein jährliches Leibgedinge von 3000 Mark.

Aber nicht so friedlich gesinnt, wie die betriebsamen Städte, zeigte sich der größere Theil des Adels, dessen Einfluß bei fortgesetztem Kriege besser berathen schien, als im schlaffen Zustande eines ungünstigen Friedens. Die drohende Sprache, in welcher Rudolf die böhmischen Barone zur Unterwerfung aufforderte, mehrte ihren Unmuth, und gern schlossen sie sich an Otto, den Markgrafen von Brandenburg, an, der, Vormundschaft und Regierung Böhmens für sich begehrend, jenem Vertrage der Friedenspartei eine entschiedene Abneigung bezeigte. Er führte 400 geharnischte Reiter nach Böhmen, und stellte sich an die Spitze der Mißvergnügten, die, bei seinem Beistande und wahrscheinlich auch durch Herzog Heinrich IV. von Breslau unterstützt, eine nicht geringe Streitmacht entwickelten.

Dem Könige Rudolf konnten diese erneuten Rüstungen in Böhmen nicht gleichgiltig seyn, denn sein eigenes Heer war seit dem Abzuge der Ungarn und vieler Verbündeten sehr zusammengeschmolzen. Dennoch drang er, zumeist durch Mangel genöthigt, in Böhmen ein, und hinter Czaslau traf ihn die frohe Botschaft, daß die Oesterreicher und Steyerer, mit ihnen die Hilfstruppen der Stifter Salzburg, Gurk, Chiemsee, Lavant und Seckau, in Eilmärschen ihm zuzögen. Bei Sedlecz vereinigten sie sich mit ihm, während das böhmisch-brandenburgische Heer schlagfertig bei Kolin stand und eine abermalige Schlacht den letzten Würfel über Ottokar's verwaistes Reich zu werfen bestimmt schien.

So verhängnißvolle Wahl schreckte selbst die Kriegslustigen; auch konnte man sich in Böhmen nicht verhehlen, daß es hier mehr den Vortheil des Brandenburgers, als jenen des Vaterlandes gelte. Beide Theile dachten mit Unlust an abermaliges Blutvergießen. Vier Schiedsrichter traten zusammen, den Frieden zu ermitteln; von Seite des römischen Königs der Graf Mainhart von Tyrol und Burggraf Friedrich von Nürnberg; Böhmen stellte den Bischof Bruno von Olmütz und Otto mit dem Pfeil, des

Brandenburger Markgrafen Vetter; als Obmann erschien der Erzbischof von Salzburg. So ward der Friedensvertrag besprochen und beschlossen: der Markgraf Otto von Brandenburg sollte die Vormundschaft über den minderjährigen König Wenzel II. und die Regentschaft Böhmens für die kommenden fünf Jahre übernehmen; auf dieselbe Dauer übernahm König Rudolf das Markgrafthum Mähren als Ersatz der Kriegskosten; Herzog Heinrich IV. von Breslau erhielt das Gebiet von Glatz zu lebenslänglichem Genusse; König Wenzel II. wurde mit König Rudolf's Tochter Jutta, des Letzteren Sohn, Rudolf, mit Wenzel's Schwester, Agnes, endlich Otto der Kleine, Markgraf Otto's des Langen von Brandenburg Bruder, mit König Rudolf's Tochter, Hedwig, verlobt. Eger's, welches nach dem Vertrage vom 6. Mai 1277 an Böhmen hatte kommen sollen, wurde nicht weiter gedacht. Der Versprechung folgte alsbald die Verlobung, trotz der Jugend der Paare; Wenzel und Jutta standen im achten, Rudolf und Agnes im zehnten Jahre. Vom Bischofe von Basel wurden die Kinder einander feierlich verlobt, um durch kirchliches Zuthun jeglicher Lösung des Vertrages vorzubeugen. Die Feierlichkeit geschah in Iglau; dort führten König Rudolf und die königliche Witwe von Böhmen einander ihre Kinder zu, mit großem und prachtvollem Gefolge. Rennen und Waffenspiele wurden abgehalten. König Rudolf trug alle Sorge, seine erlauchten Gäste zu ehren und zu unterhalten, und den heiteren Stunden zugleich den Preis dauernder Versöhnung abzugewinnen. Beim Spiele hatte er veranstaltet, daß je ein Ritter zwischen zwei Frauen saß, und dieser Wechsel zwischen Anmuth und Ernst brachte den Eindruck hervor, als stünden, wie Horneck meldet, weiße Zeitlosen der Haide neben dunklen Kohlrosen. Rudolf saß neben der Königin Kunigunde. Ihre Schönheit überstrahlte den ganzen Kreis; sie trug den Witwenschleier, und wenn dieser sich zufällig hob, so leuchtete ihr Blick hervor, daß er selbst „einen halbtodten Mann hätte beleben müssen." „Frau," sagte der König mit ritterlichem Scherze zu ihr: „Ihr möget wissen, daß, wenn man tödtliche Feindschaft in Sühne tilgt, man sie mit einem Kusse bestätiget und versiegelt. Wolltet Ihr also gegen mich thun, so wüßte ich dann, daß die Sühne zwischen uns echt und ganz wäre." Mit Huld und Anmuth gab die Königin die Antwort zurück. Man vergaß der alten Feindschaft. In Mähren vertraute der König die Regierung den Bischöfen von Olmütz und Basel, legte verläßliche Besatzungen in die festen Plätze und kehrte dann über Znaim zurück nach Oesterreich.

Dem Sieger und Friedenspender bereitete Wien feierlichen Empfang. Die Ritter turnirten unter den Augen des Königs; der mehr als hundertjährige Otto von Haslau brach eine Lanze mit dem Sohne seiner Urenkelin, und beide Kämpen, jenen der Vergangenheit und den der Gegenwart, schlug der König zu Rittern. Auch Graf Johann von Güns, der im Kriege Oesterreichs Gränzen mit Feuer, und seine Mannen mit Wassersnoth geängstigt hatte, kam jetzt voll friedlicher Gesinnung nach Wien, die glänzenden Feste anzuschauen. Besorgt für seine Sicherheit, hatte er sich freies Geleite zusagen lassen. Er eilte an des Königs Tafel, trank dessen Pokal aus, und als er sich so die Rechte des Gastfreundes erworben, sagte er laut: „Nun bin ich sicher, denn ich trank aus dem Becher des besten Mannes, der da lebt!“

Herzog Heinrich von Baiern, dessen Wankelmuth und Arglist des Königs Lage so bedenklich gemacht hatte, eilte jetzt durch seinen Sohn Otto, Rudolf's künftigen Eidam, dem gerechten Zorne des Siegers zuvorzukommen. Der König verzieh, bestätigte den Herzog in seinem Lehen, und die Vermälung der Kinder wurde zu Wien feierlich vollzogen; doch wurden als Pfand des Brautschatzes dem Herzoge und dessen Sohne jetzt nur die Städte Schärding, Ried, Freistadt und Neuburg, statt des vorher zugesagten ganzen Landes ob der Enns, eingesetzt.

Jetzt trachtete der König mit Eifer, in Oesterreich die innere Ordnung und Ruhe, die der Krieg gestört, wieder herzustellen und zu sichern. Den Rheinpfalzgrafen, dessen Bruder Heinrich, den getreuen Burggrafen Friedrich von Nürnberg, den Grafen von Sayn, den Erzbischof von Salzburg und den königlichen Kanzler Rudolf von Hoheneck rief er zu einem Rathe zusammen; Landeshauptmann und Landrichter in Oesterreich ob der Enns ward der kraftvolle und bewährte Ulrich von Kapellen; zum Hauptmann in Steyer wählte der König den nicht minder echt befundenen Herrn Otto von Liechtenstein. Wie den Menschen, so dem Himmel treu, lösete er sein Gelübde vom Schlachttage her, durch Gründung des Nonnenklosters zum heiligen Kreuz in Tuln. Die ihm beigestanden im Kampfe gegen den gefürchteten Ottokar, belohnte er reichlich durch Gold und Land. Geistliche wie weltliche Herren, die sich ihm anhänglich erwiesen, hatten sich seiner Freigebigkeit zu rühmen. Doch wehrte er dabei nach Kräften der Steuerfreiheit, die den Reichsschatz verarmte, und ungleiche Betheilung der Lasten bewirkte, und dieses weise Haushalten ward ihm von Manchen, denen dabei gehoffte Vortheile entgingen,

schnöde ausgelegt. Selbst von Sängern und Reimern mußte er sich sagen lassen, daß er bisweilen karge. Er wußte am besten, warum; der Krieg hatte die Kräfte der Länder erschöpft, lange Unordnungen alle Steuerhältnisse verwirrt; die Kassen waren leer, der Bedürfnisse kein Ende. Da galt es zu sparen und zu rechnen, verlorene oder vergessene Ansprüche und Güter wieder hervorzurufen.

Längst war Rudolf als gesetzliches Reichsoberhaupt in Deutschland allenthalben anerkannt; doch zur herkömmlichen Kaiserkrönung in Rom war noch nicht Zeit geworden. Auch jetzt hielten ihn tausend wichtige Sorgen und Verrichtungen in Deutschland zurück, und obschon der Papst ihn **1279** zu diesem Zwecke und zur Bestätigung der Rechte des heiligen Stuhles nach Rom einladen ließ, mußte die Reise immer noch aufgeschoben bleiben. Gern hätte er dem fortdauernden Parteikampfe in Italien, von wo aus man ihn wiederholt als Vermittler anrief, kräftigere Maßregeln entgegengesetzt, hätte er nur erst in Deutschland selbst die Hände freier gehabt. Doch wahrte er in dem Vertrage mit dem Könige Karl von Sicilien, dem Mörder Konradin's von Schwaben, **1279** gewissenhaft die Rechte des Reiches; er übergab dem Könige Karl die Grafschaften Provence und Forcalquier als Reichslehen, und fügte dadurch diese Theile Burgund's wieder in den Reichsverband ein. Dem gleichnamigen Sohne des Königs Karl vermälte er seine Tochter Clementia. Die Trennung von der Tochter brach der Königin das Herz, und nach wenigen Monden trauerte Rudolf an der Gruft der treuen Lebensgefährtin, die er zu seiner eigenen Höhe emporgehoben hatte.

Der König ward nicht müde im Ordnen und Schlichten. Die Erbschaft der Allode des Babenberger Nachlasses wurde von ihm auf einem Fürstentage berichtigt, die Erben nach Recht und Billigkeit befriedigt und ihr Verzichtbrief dahingenonnen. Heinrich der Kuenringer, der noch immer gefährliches Einverständniß mit Böhmen unterhielt, und dem Könige die Unterwerfung weigerte, wurde gedemüthigt, seine Burg zu Weitra genommen, ehe ihm noch die erwartete Hilfe kam, der Trotzige in die Verbannung gestoßen.

Böhmen, unter der willkürvollen und ungedeihlichen Vormundschaftsregierung des Markgrafen Otto von Brandenburg, erschöpfte sich in innerlichen Fehden, bis der Krieg auf allen Seiten entbrannte. Darum wendete der König von dem eroberten Weitra aus sich im Herbste **1280** gegen diese Lande, Willens, Frieden und Ruhe zu erzwingen. Am **20.** September lagerte

er vor Brünn, einen Monat später war er bis Deutschbrod vorgedrungen, und stand drohend in Böhmen. Sein Zug galt nicht sowohl dem Lande, als vielmehr dem Markgrafen. Doch die Noth des Landes bewegte des Königs mitleidiges Herz, und gern gab er der Friedensvermittelung des Pfalzgrafen Gehör.

Klarer, als die meisten seiner Zeitgenossen, sah Rudolf ein, wie das Unglück Deutschlands weniger von außen, als von innen komme. Jede Einheit war aufgehoben durch die rohe Satzung des Faustrechts; ein böser Zufall konnte die steten Befehdungen leicht in einen Krieg Aller gegen Alle verwandeln; das Ansehen des Kaiserthrones, die Macht des Reiches stand auf ewig wankendem Grunde. Dem eingewurzelten Uebel ließ sich nicht mit einem Male gründlich begegnen; es ließ sich nur vertagen, nicht alsogleich aufheben. Indem, wenn auch nur zeitweise, ein geregelterer Zustand herbeigeführt wurde, mußte das Faustrecht sich endlich in seinem wahren, schlimmen Lichte zeigen, und selbst die Widerspänstigen mit dem Vortheile des inneren Friedens befreunden. Kaum nach Wien zurückgekehrt, ließ der König von allen Ministerialen und Edlen vorläufig einen zehnjährigen Landfrieden angeloben. Damit war der Ordnung und Ruhe wenigstens das Thor geöffnet, und Rudolf's Nachfolger konnten die von ihm ausgestreute Friedenssaat dereinst zur völligen Reife bringen.

Endlich drängte die Zeit auch, sichere Verfügung über diejenigen Lande zu treffen, welche Rudolf von Ottokar für das Reich zurückerworben hatte. Ein Jahr nur durfte, nach dem Reichsherkommen, ein deutscher König für sich selbst mit eröffneten Reichslehen schalten, und schon waren seit dem Wiener Frieden über vier Jahre vergangen; auch sehnten sich die betreffenden Lande ungeduldig aus diesem schwankenden Zustande heraus.

Mit undenklicher Mühe und Anstrengung, ja mit Gefahr für seinen eigenen Besitz, im Falle dem streitbaren und gewaltigen Ottokar der Sieg geworden wäre, hatte König Rudolf vom Böhmenkönige die Lehen zurückerkämpft, welche dieser vom Reiche unabhängig zu machen gestrebt. Mit Recht dachte nun Rudolf darauf, die Macht und Würde seines Hauses, das dem Reiche solche Opfer gebracht, zu sichern. Das Reich hatte ihn bei Zurückeroberung jener Lehen nur schwach unterstützt, die eigene Kraft, das eigene Blut hatte er daran setzen müssen, um die Rechte des Reiches durchzufechten; wer also hatte giltigere Ansprüche an jene Lehen, als sein Haus? Dieser Lieblingsplan beschäftigte den König in seinem Innersten; doch streng hielt

er an Gesetz und Herkommen, und darum mochte er auch keine Schritte in dieser Sache thun ohne die Willebriefe der Kurfürsten. Wohl sahen die Stände ein, wie tief das Reich dem Könige verschuldet war; gern erklärten sie sich einverstanden, und Rudolf durfte der Verwirklichung seines Wunsches mit Zuversicht entgegensehen. Er hätte in dieser Hinsicht mit der Ausführung nicht zu zaudern gebraucht; aber einmal im Zuge, meinte er den Moment des Glückes nach allen Seiten hin festhalten zu müssen, und während er seinem Erstgeborenen, dem Grafen Albrecht, die Belehnung mit den erledigten Herzogthümern zudachte, wollte er seinem zweiten Sohne, dem Grafen Hartmann, die römische Königskrone, vielleicht auch jene von Arelat, auf das Haupt setzen. Zugleich riefen ihn dringende Angelegenheiten nach Schwaben und dem Rheine hin. Im Mai 1281 schied er aus Oesterreich, wo er beinahe fünf Jahre zugebracht hatte. Vorher aber übergab er seinem Sohne Albrecht als Reichsverweser und Gewaltiger die Statthalterschaft über die österreichischen Lande, und stellte ihm fünfzehn österreichische Edle als Räthe an die Seite.

Auf dem Reichstage zu Nürnberg, den der König nach seiner Abreise aus Oesterreich eröffnete, wurde ein allgemeiner Landfrieden auf fünf Jahre, und ein besonderer für Franken auf eine gleiche Dauer, reichsgesetzlich ausgemacht; auch wurden alle seit Friedrich's II. Absetzung von König Richard oder dessen Vorfahren ohne Zustimmung der Mehrzahl der Kurfürsten getroffenen Vergabungen oder Veräußerungen von Reichslehen und Reichsgütern als ungiltig erklärt, eine Maßregel, die um so nothwendiger war, je gewissenloser bei den zwiespältigen Kaiserwahlen von den fremden Reichsoberhäuptern mit dem Eigenthume des Reiches verfahren worden war. Dadurch wurde auch zugleich angedeutet, aus welchem Gesichtspunkte die Lehensertheilung anzusehen sey, welche Ottokar rücksichtlich der, dem Reiche anheimgefallenen, österreichischen Lande sich vom Könige Richard ohne Willebriefe der Kurfürsten hatte ertheilen lassen. In Schwaben und am Rheine stellte der König den beschworenen, aber häufig verletzten Landfrieden wieder her, schlichtete im Frieden oder mit Gewalt manchen Streit, und zwang den Grafen Philipp von Savoyen, einen trotzigen Greis, zur Unterwerfung. Ueberall that sich in seinen Handlungen das Bestreben kund, den Frieden im Reiche zu befestigen, und um so ehrwürdiger war sein desfallsiges Bemühen, da er nicht hoffen konnte, mit eigenen Augen das Gebäude zu sehen, dessen

Grundstein er legte. Erst Jahrhunderte später sollte aus jenen zeitweisen Waffenstillständen, die Rudolf gegen das Faustrecht schloß, durch einen seiner hohen Enkel ein ewiger und allgemeiner Landfriede hervorgehen. Aber einen anderen Entwurf, den, seinen mit König Eduard's I. von England Tochter Johanna bereits vermälten zweiten Sohn auf den Thron von Arelat zu setzen und ihm die römische Königskrone zuzuwenden, vereitelte der unerbittliche Tod, der den schönen und milden Jüngling Hartmann bei nächtlicher Stromfahrt in die Wellen des Rheines hinabstieß, zum bitteren Schmerze des greisen Königs; denn Hartmann war sein Liebling gewesen.

Solche Schicksalseingriffe mahnten zur Eile hinsichtlich anderer Plane. Der König ließ zum Decbr. 1282 einen Reichstag nach Augsburg ausschreiben. Hier stellte er am 27. seine beiden Söhne, Albrecht und Rudolf, den versammelten Reichsständen vor, erwähnte mit edlem Selbstbewußtseyn die Dienste, die er mit Anstrengung und Opfern aller Art dem Reiche geleistet, und die wohl verdienten, daß sein Haus erhöht und verherrlicht werde, um noch kräftiger für das Reich wirken zu können. Die Kurfürsten hatten schon früher ihre Zustimmung ertheilt, kein Widerspruch erfolgte. Knieend empfingen Albrecht und der erst zwölfjährige Rudolf die Belehnung mit den Herzogthümern und Fürstenthümern Oesterreich, Steyer, Kärnten, Krain, windische Mark und Portenau, sammt allen Gütern, die den Babenbergern und dem Könige Ottokar dort zu eigen gewesen. Große Verdienste hatte sich der Graf Mainhart von Tirol in dem Erwerbungskampfe um diese Lande erworben; daher war, noch vor Vollziehung des Lehenbriefes, die erste Handlung der neuen Herzoge, daß sie das Herzogthum Kärnten dem Könige zurückstellten, und um Verleihung dieses Landes an den Grafen Mainhart baten. Die Bitte ward gewährt; doch erfolgte die wirkliche Verleihung an den Grafen nicht vor dem 1. Februar 1286. Dagegen wurde der Lehenbrief für die neuen Herzoge von Oesterreich und Steyer unmittelbar nach der Ceremonie der Belehnung vollzogen und von den anwesenden Ständen unterzeichnet.

So ward das Haus Habsburg herrschend und einheimisch in Oesterreich, so der Grund gelegt zu der, im Laufe der Jahre immer reicher und herrlicher sich entfaltenden Macht des hohen Stammes. Die Verleihung geschah streng' im Sinne und in der Form der Gesetze, ohne jede Willkür, mit Einwilligung der stimmberufenen Stände, nach herkömmlichem Reichsbrauche und giltigem deutschem Rechte, ohne Kränkung fremder Gerechtsame.

Durch ein Mandat entband der König Rudolf die Ministerialen und Herren in Oesterreich und Steyer des ihm, als unmittelbarem Oberhaupte, geleisteten Eides, und überwies sie an seine Söhne, als ihre nunmehrigen Herzoge und Gebieter. Alle mit dieser neuen Ordnung der Dinge nicht zu vereinigenden Privilegien mußten hintanstehen. Wien wurde, wenn nicht ausdrücklich, doch stillschweigend, seines Vorrechtes als freie Reichsstadt wieder enthoben, eine Eigenschaft, die ohnehin mit den neuen Verhältnissen kaum verträglich gewesen seyn würde, wie übel man auch diese Zurücknahme früher zugestandenen Vorzuges in Wien aufnahm, und wie harte Fehden sie veranlaßte. Auch die von Friedrich II., im Grolle gegen den streitbaren Friedrich, den Steyrern ertheilte Zusage, daß ihr Land stets unmittelbar bei dem Reiche bleiben sollte, war mit dem veränderten Stande der Sachen nicht zu vereinigen und hätte nur zu fortwährenden Verwirrungen Anlaß geben müssen. Den neuen Herzogen wurden die österreichischen und steyerischen Lande mit allen Rechten, Freiheiten und Zugehörungen übergeben, wie sie einst die Herzoge Leopold und Friedrich besessen, der vorübergehend eingetretenen Minderungen dieser Rechte aber nicht gedacht.

Immerhin aber blieb es eine schwierige Frage, wie die beiden herzoglichen Brüder ihre Herrenrechte unter einander theilen oder vereinigen würden, zumal wenn Herzog Rudolf zur Volljährigkeit und Selbstständigkeit gelangt sey. Dies wurde dem Könige Rudolf von wohlmeinenden österreichischen Ministerialen offen vorgestellt, und der König, beherzigend, wie schwer es seyn werde, zweien rechtmäßigen Herren zugleich zu gehorchen, da doch Beider Wille nicht immer derselbe seyn könne, setzte am 1. Juni 1283 zu Rheinfelden kraft vorbehaltener königlicher und väterlicher Machtvollkommenheit fest: daß die Lande Oesterreich und Steyer sammt ihren Zubehörungen den Herzog Albrecht als ihren alleinigen Herrn anzusehen hätten. Rudolfen solle nur der Titel von diesen Provinzen bleiben; dagegen wurden ihm die Habsburger und Kyburger Herrschaften und Voigteien überwiesen. Würde Letzterem binnen vier Jahren kein Königreich oder Herzogthum zufallen, so habe ihm sein Bruder Albrecht eine, nach dem Ermessen des Burggrafen Friedrich von Nürnberg und der Grafen Albrecht von Hohenberg, Heinrich von Fürstenberg und Ludwig von Oettingen zu bestimmende Geldsumme auszuzahlen. Stürbe Albrecht's männlicher Stamm aus, so gehe die Nachfolge in jenen Provinzen auf Rudolf und dessen männliche Nachkommen über. Diese Punkte

bedurften um so genauerer Bestimmung, je geringere Berücksichtigung zu jener Zeit der Vorzug der Erstgeburt zu finden pflegte.

Dankbar anerkannten die österreichischen Ministerialen jene sorgsame Feststellung der Verhältnisse, die jede künftige Zweifelfrage fast unmöglich machte. Sie versprachen in einer eigenen Urkunde, diese neue Hausordnung ihrer Landesfürsten getreulich bei Kraft zu erhalten, so wie seinerseits der König alle Rechte und Privilegien bestätigte, welche den Fürsten Oesterreichs von früheren Kaisern und Königen bis zu Friedrich II. ertheilt worden.

Nachdem der König Rudolf auf solche Art die Verhältnisse in Oesterreich und Steyer weise und zweckdienlich geordnet, tritt seine eigene Person aus der Geschichte dieser Lande heraus. Doch hat sein erhabenes Walten, seine Würde als Gründer der österreichischen Hausmacht und als Stammvater eines Geschlechts, welches immer höher und herrlicher sich auszubreiten und in männlichen und weiblichen Sprossen alle Kronen vom Niemen bis an den Tajo, von Island bis an den Aetna zu tragen bestimmt war, wohl verdient, daß wir seiner ehrwürdigen Gestalt noch bis an das Ziel ihrer Laufbahn folgen.

Gewarnt durch die tiefe tragische Bedeutung der Geschichte Hohenstaufen's, Augenzeuge, wie dieses herrliche Geschlecht im Zaubergarten Italiens seiner wahren Sendung vergessen und dort sich verblutet hatte, wendete er den italienischen Angelegenheiten keine größere Theilnahme zu, als sich mit seinem und des Reiches Nutzen vertrug. Wußte er doch, daß man in Italien den Vermittler, den man in der Angst des Augenblickes herbeigerufen, gar schnell unbequem, ja hassenswerth zu finden pflege, daß es dort weit leichter sey, alle Parteien gegen sich zu verbünden, als eine derselben an sich anzuschließen, und daß mit jedem, selbst besonnenen Einschreiten, das Vertrauen und die Gunst des römischen Hofes — Dinge, die keiner der vorhergehenden Kaiser ungestraft verscherzt hatte — herabgestimmt und geschwächt werde. Mochte auch eine Partei in Deutschland, durch Karl's des Großen und der Ottonen glänzende Bilder geblendet, unmuthig darein blicken, daß Deutschlands König den alten Einfluß des Reiches in Italien beinahe auf bloße Formalitäten und klingende Vortheile beschränke; die Vergangenheit hatte Rudolf's Politik gerechtfertigt, und auch die Zukunft sollte noch zu ihren Gunsten sprechen.

Näher lag dem Könige der Plan der factischen Wiedervereinigung Burgund's mit dem Reiche, wodurch für Deutschland und Italien eine schützende Feste gegen Frankreich zu gewinnen war, und jenen Ländern in der gemeinsamen Abwehr auch ein natürlicher Punkt der Vereinigung ihrer Interessen erstehen mußte. Dort galt es zuvörderst das königliche Ansehen wieder in scharfe Erinnerung zu bringen. Der unruhvolle Greis, Graf Philipp von Savoyen, gegen welchen der König schon früher sein Schwert zu ziehen gezwungen worden, zürnte dem Bischof Wilhelm von Lausanne, weil derselbe seinen Bischofssitz mit Mauern und Wällen gewahrt hatte. Er überfiel den Bischof, verwüstete dessen festen Wohnort und die anderen steinernen Häuser des Adels. König Rudolf, von den Geschädigten um Hilfe angerufen, verwarnte den Grafen ernstlichst. Der achtete dessen nicht. Da rückte der König abermals gegen Savoyen vor, und belagerte Murten. Der Ort widerstand heftig; die Belagerten fielen aus, zerrten den Kampf gegen den See hin, und schnitten den König von seinen Gefährten ab. Ohne Besinnen setzte der fünfundsechzigjährige König mit seinem Rosse in den See, und erwehrte sich herzhaft der andringenden Männer von Murten, bis Hartmann von Baldegg, mit Kriegern herbeieilend, den König aus dem Feindesschwarme heraushieb. Der Platz fiel; auch das ausgehungerte Peterlingen mußte sich dem Könige ergeben. Das brach des Grafen Trotz. Der Papst, die Höfe von England und Frankreich legten sich in's Mittel. Der Graf stellte Gümminen, Murten und Peterlingen dem Reiche zurück, vertrug sich mit dem Bischofe, und erhielt wieder die Gunst des Königs. So erwarb der König bei vielen Gelegenheiten dem Reiche zurück, was demselben entzogen worden, und wahrte dessen Rechte und Ansprüche, wo er nur mochte und konnte. In Lausanne setzte er einen Reichslandvoigt ein.

Hatte man in Burgund des Königs Schwert empfunden und fürchten gelernt, so gab es auch Anlaß, friedlichere Verbindungen mit diesem Reiche anzuknüpfen. Der König, zum Witwer geworden, von seinen noch lebenden Söhnen und Töchtern durch die Verhältnisse getrennt, entbehrte mit Kummer der traulichen Freuden des Hauses, deren sein Herz von jeher so bedürftig gewesen. Seine Freunde drangen in ihn, sich wieder zu vermälen. Seine Bekanntschaft mit Isabellen, der jüngsten Tochter des Herzogs Hugo IV. von Burgund, reifte seinen Entschluß; denn wohl mußte eine solche Verbindung ihm in Burgund zu verdoppeltem Ansehen und Einfluß verhelfen. Zu

Remiremont fand 1284 die Vermälung, zu Basel die Festlichkeit Statt. Ungeachtet des Abstandes der Jahre war die Ehe eine glückliche, und verschönte den Lebensabend des ehrwürdigen Königs. Als nunmehrige Königin nahm Isabelle den Namen Agnes an.

In Schwaben, wo, obschon unter anderen Namen und für andere Zwecke, die alte Zwietracht der Waiblinger und Welfen noch immer forttobte, bot sich dem Auge des Königs, das unabläßig auf Erhaltung innerer Ruhe in Deutschland gerichtet war, unerfreulicher und untröstlicher Anblick dar. Der König hatte von einem Königreiche oder Herzogthume gesprochen, das er für seinen zweiten Sohn Rudolf ausfindig zu machen hoffe. Dies bezogen Manche auf Schwaben, meinend, daß der König damit umgehe, das alte große Herzogthum Schwaben in seiner Einheit wieder herzustellen. Die schwäbischen Grafen, durch Verlust mancher Herrschaft gekränkt, die sie dem Reiche hatten zurückstellen müssen, fürchteten unter solchen Aussichten jeder Selbstständigkeit baar zu werden. Sie lärmten Freunde und Gegner auf; zwei Bündnisse gegen die vom Reiche eingesetzten Landvoigte wurden gebildet und die Fehde begonnen. Umsonst suchte der König sie zu besänftigen; da fiel er unerwartet mit einem Heere dem Grafen Eberhard von Würtemberg in sein Land, und zog siegreich bis vor Stuttgart. Der Graf eilte, durch schnellen Friedensvertrag die Gefahr zu beseitigen; doch kaum hatte der König den Rücken gewendet, so setzte jener Stuttgart wieder in festen Zustand, und griff abermals zum Schwerte, während sein Bundesgenosse, Markgraf Hermann der Aeltere von Baden, den Landvoigt, Grafen Albrecht, aus der Stadt und Burg Altensteig vertrieb. Der König kehrte, an der Spitze des Aufgebotes, zurück, entsetzte Eßlingen, brach viele Burgen und zwang vor Stuttgart den Grafen Eberhard zu dauerndem und zuverläßigem Frieden. Den Abt von St. Gallen, der sich an ihm vergangen und, nach vorübergehendem Frieden, Bann und Reichsacht auf sich geladen hatte, trieb der König in seinem Zorne von Land und Leuten. Vertrieben und flüchtig, mußte der Abt bis zum Tode des Königs harren, ehe er nach St. Gallen zurückzukehren sich getraute.

Jetzt nahm der König auch den, durch den Drang der Umstände so oft verschobenen Entschluß wieder auf, nach Rom zu ziehen und sich als Kaiser krönen zu lassen. Es lag ihm um so mehr am Herzen, da er als Kaiser noch bei Lebzeiten seinem Sohne Albrecht die römische Königswürde sichern konnte, während außerdem des Letzteren Nachfolge im Reiche sich schwer verbürgen

ließ. Er schickte eine Gesandtschaft nach Rom, um am päpstlichen Hofe die nöthigen Einleitungen zu treffen; doch der schnelle Tod des Papstes Honorius IV. brachte abermals diese wichtige Angelegenheit in's Stocken.

Mit den schwäbischen Grafen kam der König 1287 oder 1288 völlig in's Reine; die Besorgnisse der Erstgenannten hörten auf, da die Wiederherstellung des alten aufgelöseten Herzogthums Schwaben ausdrücklich abgelehnt, und die dortigen Reichsunmittelbaren lediglich unter den König, ohne Zuthun eines Herzogs, gestellt wurden. Dagegen erwuchs dem Könige Fehde gegen den Pfalzgrafen Otto von Hochburgund, der seine Voigtei und die Stadt Besançon vom Reiche zu trennen und der Krone Frankreich zuzuwenden trachtete. Der König zog gegen ihn, eroberte Mümpelgard und belagerte Besançon. Der Pfalzgraf und seine Anhänger bauten auf den Beistand Frankreichs, dessen Angelegenheit die Fehde auch war; doch dieses blieb bei stolzen Worten stehen. Im Feindeslande hatte der König die Mittel zu finden gehofft, um sein Heer zu unterhalten. Doch es fehlte in Hochburgund an Lebensmitteln, und bald brach Mangel ein. Der greise König ging seinen Kriegern in Entbehrungen muthig voran; er drängte zu einer entscheidenden Schlacht, weil der Sieg, wie er sich getröstete, auch Nahrung herbeischaffen werde; und würden sie gefangen, so werde man sie auch nicht verhungern lassen. Doch bevor es zum Schlagen kam, thaten der Pfalzgraf und seine Verbündeten Friedensvorschläge, gaben die Gefangenen frei, leisteten den Eid der Treue und löseten sich aus der Reichsacht.

Immer mehr lichtete der Tod den Kreis, dem der König zunächst angehörte, und erinnerte diesen, daß vielleicht auch seine eigene Stunde nicht mehr fern sey. Sein jüngerer Sohn, der kaum zwanzigjährige Herzog Rudolf, starb 1290 in Prag eines frühen Todes, seine Gemalin Agnes von Böhmen gesegneten Leibes hinterlassend. Kurz nach seinem Tode gebar sie einen Sohn, Johann, den sein böses Geschick zum gräßlichsten aller Verbrechen heranzog, und dessen weiteres Daseyn sich in einer dunklen Blutspur verliert.

Treu seinem hohen Berufe, verkündigte der König in allen Gegenden des Reiches, durch welche Weg sein ihn führte, in Franken, Schwaben und Burgund, die frohe Botschaft des Landfriedens. Als er dann über Mainz zu dem Frankfurter Reichstage zog, war es abermals sein eifrigstes Bemühen, den versammelten Kurfürsten die Erwählung seines Sohnes zu seinem Nachfolger

an's Herz zu legen; er forderte es als gerechte Belohnung seiner Verdienste um das Reich, wie zu seinem Troste; da es zweifelhaft sey, ob das von ihm mit solchem Erfolge begonnene Werk der Beruhigung Deutschlands durch einen Fremden mit gleichem Eifer und mit gleichem Berufe fortgesetzt werden könne. Auf manchen Seiten gewahrte er Bereitwilligkeit, aber auf noch mehren Unentschlossenheit, wenn nicht Mißtrauen. Am feindseligsten trat ihm der neue Erzbischof von Mainz, Gerhard von Eppenstein, entgegen, den der König bei der früheren Erledigung des Mainzer Stuhles übergangen hatte, und dessen nachträgliches Gemüth diese Gelegenheit der Entgeltung begierig wahrnahm. Er stachelte der Fürsten Besorgniß an, ob Herzog Albrecht's Macht und harten Sinnes; derselbe werde nicht geneigt seyn, den Wahlfürsten Zugeständnisse zu machen, noch zu halten; werde Reichsgut an sich reißen, wo es nur thunlich, und Allen ein strenger Gebieter seyn. Die Fürsten, um des eigenen Einflusses willen, mochten keinen mächtigen und strengen Kaiser. So drang der Erzbischof mit seinen Warnungen durch, und des greisen Königs Seelenwunsch blieb unerfüllt.

Es war die letzte bittere Täuschung, welche die Welt ihm bereitete; doch nagte sie an seinem Herzen. Gebeugt zog er von dannen, nach Mainz, und über Hagenau nach Straßburg. Die liebevolle Pflege seiner Gattin erfreute hier sein krankes Gemüth. Er saß eben mit ihr beim Bretspiele, als sein Arzt zu ihm trat. Des Königs matter Blick erschreckte den gelehrten Mann; er äußerte ohne Rückhalt seine Besorgnisse, und seine Worte brachten des Königs Ahnungen zum vollen Bewußtseyn. Dem ward nun klar, daß es zu sterben gelte. „So laßt mich nach Speyer hin, zur Gruft meiner Vorfahren!" sagte er entschlossen, und heiter, freudig und todesmuthig bestieg er das Schiff. Zu Germersheim verweilte er; in Speyer siechte er drei Wochen lang, dann starb er, fromm und unerschrocken, wie er im Leben dagestanden. Der 15. Juli 1291 sammelte ihn zu seinen Vätern; er ging heim, hochbejahrt, doch noch immer zu frühe für Deutschlands Wohl.

Man begrub ihn in der Kaisergruft des Domes zu Speyer, an der Seite des Hohenstaufen Philipp, den des Wittelsbacher's blutige Faust erschlagen. Ein guter Steinmetz, der den König im Leben öfter gesehen und ihm nachgereiset war, meißelte auf den Denkstein über Rudolf's Gruft dessen naturgetreues Bildniß, durch welches, in mehrfachen Abbildungen, des Königs wahre Gesichtszüge auch auf uns gekommen sind. Als aber in der Pfingstwoche

1689 durch Melac's Banden die altehrwürdige Stadt Speyer, und mit ihr der Kaiserdom, dieses Doppeldenkmal deutscher Kunst und deutscher Fürstengröße, in Schutt und Asche sank, drangen die beutegierigen Franzosen, wähnend, verborgene Kostbarkeiten zu finden, über die rauchenden Trümmer in die Kaisergrüfte hinab, sprengten die Grabesdecken, die Friedenssiegel des Todes, öffneten die Särge, und, getäuscht in ihren Erwartungen, streueten sie die Gebeine der Kaiser unter die Asche, und zertrümmerten die Denkmale der Verehrung und Liebe. Da fiel auch König Rudolf's Steinbild unter der Vertilgungswuth der Fremdlinge, und nur ein Zufall rettete die Reste, die davon auf unsere Tage gekommen. Hundert und vier Jahre später, 1793, nachdem deutscher Patriotismus und Fleiß die Stadt wieder erbaut und den hohen Dom hergestellt hatten, kehrten die Franzosen mit allem Verheerungsgrimme ihrer Väter zurück. Wiederum ward von ihnen mit Feuer und Axt zerstört, was man von den Kaisergräbern mühevoll wieder zusammengefügt hatte; den Dom selbst legten sie wüst; erst 1823 ward derselbe wieder hergestellt und dem Gottesdienste zurückgegeben. Allmälig setzte man auch die verödeten Grabesstellen der deutschen Kaiser wieder in würdigen Stand, und gegenwärtig errichtet König Ludwig von Baiern durch Schwanthaler's Künstlerhand dem Könige Rudolf von Habsburg ein schönes Marmordenkmal, ein Zeugniß des hohen deutschen Sinnes seines Gründers.

Rudolf war von ungewöhnlich hoher und ansehnlicher Gestalt, kraftvoll und rüstig; seine Gesichtsfarbe war bleich, sein Haar blond und im Nacken dicht und lang, der Scheitel frühzeitig kahl. Er hatte blaue, lebhafte Augen, eine mächtige Adlernase, über deren Größe er oft scherzte, und eine hohe Stirn. Sein Wesen war ernst und würdevoll, doch zugleich auch gemüthreich, herzgewinnend und herablassend; er war dem Scherze hold und verstand ihn aufzunehmen, wie zu erwidern. Zu der oft beabsichtigten und angesetzten Kaiserkrönung in Rom fand er nie die Zeit, und nannte sich daher selbst nur König. Aber sie war ihm zugedacht, und er hatte das volle Recht, sie anzusprechen, und gern redet die Nachwelt in Verehrung und Dankbarkeit von ihm, als dem starken, weisen und guten „Kaiser Rudolf."

Verdienst und Glück hatten ihn von einer mäßigen Macht zur höchsten Stufe des Ansehens und der Gewalt erhoben. Aber auch Keiner hat die Hoffnungen, die auf ihn gerichtet gewesen, und welche allein ihn zur Höhe des Thrones emportrugen, redlicher erfüllt, als er. Dem zerklüfteten, von

Parteien zerrissenen, von Gesetzlosigkeit und Willkür geschwächten Reiche half er, zumeist aus eigener Kraft, gegen mächtige und gefürchtete Reichsfeinde zu seinem Rechte und Eigenthume, einigte besonnen das Getrennte und Zerstückelte, sühnte und endigte den langen Streit zwischen der geistlichen und der weltlichen Gewalt, umschiffte vorsichtig und glücklich die Syrenenklippe Italiens, an welcher die stolze Kraft der fränkischen und schwäbischen Kaiser so oft Schiffbruch gelitten, und führte aus dem vorgefundenen Schutte aller Verhältnisse ein neues Gebäude der Ordnung und Einheit auf, wie es noch nie vor ihm bestanden; so daß Deutschlands neuere, würdigere Epoche jedenfalls erst mit ihm beginnt. Er war es, der durch feste Handhabung des Landfriedens dem späteren, hochherrlichen Friedenswerke seines großen Enkels Maximilian zuerst vorarbeitete. Während die Hohenstaufen, in ihrer getheilten Politik, in Italien die Macht der Städte niedergedrückt, in Deutschland dagegen sie, als Gegengewicht der Feudalmacht, erhoben hatten, wies Rudolf, ohne ein Princip dem anderen feindselig gegenüber zu stellen, einem jeden seine gebührende Stelle an, und entwickelte so die Kraft eines jeglichen gleichmäßig und natürlich neben der des anderen; daher Städte und Bürger in ihm ihren Freund und Gönner liebten, der Adel aber in ihm seines Standes ersten und zugleich dessen weisen Schützer und Pfleger ehrte. Er gründete die Hausmacht Habsburg's; aber er zeichnete zugleich seinem Hause jenes System der Milde und Gerechtigkeit, des echten christlichen Königthumes vor, das seinem erhabenen Stamme eigen geblieben ist für alle Zeiten, so daß der Stifter der Macht auch das stete hohe Vorbild ihrer Anwendung ward. So steht er edel und herrlich da vor Mit- und Nachwelt; seinem Andenken Segen und Ehre!

Innere Verhältnisse während der ersten Periode, vom Ende des zehnten bis gegen das Ende des dreizehnten Jahrhunderts.

Aufgerichtet, mit dem kaiserlichen Ornate angethan, saß in der Gruft zu Aachen die Leiche Karl's des Großen, noch im Reiche des Todes herrschend, wie einst im Reiche des Lebens. Wie, nach der morgenländischen Sage, die Leiche Salomon's, auf dem Löwenthrone sitzend und auf den Herrscherstab gestützt, Dämonen und Menschen noch eine Zeitlang mit dem Scheine des Lebens täuschte und sich Gehorsam erzwang, bis der Holzwurm

den stützenden Staab zernagte, und das zusammenfallende Königsgerippe unfreiwillig den alten Bann des Gehorsams lösete; so saß eine Weile noch der Schatten Karl's des Großen auf dem deutschen Throne, und forderte und fand wenigstens einen Schatten jener Geltung, die des Lebenden Weisheit und Kraft sich erkämpft hatte. Doch nicht lange währte jener täuschende Zauber; er verblich schon unter den Söhnen des Gewaltigen. War einst Karl's Wille das Gesetz der Menschen, sein Schwert die Verfassung der Länder gewesen, so drängte sich jetzt mehr und mehr fremder, bisher gefesselter Einfluß an den deutschen Thron; ein getheilter Wille spaltete seine Kraft, Streitfragen zersplitterten seine Unmittelbarkeit. Eine Schaar streitsüchtiger Vasallen rügte jede Handlung des Königs, die mit ihrem Vortheile unverträglich schien, durch Fehden, und da die königliche Gewalt, die bisher nur in dem zufälligen Maße der eben größeren oder geringeren Macht ihre Ausdehnung wie ihre Gränzen erkannt hatte, durch kein Gesetz näher bestimmt war, so ließ sich doppelt schwer entscheiden, auf wessen Seite das Recht sey. Die Erblichkeit der königlichen Würde in Deutschland wurde am frühesten schwankend. Im sächsischen Hause wurde zwar die deutsche Krone auf eine Zeitlang wieder erblich, und unter den mächtigen und siegreichen Ottonen strebte die Majestät des deutschen Königthums wieder zu ihrer einstigen Höhe auf. Dennoch waren auch sie in so fern bereits an gewisse Satzungen und eingedrungene Herkömmlichkeiten gebunden, als sie nie unterließen, die Bestätigung des künftigen Nachfolgers durch die Stände zu bewirken, deren Mitwirkung sich um so mehr über eine bloße Förmlichkeit erhob, je öfter dieselben, theils durch Ausgang der Herrscherfamilien, theils durch mehrseitige Ansprüche an die Erbfolge (der Grundsatz der Erstgeburt war nur selten entscheidend) zur natürlichen Ausübung eines wirklichen Wahlrechts gelangten. So schritt Deutschland mit gewaltsamer Eile dem Ziele eines Wahlreiches entgegen, das nicht länger zweifelhaft bleiben konnte, als zu dem Gegengewichte der Stände und Vasallen auch noch die Ansprüche des römischen Stuhles in die Schale fielen, und auftauchende Gegenkönige plötzlich das ganze System der Erblichkeit zertrümmerten. Der Investiturstreit rief die kirchliche und die weltliche Macht auf den Kampfplatz gegen einander. Heinrich IV. konnte nur mit dem Schwerte wahren, was der Spruch des Papstes und der Fürsten ihm bestritt; abwechselnd bestand und unterlag er in dem verhängnißvollen Kampfe. Ein von

ihm bestellter Gegenpapst mußte ihm die Krone auf's Haupt setzen, es war ihm beschieden, seine beiden Gegenkönige und seinen ältesten Sohn, Konrad, der, an der Natur frevelnd, seinem eigenen Vater Italien entrissen hatte, zu überleben; dennoch mußte er, ein aufgegebener Greis, zuletzt die blutig behauptete Krone seinem anderen Sohne, Heinrich V., mit ermattender Hand hingeben, und gebannt und dürftig endete Deutschland's Kaiser.

Jener Zeit, wo die Natur sich verläugnete, und die Vaterhand die Faust des Sohnes angstvoll zurückdrängen mußte, schien es auch vorbehalten, jenes kecke Wort auszusprechen, durch welches die römisch-deutsche Kaiserwürde, bisher nur der That nach in ihrer innersten Bedeutung angefochten, jetzt auch dem Namen nach sich von dem Vorrechte der Erblichkeit losreißen mußte; bei der Wahl des Gegenkönigs, Herzog Rudolf's von Schwaben, wurde Deutschland ausdrücklich für ein Wahlreich erklärt, und dem Papste ein Aufsichtsrecht über die Besetzung des kaiserlichen Thrones eingeräumt, wie es ihm vorher über kirchliche Aemter zugestanden hatte. Damals, noch bestimmter aber bei der Wahl Hermann's von Luxemburg, erklärte der Papst, daß er es sey, dem der König die Krone verdanke, oder der doch das Recht habe, der Wahl zu widersprechen. König und Volk schienen diesen Ausspruch stillschweigend zuzugeben. Die Beendigung des Investiturstreites, durch den zu Worms zwischen Heinrich V. und dem Papste Calixt II. abgeschlossenen Vergleich, stellte die geistlichen Fürsten wenigstens als Vasallen unter den Kaiser, und begabte diesen mit Einfluß auf ihre Wahl. Aber die Kreuzzüge verliehen dem Papste wiederum ein entschiedenes Uebergewicht, und stellten ihn in jeder Beziehung als das sichtbare Oberhaupt der christlichen Welt hin; während die Kaiser, obgleich an die Spitze dieser frommen Heerzüge gestellt, dabei weit weniger in der Eigenschaft eines weltlichen Oberhauptes der Christenheit, als vielmehr in der einer dem römischen Stuhle untergeordneten Macht erschienen. Auch verlor der Kaiser noch außerdem durch diese Kreuzzüge die Unterstützung derjenigen Klassen und Stände, die gerade am engsten mit seinem Interesse verbunden waren.

Der außerordentlich zahlreiche, zum großen Theil durch vielfältige Zersplitterung des Familiengutes wenig begüterte Adel und ein großer Theil der Ritterschaft hatten bisher hauptsächlich im kaiserlichen Dienste Ehre und Unterhalt gefunden; jetzt bezeichneten sie sich mit dem Kreuze und zogen

in den Orient, gläubigen Herzens und beutegierigen Trachtens. Die Güter, welche sie daheim zurückließen, kamen durch Kauf, Verpfändung oder Erbgang meist in die Hände der geistlichen und weltlichen Fürsten, die, wenn sie auch Opfer der Kreuzzüge wurden, ihren Platz doch nur verließen, um ihn Anderen, eben so Mächtigen einzuräumen. Zugleich wurde durch den Verlust der großen Menschenmasse aus den niederen Ständen, welche die Kreuzzüge hinwegrafften, die Ausbildung des dritten Standes in den Städten aufgehalten, besonders in Deutschland, wo er sich langsamer entwickelt hat, als in anderen Ländern, und doch konnte erst die Theilnahme dieses Standes an dem neuen Systeme, demselben eine feste, dem fortschreitenden Zeitgeiste angemessene Grundlage geben.

In demselben Verhältnisse, wie durch diese Umstände die Kaiser verloren, gewannen die Fürsten. Diese, von einer Menge unruhiger Vasallen und adeliger Einsassen ihres ehemaligen Amtssprengels befreit, konnten um desto ungestörter an der Befestigung ihres Systems einer untergeordneten Hoheit arbeiten, zu welcher die Verhältnisse sie von selbst hinführten. — Von jenem Systeme der neuen Verfassung muß zuerst das neue Verhältniß der weltlichen Herren zur Krone in Betracht gezogen werden, weil es der Politik der Kaiser, welche auf die fränkischen Könige folgten, nothwendig eine andere Richtung verlieh.

Herzogthümer und Grafschaften waren im Laufe des eilften Jahrhunderts nun ganz entschieden erbliches Eigenthum jedes Geschlechtes geworden, das während dieser Zeit in Besitz derselben gekommen oder geblieben war. Dadurch veränderte sich vorerst der ganze ehemalige Begriff einer Grafschaft (nach neueren Forschungen kommt der Name Graf nicht von grau (alt, senex), sondern vom angelsächsischen Gerefa (fränkisch Grafjo), wie man den Einsammler der Gefälle nannte, der zugleich mit der oberstrichterlichen Würde bekleidet war), die, wie auch die eben gemeldete Herleitung beweiset, früher ein Amt und kein Landesdistrict gewesen war, jetzt aber einen gewissen Bezirk andeutete, dessen Besitzer gewisse Rechte zustanden. Die alte ursprüngliche Gauverfassung (Gau, Gow, Göw, im Latein des Mittelalters pagus, dürfte mit dem griechischen γέα zusammenhangen und bezeichnet daher einen Landstrich; denn der älteste Anbau des Landes war durch einzelne Wohner geschehen, die, durch gemeinschaftliche Nutzung von Grund und Boden, in Markgenossenschaften vereinigt

waren, und, nach Stammverwandtschaft, größere Volksgemeinden der einzelnen, von diesen bewohnten Landstriche, sogenannte Gauen, bildeten, über welche in Friedenszeiten eine eigene Obrigkeit, meisthin Graf genannt, gesetzt war) hatte sich schon früher nach und nach aufgelöset, indem unter den Ottonen die Geistlichkeit immer größere Privilegien errang, und sogar ganze Grafschaften, d. h. die sämmtlichen gräflichen Amtsrechte in einem Gau, verliehen bekam, oder in solchen Gauen, wo sie schon bedeutende Macht besaß, diese Rechte wohl auch mit Gewalt an sich riß, während die Grafen immer häufiger mehr, als Eine Grafschaft zusammenbrachten, und die Herzoge die Verwaltung der in ihrem Sprengel gelegenen Grafschaften erlangten. Da nun diese Aemter, wenn nicht besondere Unfälle sich ereigneten, fast immer vom Vater auf den Sohn übergingen, und da auch die Grafschaft (indem sie ja Eigenthum eines Stiftes werden durfte) überhaupt Eigenthum werden konnte, so mochte sich bei Manchen auch schon die Idee eines bloßen Amtsrechtes verlieren. Weil überdies der König Beneficien häufig in Eigenthum verwandelte, so mochte auch vielleicht schon Manchem eine Grafschaft zum Eigenthum überlassen werden. Alle Verhältnisse, die auf der einstigen Gauverfassung beruhten, erhielten dadurch nothwendig eine andere Gestalt. Die Erblichkeit der Aemter verwandelte den Beamten in einen Regenten. Die Erblichkeit der Beneficien überhaupt veranlaßte zuerst, daß Allodium und Beneficium des Besitzers als ein Ganzes betrachtet wurden; wenn dieser nun zugleich gewisse Amtsrechte erblich auf Diejenigen übertrug, welche ihm als Erben in jenen Gütern folgten, so war es sehr natürlich, daß man sich allmälig diese Rechte als auf dem Gute haftend, und eben darum auch Die, über welche diese Rechte ausgeübt wurden, als zu dem Gute gehörig dachte. Aber bei weitem nicht alle Personen, welche seit dem eilften Jahrhundert unter der Benennung Grafen vorkommen, besaßen eine in ihrem Geschlechte erblich gewordene Gaugrafschaft über den ganzen ehemaligen Gau, so weit er nicht durch Exemtion des geistlichen Gutes und der Reichsvogteien aufgehört hatte, einen Amtssprengel zu bilden; vielmehr besaß die größere Anzahl der Grafen bloß Herrschaften und einzelne Stücke des ehemaligen Amtssprengels mit Grafengewalt. Dieses Verhältniß entstand theils dadurch, daß die Bischöfe in den ihnen überlassenen Gauen oder deren Ueberbleibseln, die Grafschaft nach Willkür vergeben konnten, und sich daher leicht bewegen

ließen, die Grafenrechte über einen Theil des Amtssprengels, und namentlich über die eigenen Herrschaften eines Herrn, diesem zu Lehen zu geben, wenn er dagegen sich dazu verstand, seine Herrschaft, oder auch nur einzelne Stücke derselben, dem Stifte zu Lehen aufzutragen; sie entschlossen sich wohl sogar, noch etwas Beträchtliches von Stiftsgütern als Lehen dazu zu legen, wenn es ihnen darum zu thun war, einen solchen mächtigen Dienstmann zu gewinnen. Gleiches Verhältniß trat bei den weltlichen Reichsbeamten in Ansehung des Herrenstandes ihres Amtssprengels ein. Endlich auch konnte der Kaiser einzelne Herrschaften eximiren und ihnen den Grafenbann verleihen, wobei nicht einmal immer die Herrschaft dem Reiche zu Lehen aufgetragen wurde. Viele einer wahren Gaugrafschaft untergeordnete Grafschaften sind wohl auch nichts Anderes, als verliehene Verwaltung des Grafenamtes im Namen des Gaugrafen (Vicegrafschaften), ein Verhältniß, das sehr natürlich bei den großen Gauen aus den verschiedenen Ding- (Gerichts-) Stätten hervorgehen mußte, an welchen das Gaugericht gehalten wurde. Im Gegensatze jener Grafen, welche eine solche lehenbare Grafschaft besaßen, wird von denen, welche die wirkliche Gaugrafschaft, wenn auch noch so sehr durch Exemtionen geschmälert, als wirkliches Reichsamt verwalteten, der Ausdruck Landgraf (**comes provincialis**) seit dem zwölften Jahrhundert gebraucht, und als sie späterhin von der Gewalt der Herzoge frei wurden, zählte man Grafschaften zu den Fahnlehen (großen Statthalterlehen, weil diese mit der Fahne, die kleineren Lehen aber nur mit dem Schwerte verliehen wurden), weil sie als Reichsbeamte, wie die Herzoge, den Heerbann hatten, und sie selbst zum Fürstenstande.

Die Grafschaften im Gegensatze jener wahren Reichsämter, waren vermöge ihrer Entstehungsweise immer ein Aggregat einzelner Herrschaften und Stücke von Herrschaften und einem ehemaligen Amtssprengel, zum Theil Allode, zum Theil Lehen verschiedener geistlicher und weltlicher Herren, und wurden nur dadurch zu einem Ganzen verbunden, daß sie von Einem Herrn erblich besessen wurden. Hieraus erklärt sich, warum es von nun an bei den Grafen üblich wurde, sich nicht mehr nach dem Gau zu nennen, in welchem ihnen die Grafschaft zustand, sondern nach dem Hauptgute (mochte es Allod, oder Lehen seyn), auf welchem, nach der jetzigen Vorstellungsweise, die Grafschaft haftete. Und eben darum nannten sich viele edle Herren, seit Jahrhunderten im Besitze von Grafschaften, nicht einmal

Grafen, sondern bezeichneten bloß ihren Stand durch den Beisatz **nobiles** oder **liberi domini** und den Namen des Gutes, auf welchem die Grafschaft haftete, wodurch sie sich schon hinlänglich als Grafen verkündigten. Daher heißen vom eilften bis zum Ausgange des fünfzehnten Jahrhunderts, — wo sie dann, um sich von dem zahlreich auftauchenden niederen Adel zu unterscheiden, den gräflichen Titel wieder annahmen — Dynasten oder **liberi domini** die Ahnherren beinahe aller jener Häuser, die späterhin wieder als gräfliche erscheinen.

Das Herzogthum blieb zwar, auch nachdem es erblich geworden war, ein Amt, weil es in keiner so engen Verbindung mit gewissen Gütern stand, als die Grafschaft; aber das Recht, zum Reichsdienste aufzubieten, nahm, im Verhältniß zu den kleineren Herren und Vasallen, allmälig die Gestalt einer Lehensherrlichkeit an. Bei den größeren, den Pfalzgrafen, Markgrafen und Landgrafen, konnte es nicht wohl dahin kommen, denn sie standen in zu vielfacher unmittelbarer Beziehung mit Kaiser und Reich, als daß die Ansicht natürlich gewesen wäre, sie als Vasallen des Herzogs zu betrachten, wenn sie ihm gleich, wie jene, im Reichsdienste folgten. Desto eifriger arbeiteten aber auch die weltlichen Herren nun mit den geistlichen dahin, das Herzogthum zu sprengen, und sich in die Trümmer seiner Würden und Güter zu theilen.

Gleichzeitig mit der Exemtion der geistlichen Immunitäten — d. h. solcher Herrschaften, auf denen kein öffentlicher Beamter seine Gewalt ausüben durfte, so lange der Herr des Grundes und Bodens für die darin ansässigen Unfreien zu Recht zu stehen sich erbot — von der Gewalt der Grafen, war die Befreiung königlicher Herrschaften und einzelner Gemeinheiten von der Gewalt jener ordentlichen öffentlichen Beamten, welche hier an einen Reichsvoigt (**Advocatus imperii**) überging. Das Daseyn dieser Reichsvoigteien beweisen die Reichsstädte zur Zeit der Ottonen, den großen Umfang derselben Documente der späteren Zeit, in denen man nur noch die Bruchstücke des ursprünglichen Ganzen benannt findet. Der Kern einer solchen Reichsvoigtei wurde durch eine kaiserliche Burg oder Pfalz gebildet, auf welcher der Sitz des Reichvoigtes, war, und zu welcher nicht bloß königliche Herrschaften, sondern auch Gemeinden freier Leute gezogen wurden. Seit der Entstehung der Voigteien ergaben sich auch wohl freie Gemeinden freiwillig in eben dem Sinne an das Reich, in welchem sie sich sonst einen

Herrn gewählt hatten, weil es seit der Auflösung der Gemeinden einen Vortheil gewährte, in engerer Verbindung mit dem Reiche zu bleiben. Der Reichsvoigt blieb ein Beamter, während der Graf seine Amtsgewalt zum Eigenthum machte; aus den Reichsvoigteien bezog der Kaiser fortwährend die hergebrachten Einkünfte, während sie in den erblich gewordenen Amtsbezirken großentheils an die Reichsbeamten übergingen; auf dem Daseyn dieser Reichsvoigteien beruhte daher fortan ganz vorzüglich die Selbstständigkeit der Könige. Durch den Ausgang mehrer herzoglichen Familien wurden die Herzogthümer, mit wenigen Ausnahmen, immer mehr geschwächt und zerstückelt, denn sie wurden nie in dem alten Umfange wieder verliehen, vielmehr die sämmtlichen Bischöfe und ein großer Theil der weltlichen Herrn eximirt, d. h. selbst mit dem Herzogthum über ihre Besitzungen versehen. Es gelang auf diese Weise den hohenstaufen'schen Kaisern, durch Theilung und Zersplitterung der Untergewalten ihre eigene Obergewalt zu erhöhen, und der Ausgang des zwölften Jahrhunderts ward daher in der deutschen Geschichte ein wichtiger Moment. Von der Benutzung der hohenstaufen'schen Macht hing es ab, welche Verfassung Deutschland und Italien auf Jahrhunderte hinaus erhalten sollte. Sie bot auf der einen Seite die Mittel dar, die Fürsten am Mißbrauche der ihnen anvertrauten Gewalt zu hindern, und wurde wiederum auf der anderen Seite durch den Papst und die Fürsten zu eifersüchtig bewacht, um selbst in willkürlichen Regierungsdespotismus ausarten zu können. Es kam nur darauf an, eine Mittelmacht im Reiche zu finden, in deren Hände die Bürgschaft der Verfassung niedergelegt werden könnte, und diese hatte sich in der Ritterschaft und den Städten bereits dergestalt von selbst gebildet, daß sie nur richtig benutzt werden mußte, um jenem Zwecke vollständig zu dienen.

Die Vereinigung aller zur Ritterschaft gehörigen Personen in eine eigene geschlossene Genossenschaft, das Schildesamt (**ordo militaris, militia**), entstand so unmerklich, daß sich keine bestimmte Zeit ihres Ursprungs angeben läßt. Seit dem zehnten Jahrhunderte war, besonders vermöge der häufigen Kriege gegen die Ungarn und slavischen Völker, der ordentliche Dienst im Heerbann immer mehr Reiterdienst, die Bewaffnung immer schwerer geworden. Eine solche Kriegsweise erforderte ein geübteres Heer, und dieses ließ sich nur aus einem Theile der Freien und der Dienstmannschaft bilden. Der Adel mußte daher jetzt regelmäßig den ganzen Reichsdienst

seines Amtssprengels übernehmen, und leistete ihn mit seinen Dienstleuten und den Freien, welche von ihrem echten Eigenthume persönlich den ordentlichen Kriegsdienst zu leisten, nach dem Karolingischen Heerbanne (vergl. S. 17) verpflichtet waren. Dafür war der Dienstherr berechtigt, von dem in seinem Amtssprengel befindlichen, zur Heerfolge pflichtigen Volke, welches, vermöge der neuen Einrichtung, mit dem persönlichen Heerdienste verschont wurde, eine Entschädigung zu fordern, die jetzt, da eine neue Einrichtung jenes für immer der persönlichen Dienstpflicht überhob, in eine ordentliche Last überging. An manchen Orten mag über diese ein förmlicher Vergleich Statt gefunden haben, an den meisten aber legte der Adel dem Volke wohl willkürlich die Lasten auf, welche andere Schutzpflichtige trugen. Nur in sehr wenigen Gegenden blieb die alte Verfassung. Der deutsche Kaiser mußte zu mancherlei Ungerechtigkeiten, die bei der neuen Ordnung der Dinge nicht ausbleiben konnten, größtentheils schweigen, weil er bei seinen auswärtigen Unternehmungen durchaus einer zahlreichen Dienstmannschaft bedurfte. Für den Adel war die neue Einrichtung sehr vortheilhaft; die Anzahl seiner Dienstleute nahm ungemein zu, weil er nun mehre unterhalten konnte; der Unbegüterte drängte sich in die Dienstmannschaft, um seinen Unterhalt in ihr zu finden, und der Begüterte trat in die Reihe der Dienstleute, um seine kriegerische Ehre zu retten. Der Heerbannsherr mochte daher auch ohne Schwierigkeit das Band, das den Freien an ihn fesselte, fester anziehen, wie es sein Vortheil mit sich brachte; wer Ritterdienst zu leisten hatte, mußte ihm Hulde thun, wie sein Dienstmann, und manches freie Eigenthum wurde auch wohl in Lehen verwandelt.

Die neue Einrichtung war von den wichtigsten Folgen für das System des Adels, sie machte ihn von dem Könige und dem Volke erst unabhängig; von jenem, weil Lehenstreue schon über Unterthanenpflicht geachtet, von diesem, weil es entwaffnet wurde. Das Volk verlor am meisten, so vortheilhaft es Anfangs scheinen mochte, daß Jeder nun sein Erbe in Ruhe bauen könne, und nur bei gemeiner Landesnoth (wenn das Waffengeschrei: „o weh! o Wapen!“ ertönte, späterhin auf das Zeichen der Sturmglocke) zur Landfolge (Reise) Dienst zu leisten und die Waffen zu ergreifen genöthigt sey. Denn mit dem Verluste seiner kriegerischen Ehre wurde der gemeine Freie, Hintersasse (Schutzuntergebener) seines Schutzherrn, dem er zum Reichsdienste steuerte; nur der Heerbann-

pflichtige und der Dienstmann führte fortan den Ehrennamen **Miles**, oder von der Weise des Heerdienstes, Ritter, und als sich erst das neue System der Verfassung im Laufe von drei Jahrhunderten völlig ausgebildet hatte, waren es der schutzpflichtige Landsasse nebst den Leibeigenen und anderen unfreien Hintersassen allein, auf welche man die Lasten der bürgerlichen Gesellschaft wälzte.

Im zwölften Jahrhunderte erhielt das Institut der Ritterschaft schon eine feste Gestalt; die sämmtlichen freien Männer, welche eine bloß kriegerische Lebensart führten, und die höchste Kriegswürde erlangt hatten, bildeten unter jenem Namen eine ordensähnliche Innung. Seitdem das ganze Kriegswesen (**Militia**) auf den Adel und die zum Ritterdienst von ihren Gütern verpflichteten Freien, nebst den Vasallen und Ministerialen derselben, allein gegründet war, bildeten sie schon einen eigenen Stand. Aber Adel und Dienstmannschaft, während ihrer ganzen Lebenszeit nur mit Krieg beschäftigt, und auf dessen kunstgemäße Erlernung angewiesen, verbanden sich auch überdies nach dem Geiste der Zeit, welcher immer zugleich eine äußere geordnete Verbindung zwischen Personen von gleicher Lebensart und Beschäftigung schuf, bald zu einer Innung (Einigung), welche den geistlichen Brüderschaften nachgebildet wurde. So wie sich die Mitglieder der Letzteren, welche sich einem religiösen Leben widmeten, durch feierliche Gelübde zu Beobachtung einer gewissen Regel verpflichten mußten, so beschwor auch Jeder, der sich dem blos kriegerischen Leben (**vita militaris**) hingab, eine Regel des Ritterordens, wie sie durch die Sitte jenes Standes begründet war; und so wie der Geistliche nur durch die niederen Weihen zu den höheren aufsteigen konnte, so wurde auch nur Jenem die höchste Würde dieses Ordens, die Ritterwürde, ertheilt, der zuvor die unteren Stufen desselben als Bube (Page, Edelknabe, **Junior**) und Knappe (**Famulus, Armiger**) durchlaufen hatte, eine Laufbahn, die freilich wohl seit uralter Zeit Jeder durchlaufen mußte, der sich den Weg zur Erwerbung von Beneficien bahnen, oder sich in adeliger Sitte ausbilden wollte. Aber vordem bezeichnete die Verleihung eines Lehens oder Amtes, oder die selbstständige Verwaltung eines Gutes, auf welchem Ritterdienst haftete, das Ende jener Laufbahn; jetzt gab man die höchste Würde jener Genossenschaft als eine eigene selbstständige Würde unter religiösen und militärischen Feierlichkeiten, von welchen jene von den geistlichen Innungen entlehnt waren, diese aber

in den Gebräuchen bei der Entlassung und strengeren Dienstpflicht am Hofe eines Dienstherrn ihren Ursprung hatten. Freie eheliche Geburt und Wahl einer blos kriegerischen Lebensart wurden natürlich wesentlich erfordert, um in diese Verbindung aufgenommen zu werden. Wer also bei einer anderen Lebensart verharren wollte, konnte, ungeachtet seiner freien Geburt, die Ritterwürde (cingulum militare) nicht erlangen. Somit erhielten denn freilich nur Edle, Vasallen und Dienstleute, oder sonst reiche Grundbesitzer diese Würde, die, wenn sie mit den erblich gewordenen Beneficien viele Generationen hindurch in ihren Geschlechtern geblieben war, diesen das Prädicat eines ritterlichen Geschlechts verschaffte. Daß dieser Umstand sehr bald auf den Grundsatz führte: man müsse überhaupt ritterbürtig seyn, um die Ritterwürde erlangen zu können, war eben so natürlich, als daß dem Kaiser die Befugniß blieb, von dieser Regel Ausnahmen zu machen. Jener Grundsatz galt schon im zwölften Jahrhunderte, und so war also schon um diese Zeit zwischen die freien und adelichen Geschlechter ein dritter Stand, jener der Ritterbürtigen, mit erblichen Vorzügen eingeschoben, welche Letztere nicht auf dem Güterbesitze, sondern auf der Person hafteten.

Die angestammte alte Freiheit der übrigen, nicht kriegerischen Stände, welche durch die eben besprochenen kriegerischen Genossenschaften auf einer Seite ernstlich sich bedroht sah, erhielt in der Entstehung der Städte eine um so kräftigere Stütze. Die Privilegien der Bischöfe erhoben im zehnten Jahrhunderte nach und nach alle Bischofssitze zu Immunitäten, in welchen die Grafengewalt auf bischöfliche Vögte übergegangen war, und da die Kaiser um dieselbe Zeit große Districte, in welchen kaiserliche Herrschaften lagen, zu besonderen Reichsvoigteien machten, so bekamen auch viele andere Orte, welche bisher **Civitates** oder **villae publicae** gewesen waren, in so fern die Verfassung einer geistlichen Immunität, als auch hier die Grafengewalt auf einen besondern kaiserlichen Voigt überging. Eben daher bezeichnete man auch die Verfassung dieser letzteren Orte gleichfalls mit dem Ausdrucke Weichbildrecht, obschon derselbe seinem Ursprunge nach eigentlich nur auf bischöfliche Besitzungen paßte. (Weich ist so viel, als geweiht, heilig; die Gränzen der Immunität wurden mit dem Bilde des Stiftsheiligen besetzt, und Weichbild ist also ursprünglich nur ein durch die geistliche Immunität von der Grafengewalt eximirter District.)

Ihrer inneren Beschaffenheit nach, war zwar die Verfassung dieser Orte sehr verschieden, darin kamen aber doch alle überein, daß sie entweder schon befestigt waren, als sie Weichbildrecht erhielten, oder doch bald nachher befestigt wurden. Die Streifereien barbarischer Völker während des neunten Jahrhunderts und die beständigen inneren Unruhen hatten Kaiser und Adel die Wichtigkeit von Burgen schätzen gelehrt, und ein ganzer befestigter Ort war, mit Hilfe der Einwohner, noch leichter zu vertheidigen, als eine Burg, die nur mit Dienstmannen besetzt war. Von der Burg (**Castrum**) muß daher auch wesentlich die befestigte Stadt (**Civitas**) unterschieden werden, wenn gleich in den meisten Städten sich Beide neben einander befanden, weil entweder in den meisten Städten, noch ehe sie Weichbildrecht erhielten, die Kaiser, Bischöfe oder andere Prälaten und Herren schon Burgen hatten, oder ihre Pfalzen und Höfe in der Folge befestigten. Die Burgen waren mit Dienstleuten besetzt, welche Burgmannen (**Burgenses, Castrenses**) hießen, und für diese ihre Verpflichtung, Burglehen (**Feuda castrensia**) erhielten. Die Bewahrung der Stadt hingegen oblag den Einwohnern selbst, welche, weil ihr Ort durch Befestigung auch eine Burg war, ebenfalls **Burgenses**, Bürger, hießen, weßhalb man den lateinischen Ausdruck **Cives** durch Bürger übersetzt. Die Bürger, obwohl sie durch das Weichbildrecht aus der Gemeindeverbindung mit den heerbannspflichtigen (rittermäßigen) Freien heraustraten, blieben von den schutzpflichtigen Freien unterschieden, und zugleich zum Dienste des Herrn gewaffnet, von welchem ihr Voigt bestellt wurde. Das Weichbildrecht wirkte dahin, ihre Gemeinde selbstständig zu erhalten, oder wenn sie ursprünglich es wenigstens nicht in Ansehung aller Einwohner war, sie allmälig selbstständig zu machen. Durch die Befestigung der Städte ward es möglich, wohlerworbene Rechte gegen den Herrn der Stadt zu behaupten, und da die Einwohner aller, vor dem zwölften Jahrhunderte gegründeten Städte immer eine große Anzahl rittermäßiger Bürger enthielten, welche die eigentliche Gemeinde allein bildeten, so war die Genossenschaft dieser, mit Weichbildrecht begnadigten Gemeinden so ehrenvoll, als die der Heerbannspflichtigen in den Reichsamtssprengeln und Herschaften. So wurden im zwölften Jahrhunderte die Städte etwas ganz Anderes, als was sie ursprünglich hatten sein sollen, und aus bloßen Immunitäten erwuchsen sie zu selbstständigen, d. h. nach eigenem unbeschränkten Gemeinwillen regierten Corporationen.

Da das Weichbildrecht in bischöflichen Städten, mithin in solchen Orten entstand, die ursprünglich römische Verfassung gehabt, von welcher sich in der einen oder anderen Form Spuren erhalten hatten, so nahm es in diesen Städten sehr bald eine Eigenthümlichkeit an, welche in der Folge mit zu dem Wesen des Weichbildrechtes gerechnet wurde. Die Städte mit ursprünglich römischer Verfassung hatten in dem erhaltenen Decurionenstande eine Gemeinde (**Cives**), der von ihrer alten Würde wenigstens die Verwaltung des Gemeindegutes, die Polizeigewalt und besonders die den römischen Einrichtungen eigenthümliche Aufsicht bei der Markt- und Handwerkspolizei geblieben war, welche sie durch einen Gemeinderath, vor dem zwölften Jahrhunderte gewöhnlich **Cives** (im vorzüglicheren Sinne), seitdem nach dem Beispiele der lombardischen Städte ordentlicher Weise **Consules** genannt, ausübte. Aus diesem Rathe und den Schöffen der freien deutschen Gemeinde bildete seine Schöffen der Voigt, welcher an die Stelle des Grafen trat, und der Schultheiß (**Scultetus**), welcher die Stelle des ordentlichen öffentlichen Localbeamten einnahm, und gewöhnlich in allen Sachen richtete, die nicht ihrer Natur nach vor das Gaugericht gehört hatten. Diese Verbindung übertrug die römischen Gemeinde-Einrichtungen auch auf die deutsche Gemeinde, und ein aus Beiden zusammengesetzter Rath war mächtig genug, die unabhängige Verwaltung des Gemeindegutes und der Polizei allmälig zu einer selbstständigen Verwaltung aller öffentlichen Angelegenheiten der Stadt in ihrem inneren und äußeren Verhältnisse auszudehnen, bei welcher die Vorsteher jenes Gemeinderathes, **Magistri civium, Magistri consulum**, Bürgermeister, dem herrschaftlichen Voigte oder Schultheißen wenig Mitwirkung ließen. Die durch die römischen Polizei-Einrichtungen in Genossenschaften vereinigten Handwerker, obwohl sie zu der Gemeinde der Bürger nicht gehörten, und an der Verwaltung des Rechtes keinen Theil hatten, schlossen sich doch an diese Obrigkeit auf das Engste an, da die Herrschaft gar zu sehr geneigt war, auf sie und auf die Bürgerschaft überhaupt das Hofrecht auszudehnen, dem etwa vor der Entstehung des Weichbildrechtes Einzelne von ihnen unterworfen waren; und mit ihrer Hilfe konnte die befestigte Stadt ihrer Herrschaft nöthigenfalls einen Widerstand entgegen setzen, dem die Burgmannschaft innerhalb der Stadt nicht gewachsen war, wenn auch die Bürger innerhalb ihrer Ringmauern eine Burg dulden mußten.

Dieselben Einrichtungen gingen auf solche Städte über, in welchen der Decurionenstand sich in eine Dienstmannschaft, Familia, verwandelt hatte. In diesen war zwar, statt eines Gemeinderathes, nur eine Reihe herrschaftlicher Beamten, welche die Rechte verwalteten, die anderwärts den Rathmannen zustanden; aber die Dienstmannschaft, aus welcher diese zufolge des Hofrechtes genommen wurden, erzwang hier die Bildung eines Gemeinderathes mit Hilfe der freien Bürger, die das Weichbildrecht zu Einer Gemeinde mit ihr verband, und die ohnehin von einer Theilnahme an ihren Geschäften nicht wohl ausgeschlossen werden konnten, seitdem sie ihre Gerichtsgenossen geworden waren. Die in solchen Städten immer der Hörigkeit unterworfenen Handwerker und anderen Schutzgenossen zogen davon den Vortheil einer viel günstigeren Lage, als ihnen bisher das Hofrecht gewährt hatte; denn die Dienstmannschaft suchte von dem Herrn der Stadt die Aufhebung der Lasten des Hofrechtes zu ihrem eigenen Vortheile zu erlangen, und was bei diesem nicht zu erreichen war, gewährte bei günstiger Gelegenheit der Kaiser als oberster Voigt. — In Städten, welche durch das einer deutschen Villa ertheite Weichbildrecht entstanden waren, nahmen die Schöffen von selbst die Gestalt eines Gemeinderathes an, sobald das Emporkommen des Gewerbes die römischen Polizei- und Markt-Einrichtungen, und mithin eine Vereinigung der freien Handwerker und anderer Gewerbetreibenden in Innungen nothwendig zu machen schien, und sie erlangten leicht, daß ihnen die Gewalt, welche in anderen Städten der Rath über jene Personen hatte, auch über die einem herrschaftlichen Schutzrechte unterworfenen hörigen Handwerker und anderen Schutzgenossen überlassen wurde. War ihre Stadt nicht gleich bei Ertheilung des Weichbildrechtes befestigt worden, so folgte dieses wichtige Ereigniß doch wenigstens bald darauf ohne Schwierigkeit, weil die Herrschaft selbst dadurch in ihren Fehden an Sicherheit gewann, und die Bürger wenigstens nicht hinderte. — Alle Städte, sobald sie ihre Kräfte fühlten, suchten zunächst auch außerhalb ihrer Ringmauern durch Erwerbung von Grundeigenthum, und besonders durch Aufnahme von Ausbürgern oder Pfahlbürgern (solchen, die außerhalb des Pfahlwerkes, d. h. der Ringmauern, aber innerhalb der mit Pfählen bezeichneten Gränzen der Stadtflur wohnten) ihre Macht zu befestigen. Freie Leute setzten häufig einen Meier (Verwalter) auf ihr Gut und zogen in die Städte, die ihnen einen sicheren Aufenthalt und — so lange die wenig

geachteten Handwerker noch nicht zur Gemeinde gehörten, und mithin Niemand den freien rittermäßigen Ursprung auch in dem Bürger verkennen konnte — eine ehrenvolle Gemeindeverbindung darboten. Bald schien es auch thunlich, gegen Uebernahme der Bürgerpflichten, besonders hinsichtlich der Vertheidigung der Stadt, das Bürgerrecht ohne Veränderung des Wohnortes zu gewinnen. Wenn es dann auch noch gelang, den persönlichen Schutz, welchen das Weichbildrecht dem Bürger gewährte, auf seinen Grundbesitz auszudehnen, wie einst das Immunitätsrecht der Geistlichkeit nach und nach ausgedehnt worden war, so konnte sich auf diese Weise eine neue Gattung freier Gemeinden bilden, die wieder in die Reihe der unabhängigen Reichsglieder einzutreten fähig waren, aus welcher der veränderte Begriff der Grafschaft die Gaugemeinden herausgerissen hatte. Denn gegen eine solche Gemeinde vermochte die Herrschaft von der Gewalt, welche die Voigtei gab, schwerlich mehr, als die bloße Gerichtsbarkeit zu retten, undselbst diese bei günstiger Gelegenheit an sich zu bringen, fehlte es den Gemeinderäthen nicht an Mitteln.

Die gesammten Einwohner eines Bezirkes ließen sich auf zwei Hauptklassen zurückführen: auf die Landsassen, welchen Prälaten, Herren, Ritter- und Bürgerstand angehörten, und die Hintersassen nicht nur des Landesherrn, sondern auch der Prälaten, der Ritterschaft und der Städte. Wenn wir übrigens die einzelnen Stände nach ihrem Ursprunge und ihren Verhältnissen näher betrachten, so kommen wir großentheils auf dieselben Ursachen zurück, welche wir auf die Verfassung Deutschlands im Allgemeinen so wesentlich einwirken sahen. Durch die gemeldete veränderte Einrichtung des Reichsheerdienstes war kriegerische Ehre in ihrem vollen Umfange ausschließliches Erbtheil zweier Klassen der Freien geworden, nämlich jener, welche den Reichsdienst übernahmen, und derer, durch welche sie ihn ordentlicher Weise leisteten. Die übrigen Freien wurden insgesammt wenigstens Ungenossen jener beiden Klassen, wenn auch gleich ein Theil derselben von den, mit der kriegerischen Ehre zusammenhängenden Rechten mehr rettete, als ein anderer, der eben dadurch zu einer eigenen Klasse von Personen ward. Die beiden ersten Klassen wurden unter dem Namen Semperfreie und Mittelfreie von den letzteren, den freien Landsassen, unterschieden. Die Semperfreien retteten durch die Auflösung der Herzogthümer ihre Reichsfreiheit, d. h. die Unabhängigkeit von der Landes-

hoheit, und blieben, wenigstens für ihre Person, unmittelbar dem Reiche untergeben. Die übrigen Freien verloren durch die Entstehung der Landeshoheit einen großen Theil ihrer Freiheitsrechte, doch war die Abhängigkeit, in welche sie fortan geriethen, von sehr verschiedenem Umfange. Ein Theil derselben trat durch die Verhältnisse, in welche er mit dem Landesherrn kam, an die Stelle der alten Landesgemeinde, welche durch Auflösung der Gauverfassung und die Entstehung der Landeshoheit gesprengt wurde, und erhielt dadurch seine Selbstständigkeit wenigstens in vielen Beziehungen. Dahin gehörten alle Diejenigen, welche in den Landgerichten und nach Weichbildrecht schöffenbarfrei waren. (Die Schöffenbarfreiheit war die mit dem Geburtsstande verknüpfte Fähigkeit, in einem Gerichte Urtel zu finden und Zeugniß zu geben.) Ein anderer Theil derselben hingegen mußte den Landesherrn zum Schutzherrn annehmen, und ward zu dessen Hintersassen. Dieses Verhältniß, das sich nicht allenthalben ganz gleich ausbildete, sondern hin und wieder auch in eine Art von Hörigkeit ausartete, bezeichnet im Allgemeinen der Ausdruck: Pfleghafte. Die doppelte Gattung der Ministerialität oder Dienstpflichtigkeit, nämlich entweder nach freier Wahl, oder durch Zwang, welche also freie und unfreie Ministerialen oder Dienstmannen bildete, gewann immer bestimmtere Formen. Der höhere Ministerial, der allmälig diesen Namen ausschließend in Anspruch nahm, stand in einer, dem Verhältnisse eines eigenen oder hörigen Mannes entsprechenden Abhängigkeit von seinem Dienstherrn, blieb jedoch, vermöge seiner Ritterbürtigkeit und der mit derselben verknüpften Rechte der, durch die Ministerialität nur beschränkten, nicht aufgehobenen Mittelfreiheit, von der wahren Eigenschaft und jeder anderen Art von Hörigkeit bewahrt. Der geringere Ministerial ward mit dem hörigen Hintersassen zu einer Klasse von Personen, die der Ausdruck: Lasse, Landsiedel, Meier, Zinsmann, in Beziehung auf das besondere dingliche Verhältniß, in welchem sie standen, der Ausdruck: Bauer, in Beziehung auf ihre Standesrechte bezeichnete. Der Ministerialität war in einer Hinsicht die Vasallenschaft (**Vassus**) verwandt; nur daß der Ministerial in die Dienste eines Herrn trat, um dadurch ein Amt zu erwerben, während der Vasall um den Preis der Dienstpflichtigkeit kein Amt, sondern ein Beneficium suchte, so daß dort ein persönliches, hier ein dingliches Verhältniß waltete. Vasall, Mann (**Liber miles, Homo, Vasallus**) hieß, wer einem Anderen zur Treue nach Lehenrecht verbunden war. Lehenrecht (Feudalrecht, **Jus**

feudi — von fides, fidelitas) hieß der Inbegriff von Rechten und Verbindlichkeiten, welche aus der Verleihung eines Gutes zum lehenbaren Eigenthum (Lehen) entsprangen. Vermöge desselben mußte der Vasall seinem Lehensherrn (Dominus) für seine Person eidlich geloben, demselben überhaupt treu und hold zu sein, ihm die schuldige Ehrerbietung zu beweisen, und die gesetzlichen oder durch den Lehenskontrakt bedungenen Lehendienste, bestehend in Kriegsdiensten, für welche das Lehen gegeben wurde, in Gerichts- und Ehrendiensten, zu leisten, so lange er Lehen von ihm haben werde. Da das Verhältniß bloß durch freiwillige Uebereinkunft des Herrn und des Vasallen entstand, und von den Erben des Letzteren fortgesetzt wurde, obwohl mittlerweile die Lehen erblich und jener den Letztgenannten das Lehen zu ertheilen schuldig wurde; da ferner die Treue des Vasallen nur dinglich (so lange er Lehen haben werde) war, derselbe jederzeit dem Lehen entsagen und dadurch das ganze Verhältniß aufheben konnte, so war durch dasselbe die Freiheit des Vasallen an sich nicht beschränkt; nur konnte er nicht gegen seine Lehenspflicht handeln, ohne sich gewissen Nachtheilen auszusetzen. Daher erniedrigte auch der Vasall, indem er seines Genossen oder Ungenossen Mann ward, nicht seinen Geburtsstand, sondern nur seinen Heerschild.

Während des zehnten und eilften Jahrhunderts verloren die in den früheren Perioden aufgezeichneten Gesetze, so weit sie nicht auf der gesetzgebenden Gewalt der Kirche beruhten, ihre Kraft als geschriebene Gesetze schon darum, weil ihre Sprache, die fränkisch-romanische, für Deutschland unverständlich ward. Das bisherige geschriebene Recht, so weit es überhaupt anwendbar blieb, verwandelte sich nunmehr in ein ungeschriebenes, und wurde meist auch nur durch neue ungeschriebene Normen ergänzt und weiter ausgebildet, die hauptsächlich von dem Richter und seinen Schöffen ausgingen. Die älteren geschriebenen Gesetze, selbst meist aus autonomischen Rechtsnormen entstanden, wurden gewiß schon in der Zeit, wo sie noch als geschriebenes Recht im Gebrauche waren, doch mehr durch das Gedächtniß der Richter und Schöffen, als durch die Schrift, dem späteren Zeitalter aufbewahrt. Die nächste Folge davon war, daß sie von diesem im Laufe der Zeit ergänzt, den veränderten Verhältnissen angepaßt und so allmälig umgeschmolzen wurden, was, nach der Meinung des Deutschen im Mittelalter, recht wesentlich zum richterlichen Amte gehörte. Es konnte aber diesem auch um so unbedenklicher überlassen werden, als der Richter nur die

Meinung anderer ehrbaren Männer aussprach, die mit den Parteien in gleichen Verhältnissen lebten, und deren Meinung gewiß die Meinung Aller war, ja der, wenn sie es nicht gewesen wäre, in den meisten Fällen die schöffenbaren Leute, welche außer den Parteien in dem Gerichte zugegen waren, widersprochen haben würden. Der Richter sprach nach den, ihm und seinen Schöffen bekannten Rechtsnormen, die sich durch ältere geschriebene Gesetze, oder durch Gewohnheiten gebildet hatten. Wo diese nicht ausreichten, und die Schöffen auch keine ihnen angemessene Bestimmung zu finden wußten, hatten sie von dem höheren Richter Belehrung zu suchen. Das Recht, welches dieser mit seinen Schöffen wies, ward dann Rechtsnorm für alle ihm unterworfenen Richter, und erst, wenn auch er keine Auskunft zu geben wußte, oder sie zu geben sich nicht getraute, mußte allerdings die freie Willkür der Betheiligten eine Rechtsnorm aufstellen, oder die gesetzgebende Gewalt durchgreifen. So hatte denn die Letztere selten besondere Veranlassung, Bestimmungen über das Civilrecht aufzustellen, das sich auf diese Weise ganz unabhängig von ihr fortbildete, und da zugleich die Richtung, welche die Verfassung erhielt, und die Trennung der kirchlichen Gesetzgebung von der Staatsgesetzgebung die Triebfedern lähmte, welche sonst die Staatsgesetzgebung zu eifrigerer Thätigkeit angespornt hatten, so fehlte es auch an einer allgemeinen Veranlassung, selbst nur so viel für das Privatrecht zu thun, als in den alten Capitularien dafür gethan worden war. Man dachte nicht einmal daran, das Gewohnheitsrecht, wie es in früheren Zeiten geschehen war, schriftlich abzufassen, sondern begnügte sich, einzelne wichtige Rechtssprüche, in denen ein zweifelhaftes oder ein neues Recht *gewiesen*, oder das bestehende gesammelt war (daher *Weisthümer* genannt), aufzuzeichnen, besonders wenn sie von einem höheren Richter, wohl gar von dem Kaiser und den Fürsten oder Reichsministerialen, als seinen Schöffen, gefunden waren. Andere autonomische Normen entstanden durch vertragsweise Uebereinkunft der Betheiligten, z. B. die vertragsweisen Bestimmungen zwischen Lehens- oder Dienstherren und ihren Vasallen oder Dienstleuten über ihre gegenseitigen Rechte und Verbindlichkeiten (Dienstrechte); die Verträge der Gemeinheiten freier und unfreier Leute über Gemeinheitsrechte; die Verträge des Kaisers und der Stände über ihre gegenseitigen Rechte; endlich die Verträge zwischen der Kirche und dem Staate.

Die von einer höheren Gewalt gegebenen Gesetze bestanden erstlich in den vom Kaiser vermöge der gesetzgebenden Gewalt gegebenen Reichsgesetzen, meist nur solche Privilegien, welche einzelnen Reichsständen oder ganzen Klassen von Reichsbürgern ertheilt wurden, oder den Landfrieden und die Strafen betreffend, welche über den Friedensbrecher verhängt werden sollten, und dann in den Bewilligungen und Vorschriften, welche von den Landesherren ihren Landsassen ertheilt wurden. — Nicht mit gleicher Bestimmtheit läßt sich entwickeln, wie in jener Zeit von den Landesherren die gesetzgebende Gewalt über ihre Landsassen überhaupt ausgeübt wurde. Es unterliegt zwar keinem Zweifel, daß die Gewalt, welche sie als Landesherren vom Reiche hatten, auch die Befugniß in sich schloß, zum Behufe der Ausübung der darin begriffenen Rechte Anordnungen zu treffen, also, nach den Bestandtheilen der Landeshoheit in dieser Periode, Gesetze zu geben, welche die Ausübung der Gerichtsbarkeit, das gerichtliche Verfahren, die Heerfolge, Zoll- und Münzgerechtigkeit und andere, ihnen überlassene Regalien zum Gegenstande hatten. Gewiß ist auch, daß das eigentliche Privatrecht fast ganz außerhalb des Wirkungskreises dieser Gewalt lag, und daß sie über die Gegenstände, welche sie umfaßte, nicht willkürlich ausgeübt werden konnte. Aber um zu beurtheilen, in wie weit sie beschränkt wurde, sowohl durch die Rechte der Reichsregierung, als durch das Recht der Autonomie der Landsassen, die in keiner Beziehung eine willkürliche Gewalt über sich erkannten, dazu mangelt es an Rechtsdenkmälern aus dem zwölften und dreizehnten Jahrhunderte.

In Oesterreich hatten, durch wichtige Freiheitsbriefe, die Landesherren frühzeitig weit freiere Hand erhalten, als in den meisten übrigen Reichslehensländern; darum treten sie auch als Gesetzgeber mit großer Selbstständigkeit hervor, wie denn Leopold's des Glorreichen österreich'sches Landrecht (s. Seite 89) als das lehrreichste Beispiel einer Gesetzgebung dieser Art dasteht.

Nachdem das römische und kanonische Recht schon längst systematisch betrieben worden, wurde man seit dem Ende des zwölften Jahrhunderts darauf hin gewiesen, auch das germanische Recht wissenschaftlich oder doch schriftlich zu bearbeiten. Auch wuchsen die Materialien dazu immer mehr an, denn seit dem zwölften Jahrhunderte wurden immer mehr Weisthümer schriftlich aufgezeichnet, und manche Willkür und manches Dienstrecht der

Nachwelt aufbewahrt. Die ersten Bearbeitungen geschahen ganz im Geiste des germanischen Rechtes. Weder einer höheren Gewalt kam es in den Sinn, eine umfassende Gesetzgebung aufzustellen, und darin die Materialien, welche geschriebene Gesetze und gute Gewohnheiten darboten, zu bearbeiten, noch einzelnen Männern, an eine Sammlung oder Verarbeitung der für ein bestimmtes Gericht der Form nach giltigen Normen Hand zu legen. Der Richter hatte jenes Recht zu finden, welches für sein Gericht paßte, nämlich den für dasselbe verbindlichen Normen nicht widersprach; es kam nur darauf an, ihm dieses Geschäft zu erleichtern, durch Zusammenstellung der Gewohnheiten und Gesetze, ohne Rücksicht, ob sie für ein bestimmtes Gericht anwendbar wären, oder nicht. Dies zu beurtheilen, mußte jenem überlassen bleiben. Im Ganzen war das Meiste anwendbar, was in anderen Gerichten galt, da ja das Recht allenthalben im Wesentlichen gleiche Grundlage hatte, nämlich die alten Volksrechte und die Capitularien. In dieser Absicht wurden seit dem Ende des zwölften Jahrhunderts Rechtsbücher geschrieben, d. h. die Rechtssätze zusammen gestellt, welche dem Verfasser aus eigener Erfahrung bekannt waren, oder von ihm aus schriftlichen Materialien geschöpft wurden, zur Rechtsbelehrung Anderer, welche des Rechtes, das sie weisen sollten, unkundig wären. Die Arbeit erstreckte sich bald auf das gesammte öffentliche und Privatrecht, bald auf einzelne Theile desselben.

So verfaßte zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts ein sächsischer Ritter, Eyke oder Epko von Repgow, ein unter dem Namen des „Sachsenspiegels" bekanntes Rechtsbuch über das gesammte öffentliche und Privatrecht, abgetheilt in Land- und Lehenrecht, das weder auf sächsisches, noch überhaupt ein besonderes, sondern nur auf deutsches Recht und gute Gewohnheit überhaupt gerichtet war. Der Sachsenspiegel war deshalb für das gesammte deutsche Recht von außerordentlichem Werthe, da durch denselben der gänzlichen Veränderung der vaterländischen Gesetze und gerichtlichen Gebräuche vorgebeugt, und dem willkürlichen Verfahren der Schöffen, welche nach den fremden, von ihnen oft nicht verstandenen Rechten urtheilen wollten, Einhalt gethan wurde. Durch Zusätze und Commentarien wurde derselbe im Laufe der Zeit vielfach erweitert und bereichert. Im Wesentlichen liegt derselbe auch allen jenen Handschriften zum Grunde, die unter dem Titel: „Landrechtsbuch" und „Lehnrechtsbuch"

oder „Kaiserrecht", auch unter dem Namen des „Schwabenspiegels" verstanden, im südlichen Deutschland, und namentlich auch in Oesterreich, in Umlauf kamen, obgleich sie durchaus keine Spur abweichender süddeutscher Rechte enthielten.

Durch solche Rechtsbücher und ihren häufigen Gebrauch wurde man sehr bald darauf geführt, die für bestimmte Gerichte formell giltigen Normen schriftlich aufzusetzen, oder, wo dies wenigstens zum Theil schon geschehen war, sie zu sammeln und zu einem Ganzen zu ordnen.

Zuerst geschah dies in den Städten, wo man, unter dem Namen von „Stadtrechten" oder „Statuten" (Jura municipalia, Weichbild ꝛc.), die schon schriftlich vorhandenen einzelnen Willküren, Privilegien, Weisthümer und (in Fragen und Antworten volksthümlich abgefaßten) Bauernsprachen zusammentrug, die wichtigsten Gewohnheiten aus dem Munde der Schöffen aufzeichnete, und diese Materialien entweder durch Auszüge aus einem Rechtsbuche zusammenschrieb, um den Schöffen zugleich eine aushelfende Norm zur Ergänzung, wo das Stadtbuch oder eigene Kunde sie verließe, in die Hände zu geben. Ja man legte wohl gar ein Rechtsbuch zum Grunde, und bearbeitete dies nur durch Zusätze aus Willküren und Gewohnheiten ꝛc. ꝛc. als Stadtrecht. Da die unter dem Namen von Stadtrechten bisher bekannten Privilegien und Willküren, welche einen großen Theil des Stoffes für die Stadtrechte im neueren Sinne des Wortes hergeben mußten, von den Landesherren oder Kaisern gewöhnlich bestätigt waren, so ließ man auch diese neuen Stadtrechte, welche das ganze öffentliche und Privatrecht der Stadt umfaßten, gelegentlich auf dieselbe Weise confirmiren, ohne dabei an mehr, als bei den älteren Confirmationen, zu denken. Uebrigens erhielten die Stadtrechte eine so vollkommene Gestalt nicht auf einmal; bei den meisten kam die Verbesserung nur allmälig, und selbst nachdem sie schon ein vollständigeres und geordneteres Ganzes geworden waren, trug man hinter denselben noch immer die wichtigeren Weisthümer ein, aus welchen sie dann gelegentlich ergänzt und vervollständigt wurden.

Außer dem Grundeigenthum, welches die Stadtgemeinden außerhalb ihrer Ringmauern von den Fürsten und Privatpersonen erwarben, verdankten sie ihre Macht vornehmlich dem immer mehr aufblühenden Gewerbe, dessen Gedeihen sie durch mancherlei, von Kaisern und Landesherren erwor-

bene Privilegien zu befördern wußten. Zu jenen gehört das Stapel- und Einlagerrecht — ersteres das Recht, die eine Stadt oder deren Umkreis berührenden Waaren anzuhalten und auf städtischem Geschirr weiter zu schaffen; letzteres die Befugniß, den Verkauf solcher Waaren an Bürger, wenigstens das Feilbieten derselben, zu verlangen, — zu diesen, außer dem Markts- und Geleitsrecht (im Allgemeinen das Recht, den, welcher das Gebiet eines Landesherrn betritt, zu schützen), die Zollfreiheit und die Bestätigung der Zunfteinrichtungen, und das Privilegium der ausschließenden Betreibung aller oder gewisser Gewerbe. Die Vereinigung der Personen, welche gleiches Gewerbe trieben, in Handwerke (Gilden, Innungen, Brüderschaften), d. h., in Genossenschaften, welche ihre Mitglieder anhielten, das Gewerbe unter selbst gewählten Vorstehern, auch gewissen, freiwillig festgesetzten, vom Rathe und von den Landesherren bestätigten Regeln zu erlernen und zu treiben, Jedem aber, der nicht verfassungsmäßig darin aufgenommen wäre, dessen Betreibung untersagten, reicht weit zurück in die Vergangenheit. Die Hörigkeit der Handwerker mußte eine solche Genossenschaft zur Folge haben, weil die, welche dasselbe Gewerbe trieben, zu gemeinsamer Dienstleistung verpflichtet waren, und schon dieserhalb nach dem Hofrecht in Genossenschaften abgetheilt wurden. Aber auch freie Handwerker waren in römischen Städten häufig in solche Genossenschaften vereinigt, und da es eine römische Polizei-Einrichtung war, für allen feilen Verkauf gewisse Plätze zum Zwecke der Polizeiaufsicht anzuweisen, mit welcher die Vereinigung der Handwerker, die an diesen Plätzen ihre Waaren feilhalten durften, in eine Genossenschaft zusammenhing, so waren Handwerksinnungen ohne Zweifel in allen ursprünglich römischen Städten ein wesentlicher Bestandtheil der Polizeiverfassung. Daß diese Einrichtungen schon im zwölften Jahrhunderte auch ein wesentliches Stück des Weichbildrechts waren, sieht man aus den Urkunden dieser Zeit, aber die Verfassung der Stadtgemeinde war in diesem Zeitraume noch nicht auf diese Verbindungen gegründet; daher müssen Innungen mit politischer Bedeutung, Zünfte, von jener, blos auf das Gewerbe Bezug habenden Innungsverfassung unterschieden werden. Mit der Entstehung dieser Rechte ist dann, schon der Natur der Sache nach, das Privilegium verwandt, daß innerhalb eines gewissen Umkreises um die Stadt solche Gewerbe, die in der Stadt innungsmäßig betrieben

werden, gar nicht ausgeübt werden sollen. Indessen war die Anzahl dieser Gewerbe auch nicht sehr groß, und eines, welches späterhin unter die wichtigsten gehörte, die Bierbrauerei, war meistens noch nicht darunter.

Der Zufluß einer großen Anzahl von Menschen in die Zünfte, deren Freigeborenheit nicht immer so ausgemacht war, als die der ansässigen Altbürger der Stadt, und das allmälige Freiwerden der hörigen Leute in der Stadt durch vermehrte Leichtigkeit des Erwerbes, war der Grund einer ganz eigenen Gattung städtischer Privilegien, die man gar bald als etwas Wesentliches im Stadtrechte ansah. Die Gemeinde verschmähte bei steigendem Gewerbe nicht, sich durch dergleichen Einwohner zu verstärken, und ließ sich nur, um den Nachtheilen vorzubeugen, die durch Ansprüche ehemaliger Schutz- oder Leibherren auf Gemeindeglieder dieser Art hätten entstehen können, vom Herrn der Stadt das Privilegium ertheilen, daß alle Gemeindeglieder von allen Lasten der Hörigkeit frei sein sollten, und daß Niemand, der eine gewisse Zeit als Mitglied der Gemeinde in der Stadt gewohnt habe, wegen seiner Freiheit weiter angefochten werden solle.

Der Grundbesitz hatte in älteren Zeiten die Unterlage gebildet, aus welcher alle jene späteren, schon künstlicher gegliederten Verhältnisse sich entwickelten. Er war zu einer Zeit, wo die Industrie noch nicht ihre Schwingen regte, das einzige Ziel und Mittel des Wohlstandes. Als später Kunst, Talent und Unternehmungsgeist neue Quellen des Erwerbes ausfindig machten, sank er im Werthe. Die gesellschaftlichen Rangstufen und Standesunterschiede leiten größtentheils ebenfalls auf jenes ursprünglichste germanische Verhältniß, jenes des Grundbesitzes zurück. Seltsam, daß ebendaselbst auch zwei, seitdem durch eine weite Kluft getrennte Stände, der Adel und der Bauernstand, sich wenigstens etymologisch in ihren Anfängen begegnen.

Der Adel in Deutschlaud und den Ländern germanischen Ursprungs ist eine uralte Erscheinung, die man auf verschiedene Quellen, ja, wiewohl fälschlich, auf eine einstige Priesterkaste, ähnlich jenen in Indien und Aegypten, zurück zu leiten versucht hat. Tacitus spricht bereits von den Edlen, und schon Drusus, da er zwölf Jahre vor Christus den Rhein überschritt, fand Edele. Und Eginhard, Karl's des Großen Kapellan, berichtet: „Die Sachsen theilen sich in drei Stände, und nennen sie Ethelingi, Frilingi und Lazzi.“ Aber der Begriff des Adels war damals

ein durchaus anderer, als heut zu Tage, er war lediglich auf den Grundbesitz basirt, mit dessen Verluste er sofort erlosch, und als erblicher Stand war er noch nicht vorhanden. Die Rangordnung unserer Väter ruhte auf dem Besitzstande, nicht auf der Person; sie war objectiv, nicht, wie heute, subjectiv. Das konnte auch nicht anders geschehen, weil dazumal, den socialen Zuständen nach, alle Glieder der Gemeinde gleich waren, ungleich dagegen nach dem Landbesitze. Landbesitzer waren nur allein die Glieder der Gemeinde, und alle Uebrigen, selbst Frauen und Kinder, waren Haushörige, kurzab Hörige. Deutlich spricht sich diese Rangordnung in der Wehrgeldrolle (Verzeichniß der Währungen, Taren) aus. Darnach hat der Edle ein Wehrgeld von sechszig Werthen, wenn der Freiling dreißig, der Leut (Lazze) fünfzehn Werthe steuert, aber auch das Recht, von der Allmande (Gemeindebesitz) sechszig Theile zu benutzen, wenn dem Freiling dreißig, dem Leut fünfzehn Theile zu Gute kommen. Von dem Object, dem Landbesitz, als dem Edel, Ethel, Aethel, ging das Wort auf das Subject, den Landbesitzer, über. Ein großer Landbesitz hieß ein Edel, und wer in dessen Besitze war, ein Etheling, Edler. In mehren alten Landrechten findet man wörtlich das Edel als Stammgut, oder, wie wir jetzt sagen, als Edelgut, Edelhof bezeichnet; es ist das Object, von welchem der Besitzer Edeling, wie der Bewohner vom Hause Häusling, genannt wird. Die ganze Geschichte der Vorzeit bekundet dies bei allen deutschen Volksstämmen, und in dem ebenfalls von germanischem Stamme bevölkerten England haben die Nachkommen unserer Väter diese Institution in ihrer Ursprünglichkeit erhalten. Der germanische Adel beruhte also ursprünglich auf dem Grundbesitze, und nur der Besitzer für seine Person war ursprünglich Edler, nicht seine Frau, seine Verwandte und Kinder Edle, wenn sie sonst nicht für sich selbst ein Edel besaßen.

Erst im zehnten Jahrhunderte bildete sich nach und nach der Stand des heutigen Erbadels aus, wie überhaupt um diese Zeit, durch die Sonderung der Thätigkeit und der Beschäftigung, auch eine schärfere Sonderung der Stände eintrat. Ein Theil der Freien verdingte sich den deutschen Königen zu Hof- und Kriegsdienst, ein Verhältniß, was man, wie schon erwähnt worden, im Allgemeinen mit dem Ausdruck Ministerialität bezeichnete. Diese Ministerialen der Könige erhielten, zur Belohnung ihrer Dienste, kleinere und größere Grundstücke zu Lehen. In den ersten Jahrhunderten

waren solche Verleihungen blos persönlich. Starb der Beliehene, oder wurde ihm sein Stand genommen, so fiel das Grundstück an den König zu weiterer Verfügung zurück. Als aber so viele Reichsdienste vom Vater auf den Sohn übergingen, blieb damit auch der verliehene Grundbesitz von Geschlecht zu Geschlecht in der Familie, und so fand sich allmälig der Begriff von Erblichkeit in derselben ein. Der lange dauernde Besitz gab diesen Beamten Gelegenheit, sich immer weiter greifende Rechte gegen die auf den beliehenen Grundstücken wohnenden Personen anzueignen und ihre Macht zu vermehren. Auf solche Weise gelang Herzogen, Grafen, Centgrafen und anderen königlichen Beamten die Erblichmachung ihres Amts, ihrer Macht, und die Verwandlung persönlich verliehenen Besitzes in erbliches Eigenthum. Hauptsächlich begünstigt wurden diese Bestrebungen der Lehnsbesitzer und königlichen Beamten dadurch, daß mit dem Grundeigenthume nicht nur das Recht, sondern auch die Pflicht zur Heerfolge verbunden war, und die kleineren, freien Grundbesitzer, die den damals sehr kostspieligen Kriegsdienst, mit welchem Bewaffnung und Unterhaltung auf eigene Kosten verbunden war, scheueten, den mächtigeren ihr Eigenthum abtraten, um es als Lehen von denselben zurück zu erhalten und auf diese Weise der Pflicht zur Heerfolge zu entgehen. Mit dieser Verwandlung des freien Eigenthums in Lehen war nichts Entehrendes verknüpft. Der Stand der ärmeren Freien wurde dadurch nicht unmittelbar verändert; aber indem solche Verwandlungen das Grundeigenthum, den Glanz und den Einfluß der Vornehmen erhöhten, leiteten sie eine Ungleichheit, eine Spaltung ein, die in demselben Verhältniß zunehmen mußten, als jene Güterabtretungen der kleineren Freien immer häufiger und zuletzt allgemein wurden. Aus der Macht entwickelte sich die Herrschaft; die ehemals ebenbürtigen und gleichberechtigten Freien standen sich nun als Befehlende und als Gehorchende, als Herren und als Diener gegenüber. Um ihre Macht zu befestigen, wirkten sich die Gewalthaber von den deutschen Königen mannigfache Privilegien aus, welche sie auf ihre Nachkommen vererbten. Der Besitz solcher Vorrechte mußte das Streben, sich als einen, von dem übrigen Volke gesonderten Stand zu betrachten, nothwendig begünstigen, und naturgemäße Fortentwickelung dieses Strebens war es, woraus sich in Deutschland seit dem zehnten Jahrhunderte nach und nach der Stand des heutigen Erbadels gestaltet hat.

Ehe noch der alte Grundadel ein gewisses Gegengewicht an dem, in den reich begünstigten Städten aufblühenden Bürgerstande empfand, war jenem ein anderer Nebenbuhler erstanden, der ihm um so störender werden mußte, da derselbe, nicht geneigt, in eine gegnerische Stellung zu treten, sich ihm vielmehr zu amalgamiren strebte. Dies war der Ritterstand, dessen Ursprung wir bereits oben kennen gelernt haben. Derselbe begründete, nachdem die Kaste des alten Grundadels schon geschlossen und zu einem erblichen Stande geworden war, an sich kein adeliges Verhältniß; er entstand aus denjenigen Freien und Güterbesitzern, welche in den Kämpfen gegen die leichtberittenen Avaren und Ungarn dem königlichen Heere beritten und bewaffnet zuziehen konnten. Auf die, damals von dem bereits gebildeten Erbadel freilich schon in Vergessenheit gebrachte, altgermanische Gewohnheit, wo der Adel von dem Besitze ausgegangen war, und auf ihren kriegerischen Einfluß gestützt, gelang es den begüterten Reitern oder Rittern unbemerkt, sich ebenfalls adelige Geltung zu gewinnen, und als der ältere Adel auf den jüngeren Nebenbuhler aufmerksam zu werden anfing und sich seiner zu erwehren gedachte, hatten Jahre und Zeitstürme schon einen Schleier über den niedrigeren Ursprung dieser neuen Edlen geworfen, und es gelang ihnen, den erklommenen Standpunkt zu behaupten. Zum Theile gab dieser Zuwachs mit Veranlassung zu der später im deutschen Reiche eintretenden Sonderung des Adels in einen hohen und niederen, ferner in einen reichsmittelbaren und reichsunmittelbaren. Diejenigen Adeligen nämlich, deren Gewalt sich über große Gebiete erstreckte, erweiterten ihre Rechte nach und nach zu einer wirklichen Landesherrlichkeit, erwarben die Reichsstandschaft, d. h. Sitz und Stimme auf den Reichstagen, und erkannten Niemand, als den Kaiser, über sich an. Daher der hohe und reichsunmittelbare Adel. Die weniger mächtigen Adeligen hingegen geriethen in Abhängigkeit von den hohen Landesherren, in deren Territorien ihr Grundbesitz lag; sie standen daher nur mittelbar unter dem Kaiser, auch hatten sie keine Reichsstandschaft. Aus diesen Gründen machten sie den, in sechs Klassen — Titulargrafen, Reichsfreiherren oder Barone, Edle oder Bannerherren, Ritter des heiligen römischen Reichs, Edle von, auf oder zu, und endlich Adelige mit dem Prädikate „von" — zerfallenden niederen und reichsmittelbaren Adel aus. In Oesterreich wurde jedoch durch die Bestimmungen des Fridericianischen Freiheitsbriefes (s. S. 49 u. f.),

welcher die Herzoge Oesterreich's gegen die Einmischung des Reiches in die inneren Angelegenheiten sicher stellte, und durch spätere ähnliche Begünstigungen der landesherrlichen Macht, das Streben des Adels nach Reichsunmittelbarkeit frühzeitig sehr erschwert, und die Oberherrlichkeit der Landesfürsten über die großen Grundbesitzer innerhalb der österreichischen Marken kräftig geschützt, während in anderen deutschen Ländern die Unbestimmtheit dieser Verhältnisse jenes, der landesfürstlichen Macht nachtheilige Streben der Großen nach einer reichsunmittelbaren Stellung förderte, und daher zu Irrungen, Kämpfen, Aufständen, im gelindesten Falle zu langwierigen Prozessen führte, und den Keim einer widernatürlichen Trennung in sich schloß. Für die schnelle und feste Gestaltung der inneren Staatsverhältnisse Oesterreich's waren demnach jene Bestimmungen der kaiserlichen Freiheitsbriefe von größter Wichtigkeit und von den wohlthätigsten Folgen.

Das Ministerialverhältniß, welches, ursprünglich ein Dienerverhältniß zu dem Fürsten — eine persönliche Abhängigkeit, so wie die Vasallenschaft eine sächliche — andeutend, mit der Zeit zu einem so ansehnlichen Hofrange sich aufschwang, daß selbst **Principes** als **Ministeriales regni vel imperii** vorkommen, umschlang allmälig den, früher in gegenseitiger Eifersucht befangenen, alten und neueren Adel mit engeren Banden, und trug das kameradliche Verhältniß aus Kriegszeiten auch auf den Frieden über, so daß die vorher bestandene Kluft sich noch mehr ausglich. So hob sich der niedere Adel, der nur von den Gütern, die er besaß, den Namen führte, schon seit dem zwölften Jahrhunderte, um dessen Mitte man überhaupt erst auf den Gebrauch der adeligen Familiennamen stößt, immer mehr hervor. Wenn diese größere Verschmelzung des hohen und niederen Adels beide Theile kräftigte und ihnen gemeinsame Stützpunkte verlieh, so bot dasselbe Verhältniß auch wiederum Anlaß zu Uebergängen und Vermittelungen mit dem, an Kraft und Wohlstand täglich wachsenden dritten Stande. Um den, mit dem Faustrechte verbundenen stäten Plackereien und Befehdungen zu entgehen, die dem minder Mächtigen natürlich am gefährlichsten wurden, flüchteten, namentlich seit dem dreizehnten Jahrhunderte, viele adelige Familien in die Städte, wo sie durch ihre Kriegserfahrenheit in jenen unruhigen Zeiten auch dann Ansehen und Vorzug errangen, wenn sie sich sonst mit den Bürgern vermengten. Aus diesem Zusammenflusse des Adelswesens und Bürgerthumes entstanden die sogenannten Patricier,

deren Einfluß jedoch schon im vierzehnten Jahrhunderte durch das Uebergewicht der Zünfte wieder sank.

Neben den kriegerischen Vorrechten war einer der wichtigsten Vorzüge, von welchem der Adel und die Ritterschaft Besitz nahmen, das ausschließende Sitz- und Stimmrecht auf den **Placitis** (öffentlichen Versammlungen, Land- und Reichstagen, Taidingen ꝛc.). Ursprünglich waren diese **Placita** wohl jedem Freien geöffnet; aber dadurch, daß die Bürger nicht selten auch Hörige unter sich aufnahmen, und daher nicht blos aus Freien bestanden, erleichterten sie dem Adel sein Bemühen, sie von jenen Versammlungen auszuschließen, und so blieb seitdem der Bürger von den Landtagen fortwährend entfernt. Auf diese Weise sicherte sich der Adel einen ausschließenden Einfluß auf die Landesangelegenheiten und deren Verwaltung, und gründete seine späteren ständischen Rechte. Anfänge einer solchen ständischen Verfassung im Markgrafthume Oesterreich finden sich schon zu Anfange der zweiten Hälfte des eilften Jahrhunderts, und zwar zuerst in einer Urkunde vom Jahre **1076**, in welcher Leopold **III.**, der Schöne, vom Bischof Altmann von Passau die Schutz- und Voigteigerechtigkeit über alle in Oesterreich liegenden Güter des Stiftes St. Nikolaus außer Passau erhält (s. S. 34), und wo angezeigt wird, daß der Markgraf mit reiflicher Berathung seiner Landesedlen jenes Stift und Kloster von allen Mauthen und Zöllen zu Wasser und Lande durch den ganzen Bezirk seines Markgrafthums loszähle. Es erhellet aus dieser Stelle, daß Oesterreich schon damals seine eigenen Landesedlen (**nobiles Barones**) gehabt haben müsse, welche der Markgraf in wichtigen Angelegenheiten zu Rathe zu ziehen, und durch urkundliche Erwähnung solcher gepflogenen Berathung, seinen Beschlüssen doppelten Nachdruck zu geben pflegte.

In einer Zeit, wo alles Leben vom Grundbesitze ausging, wo von Künsten und Gewerbswesen noch kaum die Rede seyn konnte, war nothwendig die Landwirthschaft das einzige Geschäft, welches Ansehen und Rang verlieh, und daher der Stand der Besitzer eines größeren Landwesens der bedeutendste und ehrenvollste. Der Name Bauer hatte im früheren Mittelalter nicht die enge Bedeutung, wie jetzt, sondern man bezeichnete damit überhaupt jeden Landmann, dem der Besitz und die Nutzung eines fremden Gutes zustand. Das Wort **Baro** oder **Barus**, aus welchem sich der Name Baron gebildet hat, ist wahrscheinlich das, mit einer lateinischen

Endung versehene deutsche Wort Bauer, vormals geschrieben Bawr, in Oberdeutschland ausgesprochen Bar oder Par; so wie auch das Wort Nachbar nichts Anderes bedeutet, als Nach=Bauer. Da in frühester Zeit die deutschen Stamm= und Familienhäupter mehr Geschmack an der Jagd und am Kriege fanden, als am Feldbau, so mußten sie sich nach Leuten umsehen, die ihnen in letzterer Hinsicht aushalfen. Mit den Knechten und Leibeigenen — den dienstbar gemachten Resten unterjochter Stämme — war ihnen nicht hinlänglich gedient; daher schlossen die größeren Grundbesitzer mit kleineren und ärmeren ihres Standes gewisse Verträge, kraft deren die Letztgenannten für eigene Rechnung die Felder der Reichen bewirthschafteten, und diesen dafür einen gewissen Zins oder Pacht entrichteten. Ein ähnliches Verhältniß trat auch häufig nach gemachten Eroberungen ein, indem man nämlich die alten aufgefundenen Einwohner der eroberten Ländereien im Besitze ihrer Güter und Grundstücke ließ, sich aber von ihnen gewisse Abgaben oder Naturallieferungen vorbehielt. Man nannte diese im alten Besitze Gelassenen — Lazzen. Diese Pachtverträge thaten der persönlichen Freiheit keinen wesentlichen Abbruch; denn eigentlich abhängig, ja mehr oder minder leibeigen waren nur die, später freilich mit den Lazzen immer mehr verschmelzenden Leudes (Liti, Leute), welche gemeiniglich aus Ausländern, nämlich aus im Kriege oder Handel erlangten Sklaven, bestanden. Aber auch für dieses härtere Verhältniß brachte, obschon nur auf einigen Seiten, die Zeit manche Linderung. Der kriegerische Deutsche, welcher nur langsam an die Bedingungen des gewerblichen Lebens sich gewöhnte, wußte von seinen Sklaven keinen besseren Gebrauch zu machen, als daß er ihnen die ihm verhaßten Feldarbeiten übertrug. Kriegszüge und Jagdabenteuer, die ihn häufig vom heimischen Herde entfernten, hielten ihn von Beaufsichtigung und Nachrechnung dessen, was der Knecht für ihn säete und erbaute, ab; daher ward es ihm bequemer, seinen Leibeigenen im Besitze dessen zu lassen, was der Boden für ihn hergab, und so verwandelte sich jene gegenseitige Stellung in eine Art von Pachtverhältniß, der harte Zustand der Leibeigenschaft in den milderen der Hörigkeit. Aus allen diesen zusammenwirkenden Ursachen gingen allmälig verschiedene Klassen von Bauern hervor, so namentlich die Gutsbauern (Colonen, d. h. solche, welche Colonats= oder Bewirthschaftungsverträge geschlossen), unter welchen nicht ausschließlich solche Landleute verstanden wurden, denen der Anbau

und die nachherige Nutzung wüster Felder überlassen war, und die in Ansehung ihres bürgerlichen Zustandes in zwei Klassen zerfielen. Die erste begriff die große Anzahl der freien Familien, die, blos mit einem kleinen Eigenthum versehen, dessen Ertrag zu ihrem Unterhalte nicht hinreichte, entweder Grundstücke der reichbegüterten Stifte und Klöster, oder Parcellen von den Ländereien königlicher Villen, häufig auch Hinterfelder größerer Landeigenthümer, in Zeit- oder Erbpacht, oder vermöge Erbzinsvertrages besaßen, wofür sie den Canon in Arbeit und gewissen Naturalien leisteten. Dies waren die freien Colonen oder Freibauern. Die zweite Klasse enthielt die unfreien Leute, die, ohne Eigenthum, ihren Unterhalt blos durch die Nutzung eines fremden Grundstücks gewannen, wofür sie der Grundherrschaft streng unterwürfig waren, und unter deren Mundschaft standen. Dies waren die hörigen Bauern. Schon in den ältesten Zeiten wirkten jedoch vielerlei Ursachen zusammen, um jene freien Bauern in ihrer Unabhängigkeit mehr und mehr zu verkürzen. Namentlich gab, wie wir schon früher (S. 17) gesehen haben, seit Karl dem Großen der Druck des Heerbannes Gelegenheit, die freien Bauern zu unfreien, hörigen, hinabzudrücken. Viele große Grundbesitzer, von Mißgunst und Selbstsucht getrieben, neckten die freien Colonen, dieser ihrer Freiheit wegen, und drängten sie so lange, bis die Hilflosen sich zu dem Systeme der Grundherrlichkeit bekannten und hörige Leute wurden. Ihr Eigenthum mochten sie behalten; die Herrschaft darüber war jedoch dem Mundherrn gesichert. Jetzt waren sie völlige Mundmannen, Mundlinge oder Gemundlinge, wie die übrigen unfreien Bauern, oder wie die Leudes, mit denen nun die Lazzen in Eine Klasse fielen. Für die Gnade der Benutzung von Grundstücken, welche bisweilen ihren Vätern als Eigenthum gehört hatten, waren sie zu schweren ökonomischen und Handdiensten, zu drückenden Lieferungen aus der Wirthschaft verbunden; außer Arbeiten und Abgaben wurden sie noch durch Geldleistungen unter mancherlei Namen ausgesogen. Viele der Unglücklichen meinten durch Entweichung ihr Schicksal zu mildern. Dagegen aber wurden von benachbarten Gutsherren Verträge geschlossen, die Ueberläufer nicht anzunehmen, sondern sie wieder auszuliefern, und selbst manche Städte wurden durch Privilegien der Grundherren genöthigt, die entlaufenen Hörigen herauszugeben. Zu verwundern ist es, daß unter so drückenden Verhältnissen doch überall einige freie Bauern, freie Landsassen, übrig

blieben. Fast in allen Gegenden Deutschland's geschieht in alten Urkunden freier Bauern Erwähnung, so auch in Steyermark und Oesterreich. Doch auch diese hin und wieder übrig gebliebenen freien Bauern schmolzen im Laufe der Zeit theils in ihren Rechten, theils der Anzahl nach, mehr und mehr zusammen. Nur vorübergehende Perioden der Besserung traten ein, so namentlich durch die Kreuzzüge im zwölften und dreizehnten Jahrhunderte. Die Ritter, welche zur Eroberung des heiligen Grabes einem ungewissen Loose im fernen Morgenlande entgegenzogen, das sie auf längere Dauer von aller Gemeinschaft mit dem Mutterlande abschnitt, mußten den Fleiß, die Treue ihrer Bauern zu Hilfe rufen, um sich dessen zu versichern, was sie in der Heimat besaßen, mußten durch günstige Bedingungen den Vortheil der Letzteren an ihren eigenen knüpfen. Daher vermehrten sich im Laufe der Kreuzzüge die Colonatsverträge, mit ihnen die Freiheit, der Wohlstand der Bauern, bis spätere Zeitwirren ihnen neue Nachtheile brachten.

Die Rauheit der Sitten, durch fortwährende Kriege und Zustände der Gewalt genährt, ließ Gefühl für Recht und Billigkeit, für Schonung und Nächstenliebe nur selten aufkommen. Wilde Selbstsucht trat alle milderen Regungen nieder; das Schwert dictirte Gesetze und Recht, und die Gewalt setzte sie in Vollzug. Daher das klägliche Schicksal des gemeinen Volkes, das man, halb ironisch, unter dem bezeichnenden Namen der „armen Leut" begriff, die Willkür und Erbarmungslosigkeit gegen Bauern und Hörige, die nur Rechte gegen sich, keines für sich kannten. Die Kriege wurden mit Grausamkeit und Zerstörungssucht geführt, und das Wüthen gegen Wehrlose und Friedliche verläugnete und befleckte die Bedeutung des Ritterthums. Wir haben in den wechselseitigen Kriegen zwischen Oesterreich, Ungarn, Böhmen und Baiern der geschilderten Periode gesehen, daß dieselben großentheils auf Verheerungszüge ausgingen, die, häufig planlos begonnen, vorzeitig abgebrochen, oft ohne allen Erfolg auf beiden Seiten blieben und Nichts bewirkten, als gegenseitige Verluste, Verarmung, Elend und Erwürgung schuldloser Unterthanen.

Ueberstrenge Gesetze, im eigentlichen Sinne mit Blut geschrieben, dienten, eben ihrer übertriebenen Strenge willen, mehr ihr Ziel zu verfehlen, als es zu erreichen, und ihre Blitze glitten von den Häuptern mächtiger Schuldigen meist auf die Häupter kleiner, ungeschützter Frevler ab; denn

der Reiche entzog sich durch Gold und Einfluß der Strafe, die nun mit verdoppelter Wuth über den Unbemittelten hereinbrach. „Auge um Auge, Zahn um Zahn," war das Prinzip der Strafgesetzgebung; doch mit verhältnißmäßig geringer Geldbuße wendete man das Schwert der Themis ab. Der Bürger, — so heißt es in dem Stadtrechte, welches Leopold der Glorreiche der Stadt Enns im Jahre 1212 ertheilte, und das über sechzig Jahre später König Rudolf bestätigte — der Jemanden eine Hand, einen Fuß oder die Nase abhauet, ihn um ein Auge oder ein anderes Glied bringt, gibt dem Richter zur Strafe zehn Talente, dem Beschädigten eben so viel. Hat er nicht so viel Geld, so ergeht über ihn der Ausspruch nach dem Gesetze: „Hand für Hand, Auge für Auge." Für einen abgehauenen Finger und für eine Verwundung, auf welche der Verlust eines Gliedes folgt, müssen dem Richter und dem Beschädigten drei Talente erlegt werden; hat der Beschädiger kein Geld, so muß er eine gleiche Beschädigung erleiden. Wer ein Haus mit Gewalt angefallen zu haben verklagt wird, und seine Unschuld nicht darzuthun vermag, zahlt dem Richter und dem geschädigten Hausherrn fünf Talente; hat er kein Geld, so wird ihm die Hand abgehauen. — So wog die Gerechtigkeit kaltblütig menschliche Gliedmaßen mit Geld auf, und der reiche Frevler blieb seines Leibes versichert.

Die Unwissenheit der Richter, die sich in schwierigeren Fällen nirgend Rath wußte, nahm ihre Zuflucht zu allerhand abergläubischen Auswegen, durch welche sie auf übernatürlichem Wege die Wahrheit zu erforschen meinte, und wobei dem Zufalle, oder auch wohl dem Betruge ein weites Feld ward, am unrechten Orte zu verdammen und am unrechten loszusprechen. Dahin gehörten die Ordalien oder Gottesurtheile, wo man der Gottheit zu entscheiden überließ, was menschliche Nachlässigkeit zu erörtern versäumte: die Feuer- und Wasserproben, die gerichtlichen Zweikämpfe u. s. w. Der Angeklagte mußte mit bloßen Füßen über glühenden Pflugscharen einhergehen, oder ein glühendes Eisen mit bloßer Hand tragen; blieb er unverletzt, so wurde er für schuldlos erkannt; verbrannte er sich, so traf ihn Verurtheilung. Er wurde in ein fließendes Wasser geworfen (kalte Wasserprobe), oder mußte seine nackten Arme in kochendes Wasser tauchen (heiße Wasserprobe oder Kesselfang); sank er unter oder verbrannte er sich, so galt er für überführt; schwamm er oben oder blieb unverbrüht, so war die Anklage widerlegt. Oder man ließ Kläger und Beklagten mit

einander kämpfen, und der Besiegte wurde als schuldiger Theil erachtet. Viele ähnliche Verfügungen kommen im zwölften und dreizehnten Jahrhunderte auch in Oesterreich vor. In dem genannten Ennser Stadtrechte hat, wer eine ehrbare Frau oder Jungfrau raubt oder entehrt, durch die Probe mit dem glühenden Eisen seine Unschuld darzuthun und erleidet im widrigen Falle den Tod, und der Störer des Hausfriedens muß seine Unschuld mit zwei Zeugen, oder durch die Wasser- und Feuerprobe darthun. Auch von gerichtlichen Zweikämpfen ist mehrmals die Rede, und selbst die von Kaiser Friedrich II. der Stadt Wien im Jahre 1237 ertheilte goldene Bulle gedenkt derselben: wird ein Bürger um Zweikampf angesprochen und er vermag den Streit zu bestehenen, d. i. sieben ehrbare Zeugen dafür aufzubringen, so sey er los und ledig von dem Kampfe (vergl. S. 108). Bei solchem Mangel der Gesetze strebte Alles auf Selbsthilfe hin; daher jene Neigung aller Stände, Waffen zu tragen, ein Uebelstand, dem Leopold der Glorreiche in seinem Wiener Stadtrechte von 1198 einigermaßen zu begegnen suchte, indem er Ausländern verbot, mit gespanntem Bogen in der Stadt zu erscheinen (Seite 88). — Die Stadtrechte dieses edlen und weisen Fürsten hatten, nächst ihren vielfach zweckmäßigen Verfügungen, zugleich den Vortheil, daß sie Oesterreich's Gesetzgebung von den verwirrenden Einflüssen und fremdartigen Bestandtheilen des römischen und kanonischen Rechtes reinigten, ihr eine nationale Richtung verliehen, und sie mit des Landes Sitten und Gewohnheitsrechten in Einklang brachten; ein Vorzug, dessen sich damals kaum ein anderes deutsches Land in diesem Maße zu erfreuen hatte.

Geistiger Zierden baar, ergötzte sich der Sinn der Vornehmen und Reichen gern an äußerlicher Pracht und überraschendem Luxus. Den Glanz der fürstlichen Hochzeiten, wo Genüsse, Schauleistungen und kostbare Gewänder einander überboten, haben wir schon bei mehren Gelegenheiten geschildert. Diese Pracht, bei aller scheinbaren Zwecklosigkeit, wirkte doch, wenn auch nur langsam, ihr Gutes; sie verfeinerte den Geschmack von außen her, und forderte endlich auf, den inneren Kern allmälig mit der äußeren Hülle in einige Uebereinstimmung zu setzen. Die Künste standen auf der niedrigsten Stufe; nur Italien spendete einiges Licht. Statuen und Münzen trugen das stumpfe, schönheitlose Gepräge ihres Zeitalters. Auch die Wissenschaften richteten sich schwerfällig aus ihrer gebückten Stellung

auf. — Die Philosophie war in scholastische Patronen geengt, ohne Geist und selbstständiges Leben. — In einem barbarischen Zustande befand sich die Heilkunde. Quacksalber hatten sie von Mönchen übernommen, und die Schulen von Salerno und Neapel begannen nur allmälig ihren wohlthätigen Einfluß auf Deutschland zu entfalten. Von den Mönchen versprach sich der fromme Glaube, daß sie ihren mangelhaften Heilmitteln durch Anrufung der Heiligen und durch Gebete eine größere Wirksamkeit zu geben vermöchten. Daneben reiseten unwissende Arzneihändler im ganzen Reiche herum, boten unter frechen Lobpreisungen ihre, unter astrologischen Formeln gesammelten Wurzeln und Kräuter, ihre geheimnißvollen, durchaus willkürlichen Arzneimischungen überall zum Verkaufe an, und beuteten die Leichtgläubigkeit der Menge aus. Das Schicksal des tugendhaften Leopold, der sich den gebrochenen Fuß mit dem Beile abhauen ließ, so wie des Herzogs Albrecht, den die Aerzte zu Wien an den Füßen aufhingen, um ihn des eingenommenen Giftes zu entledigen — sind schauerliche Proben des damaligen Heilverfahrens in Oesterreich, und wenn Fürsten dieser barbarischen Praktik unterworfen wurden, so hatte der Mittelstand und der gemeine Mann schwerlich auf schonendere Behandlung zu rechnen. — Wenig geschickter, aber doch gewissenhafter, wurde das Feld der Geschichte angebaut. Allein Parteigeist, Befangenheit und Leichtgläubigkeit wählten auch hier die Materialien, die Unkritik stellte sie zusammen, ein unlateinisches Latein vertrieb den Geist aus Styl und Darstellung. Die Schilderungen in den Chroniken jener Zeit sind steif, trocken, ängstlich; von historischer Kunst und pragmatischem Sinne weht keine Spur darin. Sprache und Form hinderte diese Denkmale, Eigenthum des Volkes zu werden; Vieles vermoderte in unbesuchten Archiven, und beraubte die Nachwelt der Freude, durch Zuwachs geschichtlichen Wissens sich mit dem geschichtlichen Ungeschmacke jener Zeit zu versöhnen. — Früher, als die Wissenschaft, blühte die Dichtkunst empor, wenn auch die beispiellose, jeder geordneten metrischen Form widerstrebende Härte und Unfügsamkeit der damaligen deutschen Sprache keinen glatten Guß zuließ, und viele deutsche Sänger den Drang des Liedes in lateinischen oder welschen Weisen ausströmen hieß. Das beschauliche Leben in den Klöstern, das müßige in den Burgen, der Geist des Ritterthums, Alles dies strebte unwillkürlich zum Dichten und Singen hin. Freilich lief die Poesie dazumal großentheils auf leere

Reimerei hinaus, und der Reim in den Chroniken jener Zeit ist meist nur ein Nothbehelf, um die Geistesarmuth des Verfassers zu verstecken, die trostlose Nüchternheit des Vortrags zu beschönigen. Indeß leuchtete von dem Throne der liederreichen Hohenstaufen ein schöner, mild-abenteuerlicher, poetischer Morgen über Deutschland, dem dort von mehren Seiten verwandte Strahlen grüßend entgegendämmerten. Der zarte, hoch romantische Sinn der Babenberger förderte dieses Streben. Leopold den Glorreichen feierten die Lieder der Wartburgsänger; von Siebenbürgen und Ungarn aus ertönten Meister Klingsohr's geheimnißvolle Weisen, und der streitbare Friedrich, der mit dem Tanhuser im Mai den Tanzleich oder Reigen vorsang und vortanzte, ist ein kräftiges Bild alt-österreichischer Sangeslust. — Die Minnesinger, auch wohl Fiedler oder Spielleut genannt, meist Ritter und Edelleute, die in den Tagen der Jugend, oft aber auch des Alters, der Drang des Liedes und der Liebe singend von Hofgelag zu Hofgelag, von Burg zu Burg trieb, fanden allenthalben, wo sie eintraten, ein gastliches Dach und begierige Hörer, und holten sich Ruhm, Gold oder Minnepreis, wenn sie der Fürsten Glanz, des Ritterthumes Lust, der Frauen Schönheit in ihren Liedern feierten. So zog Ulrich von Liechtenstein, Herzog Heinrich's von Mödling Edelknecht, der Dichter des Ytwitz und des Frauendienstes, im glanzvoll abenteuerlichen Aufzuge, mit reicher Begleitung, zweimal durch Oesterreich und die Gränzlande, einmal von Venedig nach Wien und bis an die Thaya als Königin Venus, das andere Mal als König Artus, der dem Elysium entflieht, um die Tafelrunde wieder herzustellen. Noch andere österreichische und steyermärkische Dichternamen erklingen aus jener Zeit: so Zachäus von Himmelberg, von Wildon, von Hardeck, von Stadeck, Schärfenberg, von Sonneck, Horneck, Lucidarius, u. a. — Das größte Nationalepos der Deutschen aber, das Lied der Niebelungen, in letzter Bearbeitung entstanden gegen Ende des zwölften und Anfangs des dreizehnten Jahrhunderts, überall noch durchrauscht von den unruhigen Fluten der Völkerwanderung, von den Wipfeln urdeutscher Eichenwälder, gehört theils dem Schauplatze, theils vielleicht selbst der Entstehung nach, Wien an, und es gebührt diesem Orte der Ruhm, die Scenerie zu dem großen deutschen Ur- und Stammliede geliehen zu haben, in ihm vorzugsweise verherrlicht zu seyn.

Erst unter Leopold dem Glorreichen, der so viel für die innere Verwaltung seiner Marken that, entwickelte sich allmälig eine Art von Finanzsystem, wovon bisher noch nicht die Rede gewesen war. Doch waren es noch immer bloße Anfänge, die Einnahmen vom Zufalle abhängig, planlos und ohne innere Bürgschaft. Bei dem Mangel stehender Armeen, und der geringen Anzahl landesfürstlicher Kanzleien und Beamten, drängte in Friedenszeiten kein fühlbares Bedürfniß zu einem eigentlichen Finanzetat, und gab es Fehde, so ließ man, auf die Mittelklassen unbedacht, den Krieg für den Krieg sorgen. Von einer gleichmäßigen Vertheilung der öffentlichen Lasten hatte man, bei dem überall ersichtlichen Vorherrschen des grundherrlichen Standes, noch keinen Begriff; die ganze Wucht derselben lastete auf dem Verkehre, und den Grundherren blieben, bei der Sorge für den Kriegsdienst, tausend Mittel übrig, sich durch ihre Pächter und Hörigen reichlich dafür bezahlt zu machen. Die Haupteinkünfte der Herzoge von Oesterreich bestanden noch im dreizehnten Jahrhunderte in den Gefällen der Münze, der Mauthen und der Gerichte, in den Steuern der Schutzbefohlenen und Juden. Nebstdem besaßen sie noch mancherlei Regalien, entweder durch Geschenke der Kaiser, oder durch langen Gebrauch, und endlich genossen sie Abgaben von denjenigen Unterthanen, über welche sie die grundherrlichen Vorrechte ausüben konnten, hauptsächlich aber von den landesfürstlichen Städten, auch wohl von solchen Stiftern, über welche sie als Voigte walteten.

Bei diesem System der Belastung des Mittelstandes, wurden dem Verkehre und dem Handel die Schwingen gelähmt, und diese Fächer haben sich beinahe auch nur in den Zeugnissen der Lasten und Steuern, mit welchen sie fortwährend kämpften, ihre Geschichte hinterlassen. Statt den Fleiß und die Kunstfertigkeit der Unterthanen zu fördern und zu begünstigen, wurden sie vielmehr durch zweckwidrige Verfügungen niedergehalten, und die Ausfuhr einheimischer Producte, statt gefördert, erschwert. Es galt nur, durch große Mauthen die landesfürstliche Kasse zu bereichern, und landesfürstlichen oder mit Vorliebe betrachteten Städten und Märkten den möglichsten Vorschub zu leisten. Man versah diese mit Privilegien und Monopolen, die Wenigen nützten, und allen Uebrigen Abbruch thaten, und vergaß über dem Einzelnen leichtsinnig des Allgemeinen. Der noch zu Ende des dreizehnten Jahrhunderts giltige Zolltarif des Herzogs Leopold für die Stadt

Stein in Unteröſterreich beſagte unter Anderem: Die Regensburger bezahlen für eine Wagengwant drei Talente, für einen Saum (Saum hieß die Laſt, welche ein Saumroß gewöhnlich tragen mußte) Tücher ſechzig Denare, und für ein Schiff vier und zwanzig Denare Weiſath. (Hier ſo viel, als Schiffsmauth. Urſprünglich bedeutete Weiſath eine Gabe, welche Güterbeſitzer zu gewiſſen hochheiligen Zeiten, z. B. zu Weihnachten und Oſtern, ihren Lehensherren bringen mußten; daher ſie auch Hochzeit, Weiſung, Wiſung, Weisheit, Beweiſung, Wiſode ꝛc. hieß.) Alle, welche über Regensburg hinaus wohnen, zahlen für eine Wagengwant vier Talente, für einen Saum achtzig Denare, und Weiſath für ein Schiff vier und zwanzig Denare. Die Paſſauer geben eben ſo viel. Alle Fremdlinge, ſie mögen von was immer für einer Stadt oder einem Lande kommen, welche Kleidungsſtücke als Waaren mitführen, zahlen nach dem Gewichte eines Saums. Für einhundert Schafhäute werden ſechs Denare, für einhundert Kalbshäute ſechs, und für hundert Haſenbälge fünf Denare bezahlt; für hundert große Häute, ob roh oder bearbeitet, fünfzig Denare. Für den Zentner Zinn zwölf, für Kupfer ſechs, für Blei zwei Denare. Für den Metzen Korn vier, Weizen, Bohnen oder anderes Gartengewächs vier, Mohn zehn Denare. Für einen Ochſen, ein Schwein, fünfzehn Schafe, zwei Kälber einen Denar. Für einen Saum Oel vier, Pfeffer dreißig; für Muskatnüſſe und andere Spezereien ſechzig Denare. Reiſende Franken — wahrſcheinlich Kreuzfahrer, die über Konſtantinopel nach Paläſtina gingen — entrichteten einen halben kölniſchen Denar Leibzoll. Für den Panzer entrichteten die Franken beſonders ſechs Denae Mauth. — Wichtige Privilegien erhielt auch die Stadt Enns im Jahre **1244** durch Friedrich den Streitbaren, für bewieſene Anhänglichkeit und Treue und als Schmerzengeld für erlittene große Feuersbrünſte. Alles, was die dortigen Bürger für ſich zur Stadt ein- oder ausführen würden, ſoll keiner Mauth unterliegen, an Sonntagen künftig kein Markt in der Stadt gehalten werden, wahrſcheinlich weil an Sonntagen ohnehin mehr Leute in die Stadt kamen und man dieſen Beſuch auch den Wochentagen zuwenden wollte. Im Umkreiſe einer Meile ſollte ſich kein Gaſtgeb aufhalten, im nahen Ennsdorf nur Ein Gaſthaus ſeyn, und nur zwei Bäcker Brot backen dürfen. Die bisher außerhalb der Stadt angeſiedelten Gaſtwirthe erhielten die Weiſung, ſich in die Stadt zurück zu ziehen und da ihre Nahrung zu treiben. Es gehörte dies zum

sogenannten Meilenrechte, auch Befang oder Bifang, Bannmeile genannt, das, zum großen Nachtheile aller Umgebungen, gewissen Orten innerhalb einer Meile ein streng verbietendes Handels- oder Gewerbsrecht verlieh, bald für activen, bald für passiven Verkehr. — Nicht minder bedeutsame Privilegien erlangte durch den streitbaren Friedrich die allzeit getreue Neustadt. Sie erhielt einen dreiwöchentlichen Jahrmarkt, und die dortige Mauth gewann eine ganz neue Einrichtung, mit großen Vortheilen für die Bürger.

Neue Begünstigung erwuchs mehren, vom Landesherrn bevorzugten Städten durch das Stapelrecht, so benannt nach dem Worte Stapel, wie man in einigen Gegenden Deutschlands den Jahrmarkt einer Stadt hieß. Es bestand, in diesem Sinne, in der Befugniß einer Handelsstadt, die durchziehenden Kaufleute zu nöthigen, ihre Waaren auf gewisse Zeit hinzulagern und zum Verkaufe anzubieten. Eine solchergestalt privilegirte Stadt hieß Stapelstadt. Das älteste bekannte Stapelprivilegium im Lande ob der Enns wurde durch König Rudolf im Jahre 1277 der Stadt Freistadt verliehen, und bestand noch im siebzehnten Jahrhunderte in aller Kraft. Alle Kaufleute, woher sie immer kamen, mußten dort anhalten und durch bestimmte Zeit ihre Waaren feilbieten. Im folgenden Jahre ertheilte derselbe auch der Stadt Wien ein Stapelrecht, größten Theils eine wörtliche Wiederholung des im Jahre 1198 vom Herzoge Leopold verliehenen Privilegiums. Kein Kaufmann, aus Schwaben, Regensburg, Passau oder sonst woher kommend, darf seine Waaren nach Ungarn verführen, bevor er sie in Wien niedergelegt hat, wohin er auf der Landstraße reisen muß. Wer dies unterläßt, zahlt der Stadt zwei Talente in Gold. Kein fremder Kaufmann darf sich in Wien länger, als zwei Monate, aufhalten; auch darf er seine Waaren keinem Anderen, als einem Wiener Bürger, um billigen Preis verkaufen. Kein fremder Kaufmann darf Gold oder Silber einhandeln; will er aber dergleichen edle Metalle verkaufen, so muß er sie der landesfürstlichen Kammer feilbieten. Ungarischen Wein innerhalb des Burgfriedens der Stadt zu verkaufen, ist verboten. — Die Stadt Steyer erhielt erst im Jahre 1287 ein Stapelrecht, obendrein beschränkteren Inhalts, da der allgemeine Nachtheil schon einleuchten mochte. Ein solcher Straßenzwang lähmte den Handel, schränkte ihn in seinen Kreisen ein und verschüchterte den Unternehmungsgeist. Ja, nicht selten litten die Privilegirten fast noch

mehr darunter, als die Belasteten, was z. B. die Wiener hinsichtlich ihres Stapelrechts frühzeitig empfanden. Sie mußten nämlich die Waaren, die man ihnen auf der Achse aus entfernten Ländern zuführte, desto theurer bezahlen, und thaten daher schon 1281 durch den Landesverweser Schritte bei dem Kaiser wegen Milderung dieses ihnen selbst lästigen Straßenzwangs, worauf sie die Freiheit erhielten, ihre Waaren nicht nur auf der Landstraße, sondern auch auf dem Wasser nach Wien zu bringen. —

Außer diesem drückenden Monopolwesen und der Last der Zölle und Mauthen, hemmten noch andere Umstände den Handel in seiner freien Entwickelung. So z. B. die üble und schwankende Verfassung des Münzwesens, die wir weiterhin kennen lernen werden. Ferner waren die Wege im übelsten Zustande, und fahrbare Straßen fast nirgend, so daß man, statt der Wagen, sich größtentheils der Saumrosse zur Fortschaffung der Waaren bedienen mußte, was den Transport erschwerte und vertheuerte. Schriftliche Handelsverbindungen waren, da noch Posten fehlten, nicht ausführbar, denn jene vom Herzoge Friedrich gemachte Verfügung, daß auf jedem bedeutenderen Punkte vier Pferde für seine Eilboten bereit stehen mußten— für Oesterreich die ersten Anfänge einer Art von Postverbindung — kamen nicht dem Handel zu Gute. Zieht man noch die Unsicherheit der Landstraßen durch die Plackereien der Stegreifritter — welche Friedrich in den Kuenringern so hart demüthigte — in Erwägung, denen die geängstigten Kaufleute nur mit schwerem Zolle an die Räuber, oder durch kostspielige Geleite sich entziehen konnten, so sieht man leicht, daß dazumal der Handel Oesterreich's noch in seiner Kindheit war, daß selbst die Kreuzzüge ihn nur künstlich und vorübergehend angeregt hatten, und daß bessere Zeiten, freundlichere Verhältnisse abgewartet werden mußten, um ihn aus seinem langen Winterschlafe zu erwecken; obschon in jener Zeit Wien bereits der Mittelpunkt der Waarenzüge aus dem Oriente durch Ungarn nach Deutschland war, vermöge seiner Wasserverbindung mit Konstantinopel, der Hauptniederlage jener Waaren. Wenig erheblich zeigte sich noch der Handel, den Venedig durch Steyermark und Oesterreich mit Deutschland unterhielt, und der erst im Laufe der Zeit wuchs. Hatte Venedig's Handelsherrschaft, namentlich seit der Eroberung Konstantinopels 1202, den Donauhandel, so wie den mit Rußland, aus dem ägäischen Meere in's adriatische hinüber gedrängt, so zog sich seit der Wiederherstellung des byzantinischen Kaiser-

thums 1261 der ostindische Handelsweg von Konstantinopel nach Alexandrien, und Genua verdrängte Venedig aus dem Besitze des Handels im byzantinischen Reiche.

Unter den inländischen Erzeugnissen, welche Oesterreich schon in älterer Zeit ausführte, nimmt der Wein eine der ersten Stellen ein. Nicht nur Baiern, Mähren und Böhmen, sondern selbst Ungarn wurde damit versorgt, und um diesen Zweig zu heben, wurde von mehren Herzogen die Einfuhr fremder Weine aus Italien und Ungarn nach Wien streng untersagt, wiewohl vielfältige Ausnahmen die Wirkung dieser Maßregel sehr verringerten. Auch der Ausfuhr von Bier nach Böhmen geschieht in einigen Urkunden Erwähnung; doch war dieser Artikel wahrscheinlich von wenigem Belang und wohl nur in Zeiten der Noth gangbar, da Böhmen selbst die Bierbrauerei mit großem Erfolge betrieb. Ein Gleiches galt von der Getreideausfuhr, die ebenfalls nur bei Mißwachs und Theuerung in den Nachbarländern Statt finden mochte; indem Ungarn, Böhmen, Mähren und Baiern eben so viel, ja noch mehr, als Oesterreich, erzeugten. Ein wichtiger Gegenstand der Ausfuhr war das Eisen. Die Stadt Steyer besaß schon seit lange das Vorrecht einer Eisenniederlage und einer gänzlichen Mauthfreiheit für alles, in die Stadt einzuführende Eisen. Der Waarenzug ging über Klaus, Rottenmann, Katzling oder Zweyring nach Innerösterreich und Venedig, desgleichen nach Regensburg und München, nach Wien, Böhmen und Mähren. Der Eisenhandel im Inlande war den Steyerern mit den Bürgern der übrigen Städte gemein. Auch in Waidhofen an der Ybbs wurde viel Eisen gearbeitet; nur war der Ort weit weniger durch Privilegien begünstigt, als Steyer. Die Einfuhr fremden Eisens war untersagt. Leinen- und Wollenwaaren gingen von Oberösterreich nach Wien, und von dort noch weiter, und von Wien trieb man Handel mit Häuten nach Venedig. Der Hopfenbau wurde frühzeitig emsig in Oesterreich betrieben; Baiern, ja sogar Böhmen wurde damit versorgt; doch mochte unter dem ausgeführten sich auch ausländischer Hopfen befinden.

Die Ausfuhr wurde durch die Einfuhr bedeutend überwogen, und der Handel Oesterreich's war seinem Haupttheile nach passiv, besonders da das Fabrikswesen erst weit später aufblühte. Lebensmittel, besonders Schlachtvieh und Fische, darunter Hausen und Häringe, gesalzenes Fleisch, Oel, Seife, Feigen und Obst, Hülsenfrüchte und verschiedene andere Lebens-

mittel, Pferde, verschiedene Metalle, mit alleiniger Ausnahme des Eisens, Tücher und Zeuge, endlich auch mancherlei Luxusartikel, welche die frühzeitig sich kundgebende Prachtliebe begehrte, wurden in Oesterreich in so großer Menge eingeführt, daß die Landesherren allmälig auf Vorkehrungen bedacht seyn mußten, um der Auswanderung alles Geldes und einer Verarmung des Staates vorzubeugen. Doch war mit Luxusverboten und Kleiderordnungen, als den zunächst ergriffenen Mitteln, dem Uebel nicht gründlich geholfen, da eben dadurch der ohnedies noch lässige Gewerbs- und Kunstfleiß noch mehr herabgestimmt wurde. Von Italien, den Niederlanden und vielen Handelsstädten aus überschwemmte man Oesterreich mit Tüchern und kostbaren Zeugen, da die Prachtliebe der höheren Stände in der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts bereits auf die äußerste Höhe gestiegen war, und bei Festen und Ritterspielen sich in raffinirtem Glanze erschöpfte. Das Alles brachte, da im Lande wenig erzeugt wurde, nur der Fremde Gewinn, und die Kaufleute von Köln, Aachen, Ulm und Mastricht hielten in Oesterreich ersprießlichen Markt. Die in jener Zeit gesuchten feinen Tücher und Zeuge waren: Zendel oder Sendel — eine Taffetart, damals den vorzüglichsten Seidenzeugen beigezählt; Paltikein, Patikein, Palczigin, Baldekin — ein Tuch aus Seide, mit eingewebtem Golde; Pliat oder Blyand — ein edles Seidengewand, oder überhaupt ein gewisses Kleidungsstück; Phele oder Phelle, so viel als Purpur, manchmal auch feine Leinwand. Selbst Indien, Persien, Griechenland, Afrika und Spanien mußten ihre kostbaren Gewebe und Zeuge spenden, um die unersättliche Glanzlust und Eitelkeit des Abendlandes zu befriedigen; besonders nachdem die Kreuzzüge orientalische Trachten und Erzeugnisse in Aufnahme gebracht hatten. Kaufleute aus Venedig, Genua und Pisa brachten dergleichen ferne Producte nach Italien und Deutschland. In Wien begnügte man sich, dergleichen Stoffe noch mit künstlichen Stickereien zu verschönern. Welschland that mehr; es ahmte jene Erzeugnisse des Orients mit Geschicklichkeit nach, webte feine Tücher und reiche bunte Zeuge, und machte sich dadurch Oesterreich und Deutschland abermals zinsbar. Die lombardischen Tücher wurden frühzeitig beliebt und berühmt. Pelzwerk kam aus Rußland nach Wien, und gab eine starke Rückfracht. — Gold in Oesterreich einzuhandeln, wurde im Jahre 1192 vom Herzoge Leopold den Regensburgern erlaubt, der Ankauf des Silbers dagegen untersagt. Nach acht Jahren aber wurde allen

ausländischen Handelsleuten auch der Ankauf des Goldes verboten, und dieses Verbot seitdem häufig erneuert. Jedermann durfte edle Metalle nach Oesterreich bringen; doch lediglich nur der herzoglichen Kammer, zu welcher auch die Hausgenossen oder Münzer gehörten, durften sie verkauft werden. Auch hierin zeigte sich der schädliche Monopolgeist. Bei dem ausschließenden Vorrechte der Münzer, Gold, Silber und alte Münzen einzukaufen und Geld zu wechseln, blieb es völlig in ihre Willkür gestellt, den Preis der Metalle und der alten oder fremden, in Oesterreich nicht gangbaren Münzen, zu bestimmen. Salz konnte damals noch keines ausgeführt werden, indem das Salzbergwerk zu Ischl, obschon bereits zu Ende des zwölften Jahrhunderts vorhanden, anfänglich nur eine geringe Ausbeute lieferte, so daß man sich vielmehr vom Auslande noch mit Salz versehen lassen mußte.

Aus Allem ergibt sich, daß der Handel Oesterreich's im dreizehnten Jahrhunderte noch seines Geistes harrte. Er erhob sich nicht über das Herkömmliche und Beengte eines Handwerkes, und daß man lange Zeit in Oesterreich sich nur des sehr allgemeinen Wortes „Arbeiten" bediente, wenn vom Handel die Rede war — die Bürger „arbeiteten" mit Salz, mit Wein u. s. w., das heißt, sie trieben Handel damit — deutete die träge und seelenleere Weise an, in welcher der Handel sich dazumal hinschleppte.

Obgleich schon das alte österreichische Landrecht darauf drang, daß Alle sich eines gleichen Metzens, Eimers und einer gleichen Elle bedienen sollten, so bestand doch zu keiner Zeit ein ganz gleiches Maß. In jedem bedeutenderen Orte hielt man sich, der Gewohnheit wegen, an das dort herkömmliche Maß, und der Magistrat wachte nur darüber, daß dieses treulich beobachtet werde, ohne jedoch eine Vereinbarung mit dem vorgeschriebenen allgemeinen Landesmaße sich angelegen seyn zu lassen. Herzog Leopold, der im Jahre 1198 alles auf den Handel Bezügliche dem Stadtmagistrate von Wien unterwarf, verurtheilte zugleich einen Jeden, bei welchem falsches Maß, damals Ham (Betrug, Hinterlist; daher hämisch) genannt, falsches Gewicht, falsche Elle gefunden würde, zu einer Geldstrafe von fünf Pfund. Man kannte große und kleine Metzen, auch sogenannte Ostermetzen, ferner Metzel, deren etwa zwei und ein halbes einen Ostermetzen ausmachten. Metreta und Modius waren die gewöhnlichen lateinischen Benennungen eines Metzens; doch bedeutete Modius auch öfter ein Muth, welches dreißig gewöhnliche Metzen enthielt. Ein Muth bestand aus sechs Mutheln.

Doch wichen, je nach den Gewohnheiten der einzelnen Orte, diese Verhältnisse sehr unter einander ab. Hin und wieder wurde ein Muthel zu fünf, an anderen Orten gar zu vier Metzen angeschlagen, und so war nirgend vollständige Uebereinstimmung. Die Unachtsamkeit der Schreiber hat für uns ebenfalls den richtigen Begriff jener alten Maße erschwert. Sechs Dienstmuth galten vierzig Burgmetzen, drei Kastenmuth einem Burgmuth gleich. Wie wenig auch die Metzenmaße mit einander übereinkamen, so wurde doch an jedem größeren Orte darüber gewacht, daß das Maß des dort gangbaren Metzens bei Käufen und Verkäufen richtig beobachtet wurde. Es gab daher einen gesetzlichen Stadt-, Markt- und Schloßmetzen, der den einzelnen Hausbesitzern zur Richtschnur diente. In Steyer bewahrte den Stadtmetzen der dortige Brückenmeister, in Wien ein eigener Beamter, der davon der Metzner hieß. — Noch geringere Aufschlüsse, als über das alte Getreidemaß, sind über die Maße flüssiger Körper auf uns gekommen. Das Wort Modius diente in manchen Gegenden sowohl für das Maß des Weines, als des Getreides, hieß also bald ein Metzen, bald ein Eimer. Auch dieses Maß war in den verschiedenen Orten bald größer, bald kleiner. Das alte Wort Urne, dessen man sich sowohl in der lateinischen, als in der deutschen Sprache bediente, bezeichnete wahrscheinlich einen Eimer. Von Gewichten kommt sehr häufig der Saum vor, der aber nicht nur die Last, welche ein Thier tragen kann, sondern im weiteren Sinne auch ein gewisses Maß von flüssigen und wohl auch anderen Dingen bedeutete, welche in Gebirgen und auf dem flachen Lande, aus Mangel fahrbarer Straßen, durch Saum- oder Lastthiere fortgeschafft wurden. Wie unbestimmt diese Gewichtsart seyn mußte, da nicht jedes Thier gleiche Lasten zu tragen vermochte, liegt am Tage. Um sie einigermaßen zu regeln, pflegte man gewöhnlich eine gewisse Anzahl ganzer Stücke Tuch einen Saum zu nennen. Unbekannt ist, wie groß die Last einer sogenannten Wagengwant gewesen sey. Auch von dem Verhältnisse des alten Ellenmaßes zu dem heutigen findet man Nichts aufgezeichnet. Der Handel mit Venedig machte die Wiener mit den venetianischen Maßen, Gewichten und Ellen bekannt; daher nannte man Letztere, durch Verdeutschung des Wortes: **Braccio**, in Oesterreich Bretschen. Genauere Nachrichten sind uns nur aus späteren Jahrhunderten übrig geblieben.

Wie über die alten Maße und Gewichte, so fließen auch über die ältere Münzverfassung Oesterreich's die Quellen sehr spärlich. Welcher Landesfürst dort zuerst Münzen geschlagen habe, ist unbekannt, und selbst Kaiser Friedrich's berühmter Freiheitsbrief von 1156 schweigt von dem Münzrechte. Das Münzregale, eines der Hauptvorrechte des Kaisers, wurde, häufig ohne besondere Auswahl, vielfach an Fürsten, Grafen, Bischöfe, Aebte und Städte verliehen, was natürlich zu mehrseitigem Mißbrauche und mancherlei Verwirrungen Anlaß gab. Daß unter solchen Umständen auch die babenbergischen Herzoge Oesterreich's nicht eines Privilegiums, welches die Kaiser so freigebig ertheilten, ermangelt haben werden, unterliegt keinem Zweifel. Auch kommt schon im Jahre 1166 in einer Urkunde der steyerischen Ottokare, wo sonst nur die Rede von der Währung der Salzburger Münze zu Friesach zu seyn pflegt, die Wiener Münze vor, und unter den Dienstmannen Ottokar's wird ein Münzgraf aufgeführt. Unter Friedrich dem Katholischen werden in einer Osterhofer Urkunde die herzogliche Münzstätte und der Münzmeister erwähnt. Wie im Gewichte und Maße, so war auch in der Münze vielfältige Abweichung, und man mußte, um eine bestimmte Währung auszusprechen, immer die Münzstätte angeben, in welcher die Geldstücke geprägt worden. Die alten Pfennige oder Denare wurden blos aus Silber geschlagen, zweihundert und vier und sechzig derselben machten ein Pfund oder ein Talent aus. Man ging nicht immer gewissenhaft zu Werke, und häufig wurden Beschwerden über schwarze Pfennige laut, welche die Regierung als gute, weiße Pfennige ausgab, und die kein Kaufmann nach dem Nennwerthe annehmen mochte. Die Münzmeister hatten hierbei ganz freie Hand, denn die Leitung des ganzen Geschäftes hing einzig von ihnen ab; ihre Beamten hießen zu den Zeiten Leopold's des Glorreichen: Flandrenser, späterhin Hausgenossen. Nicht immer lag die Verschlechterung der Münze, wozu sie sich wohl auch aus Gewinnsucht verleiten ließen, an ihnen; vielmehr boten die Regierungen, aus übel verstandenem Vortheile, häufig die Hand dazu, und die Bürger und Gewerbetreibenden litten nicht wenig durch dergleichen Fälschungen. Um die schlechten Pfennige besser zu bemänteln, versuchte man sie so dünn zu schlagen, daß sie sich schnell abgriffen, bogen oder zerbrachen, und nicht länger zum Curse taugten. Sie wurden dann verrufen, mußten weit unter dem Nennwerthe in die Münze abgeliefert werden, wo man sie

umprägte, sie abermals zu einem, ihren wirklichen Gehalt weit überwiegenden Nennwerthe ausgab, und so eine ganze Kette von Verlusten für das Gemeinwesen an einander fügte. Dieser Uebelstand des Verrufens und Umprägens der Pfennige währte in Oesterreich bis über die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts hinaus. Die alten Münzstätten bestanden zu Wien, Neustadt und Enns. Einen Beweis von der Geldarmuth jener Zeiten, und wie man sich mit fremden Pfennigen, die nicht so häufigem Verrufe unterlagen, behelfen mußte, gibt Herzog Albrecht's Ueberschlag in Betreff der Münze, wobei sich zeigte, daß, wenn Oesterreich mit den benachbarten Ländern in Ruhe und Frieden lebte, die Summe des umlaufenden Geldes sich auf vierzehntausend Talente belief. Man rechnete bei den Münzen nach sogenannten Pfunden, obschon es keine Münze gab, die ein Pfund wog. Eben so war es mit den Schillingen (solidis), deren zwanzig bis vier und zwanzig, je nach der zeitweisen Geltung, auf ein Pfund gingen. Zwölf Denare oder Pfennige — die bei weitem gangbarste Münze — machten einen Schilling aus. Auch gab es frühzeitig Heller und Oboli. — In technischer Beziehung läßt sich von jenen alten Münzen wenig Rühmliches melden. Die ältesten sind von sehr schlechtem Gepräge, ohne Inschrift, ohne Jahreszahl, höchstens nur mit Einem oder zwei Buchstaben, und mit dem österreichischen Schild oder dem steyermärkischen Panther versehen. Auch sind sie meist nur einseitig geprägt und so dünn ausgearbeitet, daß sie sich leicht bogen und zusammenrollten, was wahrscheinlich mit Absicht geschah, um sie desto häufiger umprägen zu können, und so jenes fehlerhafte Finanzsystem zu unterstützen. — Alles dies wirkte nachtheilig auf Handel und Gewerbe ein. Daß in entscheidenden und angstvollen Augenblicken die Landesfürsten das Versprechen rechtlicherer Münze ihren frommen Gelübden einschlossen, wie z. B. Ottokar und die ihm verbündeten Fürsten 1260 vor der großen Marchfeldschlacht gethan (S. 144), ist ein sprechender Beleg der gemeldeten Mißgriffe.

Die älteste Geschichte ist eine Geschichte der Kriege; das Entstehen der Staaten, zumeist auf Eroberung gegründet, hängt innig damit zusammen. Der Krieg mußte Anfangs den Pfad ebenen, auf welchem Volksthum und Nationalität später sich bleibend niederlassen wollten, und über die Felder, denen seitdem Gesittung und Künste des Friedens entsprossen, ist zuerst der Sturm der Schlachten dahingebraus't. Je mehr der kriegerische

Geist der germanischen Urstämme in den früheren Generationen noch fortwirkte, und jeder Freigeborene sich unmittelbar zum Kriegsdienste berufen und verpflichtet fühlte, desto weniger wußte man sich damals den Wehrstand noch als einen Stand für sich zu denken, und von einem stehenden Heere hatte man noch keinen Begriff. Der Landesherr begnügte sich im Frieden mit einer Leibwache; im Kriege umgaben ihn einige durch Treue erprobte Ritter und deckten seine Person. Drohten dem Lande Einfälle von außen, oder galt es einen Zug gegen einen fremden Feind, so bot der Fürst den Heerbann auf, durch welchen die freien Grundbesitzer zur Vertheidigung des Vaterlandes aufgerufen wurden. Unter den früheren fränkischen Königen hatte dieses Aufgebot einen mehr freiwilligen Charakter. Es wurde in den Volksversammlungen beschlossen, und konnte, als eine selbstauferlegte Pflicht, für keine Last gelten. Aber bei der steigenden Gewalt der Könige, und vor Allem unter Karl dem Großen, verwandelte es sich in einen drückenden Zwang, der am härtesten die kleineren Besitzer traf, und zuletzt, wie wir schon früher (S. 17) gesehen haben, mit dem gänzlichen Verluste ihrer Selbstständigkeit endigte. Doch die übermäßige Strenge des Heerbannes ward die Ursache seiner kurzen Dauer. Schon unter den Karolingern änderte und minderte sich seine Bedeutung, und je mehr Deutschland sich einem Wahlreiche zuneigte, und die Macht der Könige von jener der Herzoge, Lehenfürsten und großen Ministerialen abhängig wurde, desto merklicher wechselte die alte Heerverfassung. War schon unter Karl dem Dicken die Erleichterung eingetreten, vom persönlichen Zuzuge auf den Sammelplatz des Aufgebotes sich durch eine bestimmte Abgabe loskaufen zu können, so erscheint im zwölften Jahrhundert diese Einrichtung als eine bereits bestehende Ordnung, welche an die Stelle des einstigen Heerbannes gekommen ist. Vorzüglich waren es Bisthümer und Klöster, welche ihren Schutz- oder Zinspflichtigen diese Erleichterung verschafften, und dem Könige für die Lossagung ihrer Unterthanen vom Heerbanne eine Steuer bezahlten, die bald den Namen einer Hilfe, bald einer Ergänzung, oder auch der Königssteuer führte. Einigen Klöstern gelang es sogar, auch von dieser Steuer wieder befreit zu werden, und für diese hatte also nunmehr alle Verpflichtung zum Aufgebote ganz ein Ende. Mehre Bischöfe erhielten dergleichen Befreiungen ihrer Unterthanen von der Heerbannspflicht im eilften und zwölften Jahrhunderte, ja sogar das Heerbannsrecht wurde theils verschenkt,

theils fiel es in die Hände Derjenigen, welche hohe Reichsämter und Würden erblich an sich gebracht hatten. Die Grafen — zuvor Aufseher über die Heerbannspflichtigen, Verfasser der Militärrollen, Anführer der Wehrmänner ihres Amtsbezirkes, und Einsammler des Strafgeldes für Ausbleiben vom Aufgebote — waren nun zu Heerbannsherren geworden, ließen in ihrem eigenen Namen das Aufgebot ergehen, behielten für sich selbst die Heerbannsstrafe der Ungehorsamen, forderten den Heerschilling oder das Rüstgeld ein, und traten so in eines der vorzüglichsten Rechte des Kaisers. Die gemeinen Wehrmänner sahen sich dadurch von dem beschwerlichen Kriegsdienste befreit, und konnten ihm gegen gewisse Opfer entgehen. Sie durften jetzt mitten im Kriege ihrem Hauswesen vorstehen, ihr Gewerbe treiben, ihr Feld bestellen, und zahlten dafür gern ihren Stellvertretern im Lager, den Vasallen, eine bedungene Summe zur Ausrüstung und zur Bestreitung der Kosten, welche ihnen ein Feldzug verursachte. Gerieth das Vaterland in eine große Feindesgefahr, so konnte und mochte sich Niemand der Pflicht entschlagen, dasselbe zu vertheidigen, und auf das Waffengeschrei: „O Weh! O Wapen!“ oder wenn später auf den Bergen Kreidenfeuer auf-loderten, und die Sturmglocke heulte, griffen Alle zu den Waffen, und eilten den Sammelplätzen zu. Aber mit Ausnahme eines solchen allgemeinen Aufgebotes, das Landfolge, Reise oder Landsturm hieß, war den freien Gutsbesitzern auch während eines Krieges Ruhe gegönnt; die Vasallen zogen statt ihrer in's Feld, und der frühere Heerbann hatte sich nun in einen Vasallendienst verwandelt. Doch hatten, wie sich bald zeigte, die kleineren Grundbesitzer diese Ruhe theuer erkauft; denn die keinen Kriegsdienst leisteten, hatten die Waffenehre, und mit ihr ihre persönliche Freiheit in einem solchen Grade verloren, daß sie zu Unterthanen der Heerbannsherren herabsanken, und neuem, ärgeren Drucke, als dem des Heerbannes, anheimfielen. Die Vasallen prangten mit dem Ehrennamen: **Milites**, Krieger, oder von ihrem Reiterdienste — denn der Krieg hatte sich, den berittenen Ungarn gegenüber, größtentheils in einen reitenden verwandelt — Ritter. Vorher Ministerialen, Dienstmänner, und daher in gewissem Sinne unfreie Leute, schwangen sich dieselben, vermöge der zunehmenden Wichtigkeit des Kriegerstandes, zu einer Art niederen Adels empor, schlossen sich an die Lehenleute an, und bildeten mit diesen eine eigene Kaste. Der Heerbann hatte nun so gut wie ganz aufgehört, und das ganze Kriegswesen

beruhte jetzt auf dem Reiterdienste der Vasallen. Wie groß aber ihre Anzahl immer seyn mochte, so waren sie doch nicht hinreichend, das alte Aufgebot der Wehrmänner genügend zu ersetzen. Man nahm daher nicht nur Ritter, sondern auch geringere Leute in Sold, und es entwickelte sich neben dem Ritterwesen nunmehr auch das System der Soldtruppen oder Soldaten. An Leuten dazu war kein Mangel; denn der Verarmten aus dem Stande der Freien, der entlaufenen Leibeigenen und anderen hörigen und mißhandelten Menschen, der Straßenräuber und Abenteurer gab es in Fülle. Da dieses Volk sein Gewerbe aus dem Kriege machte, und ihn überall aufsuchte, so war es auch zu Fuße wie zu Pferde in den Waffen besser geübt, als die Hausbesitzer auf dem Lande, und den Fürsten war es bequemer und sicherer, ein Heer von Lohntrpupen zu versammeln, als von dem guten Willen ihrer übermüthigen Vasallen abzuhängen, von denen die Größeren und Mächtigeren unter mancherlei Vorwänden bald gar nicht auf dem Sammelplatze erschienen, bald einen zu großen Kostenersatz verlangten, oder, was oft vorkam, noch während des Krieges wieder nach Hause zogen. War die Löhnung der Soldtruppen gleich viel geringer, als die Kosten, welche die Vasallen verursachten, so überstieg sie doch bei weitem den Soldbetrag stehender Truppen in späteren Zeiten, zumal man, nach Beendigung des gewöhnlich kurzen Feldzuges, die Söldner abzudanken und ihrem Schicksale zu überlassen pflegte. Häufig wurden dann aus ihnen Räuber und Wegelagerer, die das Kriegshandwerk auf eigene Faust forttrieben, die Gegend unsicher machten, und für den häufig rückständigen Sold sich Ersatz bei den armen Landbewohnern holten. Auch die Städte stellten frühzeitig Krieger in's Feld, und stiegen dadurch immer höher in der Gunst der Kaiser. Doch bestand der Kern der städtischen Truppen immer in Fußgängern, die mit sogenannten Gleven oder Spießen und Lanzen verschiedener Art bewaffnet waren, und daher Glevenbürger hießen. Auch Pfeilschützen befanden sich häufig bei diesen städtischen Fußtruppen. Statt des einfachen Bogens bediente man sich lieber der sicherern und bequemeren Armbrust. Die kleinste Gattung derselben hieß Balester, vom lateinischen Worte **Balista**. Die größeren befestigte man an große Schäfte, die auf einem starken Gestelle ruhten; sie gehörten zum groben Geschütze, und wurden der Armee auf Wagen nachgeführt; daher sie auch Wagenarmbrüste hießen. Die schweren Pfeile hatten ebenfalls einen eigenen Namen: Muschetten.

Für die Versorgung der Truppen ward wenig gethan; desto mehr meinten sie Ursache zu haben, für sich selbst zu sorgen, und ein allgemeines System des Raubes, ein brutaler Stolz auf die physische Gewalt, und roher Mißbrauch derselben trat an die Stelle des Begriffes ritterlicher und militärischer Ehre. Die vornehmen Vasallen drückten und brandschatzten die unkriegerischen Freien; der Söldner plünderte und verheerte; die ganze Last des Krieges lag auf dem Nährstande. Verträge über den Heerschilling wurden nicht geachtet; die Heerbannsherren forderten nach Willkür unbemessene Summen, Abgaben an Naturalien, Rüstzeug, Kleidungsstücke, Frohndienste, und die Vasallen praßten auf Kosten der Landbewohner, raubten, plünderten und fragten nicht nach den strengen Reichs- und Provinzial-Ordnungen, welche den Kriegern dergleichen Unfug unter schwerer Ahndung verboten. Schon seit lange wurde das Rüstgeld nicht blos zur Zeit eines Aufgebotes, sondern auch während des Friedens von den Heerbannsherren erhoben, und für eine bestehende jährliche Abgabe erklärt, und trotz dem mußte das gemeine Volk, wenn ein Krieg ausbrach, die Lasten desselben beinahe immer allein tragen; denn was späterhin die Landstände an Steuern den Landesherren bewilligten, wurde größtentheils von ihren Unterthanen eingetrieben, indem die Ritter, also der Adel überhaupt, dafür, daß sie allein den Kriegsdienst übernahmen, gewöhnlich keine Steuer von ihren eigenen Gütern leisteten, und die bewilligten Abgaben oder Hilfe lediglich auf die Hintersassen vertheilt wurden, welche keinen Reiterdienst versahen. Waren diese Lasten von dem armen Landvolke aufgetrieben, so hatten sie nach beendigtem Kriege die Plackereien und Plünderungen der entlassenen und aufgelös'ten Söldnerbanden zu erdulden, und so brachten Krieg und Frieden jenen Unglücklichen gleiches Ungemach. — Da der Krieg im eigenen Lande so grausam wirthschaftete, so läßt sich denken, daß er im Feindeslande noch ungleich schrecklicher hausete. Weil man den Kampf gewöhnlich übereilt und mit unausreichenden Mitteln begann, so mußte sich erst der Krieg die Mittel zum Kriege verschaffen. Daher bezeichneten Raub, Gewaltthat, Verheerung regelmäßig die Straßen, welche ein Heer zog, und während der Staat durch seine Truppen seinen politischen Feind bekämpfte, führten diese wiederum für sich selbst einen Krieg gegen das allgemeine Besitzthum. Unter solchen Verhältnissen und bei der quantitativen Geringfügigkeit der damaligen Heere, ersparte man meist auch die Magazine

und übrigen Verpflegungsanstalten. War eine Gegend ausgeplündert und ausgesogen, so setzten die Truppen ihren Marsch weiter fort. Die Bestimmung der aufgebotenen Heere galt nur dem augenblicklichen kriegerischen Zwecke. Nach Wegfall der äußeren Gefahr und nach Beendigung des Zuges, kehrten die aufgebotenen Truppen zu ihrem Herde und ihrer Handtierung, die Söldner zu ihrem unstäten und ordnungslosen Leben zurück. An eine feste Mannszucht war bei solchen ephemeren Heeren nicht zu denken, und ihre Wirkung war nur dadurch möglich, daß der Gegner ebenfalls keine andere Heerverfassung kannte, mithin die kriegerische Kraft der streitenden Theile sich im Wesentlichen gleich blieb. Auch die übrigen, dahin gehörigen Einrichtungen waren äußerst mangelhaft und dienten, die Noth und die Drangsale des Krieges zu erhöhen. Dem Heere fehlten nicht nur Feldlazarethe, sondern auch Wundärzte. Höchstens legten die dem Heere folgenden Mönche, in deren Händen die Wundarzneikunst sich größtentheils befand, hin und wieder hilfreiche Hand an, was aber bei den vielen Verwundeten, welche die damalige Kampfweise, Mann gegen Mann, mit sich brachte, und bei dem gänzlichen Mangel anderer Anstalten, bei weitem nicht ausreichen konnte. Die Zahl der Todten mehrte sich dadurch unendlich; denn der Schwerverwundete mußte, unverbunden, ungepflegt, verbluten.

Die Kriegskunst ist, nach Johannes von Müller's Ausspruche, die Grundfeste politischer Macht, die erste der Wissenschaften, weil unter ihrem Schutze alle anderen bestehen. Im Mittelalter war von einer eigentlichen Kriegskunst gar nicht die Rede; selbst untergeordnete Zweige derselben, wie die Taktik, blieben uncultivirt. Die in Eisen gehüllten Ritter konnten die geschlossene Kampfordnung füglich entbehren. Die geschilderte, höchst mangelhafte Heerverfassung in jenen Zeiten machte entfernte Heereszüge, mithin planmäßige Unternehmungen, fast unmöglich. Es darf daher nicht befremden, daß die ersten Kreuzzüge so unglücklich endigten, die Erfahrungen in denselben scheinen jedoch das Wiederaufleben der Kriegskunst befördert zu haben. Durch die weit überwiegende Bevorzugung der Reiterei und die Vernachlässigung des Fußvolkes hatte die deutsche Kriegführung sich in eine einseitige Richtung geworfen, die zwar leichtberittenen Horden, wie den Ungarn, gegenüber, von Wirkung sein, in den meisten anderen Fällen aber unmöglich ausreichen konnte. Die Reiterei — heißt es irgendwo sehr richtig — ist die Waffe, durch welche man Siege vervollständigt, sie in

völlige und entscheidende Niederlagen des Feindes verwandelt; aber sie ist nicht die Waffe, durch welche man Schlachten gewinnt. Wie könnte auch eine Waffe entscheidend auf den Gewinn der Schlachten wirken, deren Wirksamkeit durch den Boden bedingt und beschränkt ist? Das Fußvolk wirkt, wo es fußen kann, — auf den höchsten Bergen, in sumpfiger Niederung, auf wagerechter Ebene. Es ist und muß der Kern des Heeres seyn, und wenn man es genau beobachtet, so wird man sich überzeugen, daß nie Reiterheere eine große und dauernde Herrschaft errangen. Die Araber in den Zeiten ihres höchsten Glanzes, unter den ersten Kalifen, hatten eine zahlreiche, vortreffliche Reiterei, aber auch ein vortreffliches Fußvolk. Es waren kriegerische Nomadenhorden, mit denen Tschengiskhan und Timur Indien eroberten, aber nicht bloße Reiterschwärme. Es war größtentheils Fußvolk, das unter Tarik über die Meerenge setzte und das Reich der Westgothen in Spanien zerstörte. Die Reiterschwärme der Mongolen und Tataren wüsteten zwar bis in die Gegend von Liegnitz, und die moskowitischen Czare zahlten tatarischen Khanen Tribut; aber nun dienen tatarische Khane den zu russischen Kaisern erhöhten moskowitischen Czaren. — Auf den flüchtigen Hufen der Rosse läßt sich nichts Stätes und Bleibendes gründen. Unsere Altvordern, die der Römer Herrschaft stürzten, kämpften, in Wäldern und zwischen Bergen erzogen, fast durchgehends zu Fuße. Erst im Mittelalter, dnrch das Feudalsystem, verschwand das Fußvolk, mit ihm die Kriegskunst. Später, mit den Lanzknechten, den Schweizerbannern und den Feuerschlünden, kam wieder die Kriegskunst mit dem Fußvolke empor. — Die Kriegskunst des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts beschränkte sich auf Kriegslisten, Ueberfälle und Handstreiche, griff an den verschiedensten Orten an, ohne einen eigentlichen, übereinstimmenden, größeren Plan im Auge zu haben, begann den Kampf nach Willkür und Zufälligkeit, und brach ihn meist ohne Haupterfolge wieder ab. Schnelle Streifzüge, von Raub und Verheerung begleitet, vertraten die Stelle eines geregelten Feldzuges, und durch planlose Vertilgungswuth im Feindeslande raubte das Heer sich nicht selten die Mittel, sich so lange dort zu halten, als zu einem entscheidenderen Erfolge nöthig gewesen seyn würde. Häufig auch lief Alles auf einen bloßen Burgenkrieg hinaus, wo Burgen durch hingestellte Gegenburgen geängstigt, eben so schnell gebaut, als gebrochen wurden, und fast überall gewahren wir ein buntes, rastlos schwankendes, blutig bewegtes Bild der

Vasallenkämpfe jener Zeit, wo der eigentliche Gegenstand des Krieges, in unzählige kleinere Interessen sich zersplitternd, beinahe in jedem Anführer auch zugleich eine eigene kriegführende Macht fand. Genau genommen, gab in diesen Kampfesarten, wie in den Waffengattungen, die wir sogleich kennen lernen werden, sich nichts, als eine Ausartung antiker, und der roheste Anfang einer neueren Kriegskunst kund, die jedoch einer gänzlichen Umgestaltung wartete.

Bei dem fühlbaren Mangel an plastischen Denkmalen aus dem zwölften und dreizehnten Jahrhunderte, ist es äußerst schwer, zuverlässige Angaben über die damalige Weise der Rüstung und Bewaffnung zu geben. Jedenfalls war sie von der des vierzehnten Jahrhunderts, über welche wir am gehörigen Orte schon ausführlicher werden berichten können, in mancher Hinsicht abweichend, da in dieser späteren Periode bereits die theilweise Anwendung des Schießpulvers manche Veränderungen zu Wege gebracht hatte. Die Rüstungen waren in jener früheren Zeit wohl leichter, als in späterer, da sie noch nicht der furchtbaren Gewalt der Kugeln Widerstand entgegenzusetzen hatten. Die Helme ließen noch größtentheils das Gesicht unbedeckt, und entbehrten der nachmals üblichen Visire zum Aufschlagen oder Herablassen, und der Kettenharnisch war gangbarer, als der später allgemeine Schienenharnisch. Im zwölften und zu Anfang des folgenden Jahrhunderts waren die Ritter meist in den Ketten-, Maschen-, Schuppen- oder Ringpanzer gekleidet, den man Halsberg (im Gegensatz der Beinberge, d. h. Fußbekleidung) oder Brünne zu nennen pflegte. Von den späteren, aus ganzen Eisenstücken oder Eisenschienen zusammengesetzten Harnischen — gemeinhin als Krebs bezeichnet — war noch selten eine Spur. Das Panzerhemd schloß sich dem Körper, vom Kopfe bis zur Fußspitze, eng an (wie etwa noch jetzt bei den Tscherkessen), und war über den ledernen Wappenrock oder Brustkoller gezogen. Die Sättel waren eng und hoch, und schlossen — wahrscheinlich nach Art der in den Kreuzzügen angeeigneten morgenländischen Sättel, die wir noch jetzt bei den Beduinen finden — den Ritter sowohl vorn, als hinten, fest ein (Stuhlsattel); die Sporen waren mit langen Stacheln versehen, die Steigbügel oder Stegreife dreieckig, die Pferde stark beschlagen, und ihre Fuß- oder Hufeisen mit starken Haken versehen. Der Vorbug und das Rücksattelzeug trugen kleine Schellen oder Quasten; auf den Lanzen hingen Fähnchen; im Schlachtgetümmel gab es Streitwagen,

die jedoch erst später, in den Hussitenkriegen, wieder in allgemeine Aufnahme kamen, Hüfthörner u. dgl. Man hielt auf kräftige Pferde, die man in Rosse, d. h. starke Streithengste, und in Maiden, d. i. leichtere Pferde, Walachen, eintheilte. Auf Bilderdenkmalen aus jener Zeit erscheinen die Männer häufig mit unbedecktem Haupte, und haben dann entweder Diademe, oder verzierte Bänder und Gürtel durch die Haare geschlungen; doch sieht man dagegen wieder auch als Kopfbedeckungen einfache Pickelhauben; geschuppte, dann auch viereckige oder nach phrygischer Art geformte Mützen; ein Tuch um den Kopf gewunden, von welchem bei den Ohren zwei lange Zipfel steif hervorstehen; Hüte, die einem umgestürzten Barbierbecken gleichen, nur daß oben in der Mitte derselben noch eine spitzige, hornartige Erhöhung emporragt; eine Art Sturmhaube, mit flammenartigen Verzierungen oben und zu beiden Seiten; geflochtene Kappen; zugespitzte Strohhüte mit Besatz und oben mit einem Knopfe; Kaputzen, wie sie jetzt die Mönche tragen; dann auch Kopfbekleidungen wie ein Zuckerhut, mit Bändern umwunden, unten aufgeschlagen und im Zipfel herabhängend. — Als Waffen gebrauchte man Kolben, Streit- oder Mordärte, breite Hellebarden, Lanzen, Spieße, Armbrüste, Messer, Hacken, Bogen und die Pfeile dazu, welche Letzteren die Bogenschützen in dem Köcher, der häufig einem offenen Futteral oder einer Scheide glich, zu tragen pflegten. Die Schwerter waren lang und breit, ihr Handgriff mit einem runden Knopf versehen, in welchen man bisweilen ein Symbol, ein Kreuz u. dgl. einzuschneiden pflegte. Zur Zierde waren die Schwertgriffe mit feinem Drahte dicht umwunden, und die Schwertscheiden mit schwarzem uud weißem Leder bandartig, wohl auch mit Knöpfen besetzt; nicht selten aber auch ganz schwarz. Die Schilde damaliger Zeit erscheinen bald klein und dreieckig, bald wie eine heutige Harfe ausgeschweift, bald endlich eirund, doch gegen das Ende zu etwas abgespitzt und mit einem Buckel in der Mitte, von welcher aus sich eine strahlenartige Verzierung über den ganzen Schild verbreitet. Der linke Arm wurde auf ihrer inneren Seite durch zwei befestigte Riemen gesteckt. Diese Schilde, welche Anfangs aus über einander gelegten und verbundenen Häuten, später aber häufiger aus Metall verfertigt wurden, trugen schon damals bisweilen einfache Wapenschilder; den Adlerflügel und Querbalken, den schwarzen Adler, rothen Stern, eine rothe arabeskenartige Blume, auch wohl eine Teufelslarve; bald waren sie roth gestreift, oder

schwarz und gelb gezeichnet, bald wellenförmig, oder auch grün und schwarz gemalt. Die Ritter ließen sich ihre Schilde und Tartschen (französisch **Targe**), d. h. eine Art langer Schilde, welche den Körper fast ganz bedeckten, wie auch ihre Gleven oder Glenen (Lanzen) nachtragen. Eben so führte man ihnen, als Zeichen ritterlicher Geltung, den gekrönten Helm auf ihren Globen nach.

Die Kriegsmaschinen waren schwerfällig, wie die Kriegführung selbst. Auch in ihnen ist der Einfluß des Alterthums nicht zu verkennen, und von einer Vervollkommnung nimmt man wenig wahr. Der Mangel des Pulvers trieb zu kolossalen und verwickelten mechanischen Vorrichtungen, die, ungeheuer in ihrer Last und mühsam zu regieren, den Kämpfen damaliger Zeit einen doppelt langsamen, schwer beweglichen Charakter verliehen. Eine Untersuchung und Eintheilung jener alten Kriegsmaschinen wird jetzt um so schwieriger, da man es damals mit der Bezeichnung derselben nicht sehr genau nahm, oft mehre Arten unter einem Namen begriff, oft auch für Eine Gattung mehrfache Namen hatte. Nach der jetzt selten gewordenen Abhandlung des Egidio Colonna über das Kriegswesen, war, wie bei den uralten Katapulten, eine aufschnellende Ruthe, in deren löffelförmiges Ende der Stein gelegt ward, bei allen Geschützen die Hauptsache, und die Balliste der Alten, welche gleichsam einen starken Bogen mit seinen Sehnen darstellte, war in Vergessenheit gerathen. Der Steinwurfzeuge bediente man sich zum Angriffe belagerter Festungen, wo steiniges Terrain, Wasser, tiefe Gräben und andere Hindernisse, z. B. die Vorsicht der Belagerten, die Untergrabung unmöglich machten, oder doch sehr erschwerten. Colonna spricht von viererlei Gattungen der Wurfwerkzeuge. Die Aufgabe bei jeder Maschine war: der Schwingruthe und dem damit verbundenen Steinlöffel eine Kraft zu geben, durch welche sie gespannt und gehoben wurde. Diese Kraft war bisweilen ein Gegengewicht; bisweilen genügte dieses nicht, wenn nämlich die Ruthe höher gehoben werden sollte. Das Gegengewicht war wieder bald fest, bald beweglich, bald auch aus Beidem zusammengesetzt. Fest, wenn in der Ruthe selbst unbeweglich ein Behältniß befestigt wurde, welches man mit Steinen, Sand, Blei oder anderen Gewichten füllte; ein solches Werkzeug hieß Trabucium. Es warf, da das Gewicht immer gleichförmig zog, am sichersten unter allen (fast eine Nadel könnte man damit treffen, sagt Colonna). Beim Zielschießen wurde die Maschine folgender-

maßen nach Probewürfen gerichtet: schoß sie zu weit, so rückte man sie vom Ziele ab, oder legte einen schweren Stein in den Löffel. Trug sie nicht weit genug, so rückte man sie näher — ein sehr einfaches, nur nicht immer anwendbares Mittel — oder nahm einen leichteren Stein, wie denn überhaupt alle Wurfkörper bei Zielschüssen gewogen werden mußten. — Eine zweite Gattung, bei den Römern Biffa genannt, hatte an der Ruthe ein bewegliches Gegengewicht, welches eben durch seine Bewegung die Kraft des Wurfes verstärkte, dagegen an dessen Richtigkeit schadete. — Eine dritte Gattung, der Tripantus, hatte ein unbewegliches, an der Ruthe befestigtes, und überdies noch ein bewegliches Gegengewicht, vereinte daher Sicherheit mit vermehrter Kraft. — Eine vierte Gattung, von welcher Colonna den Namen nicht angibt, hatte statt des Gegengewichtes Stricke, welche durch Menschenhände gezogen wurden, warf zwar nur kleinere Steine, brauchte aber keine so lange Zeit zum Richten, und konnte deshalb in gleicher Zeit öfter und schneller abgeschossen werden. — Bei einer Belagerung mußte man daher überlegen, ob man der Besatzung und den Mauern durch Zielschüsse, oder aus weiter Entfernung, oder endlich durch einen dichten Steinhagel schaden wollte, und darnach sowohl die Maschine, als die Art der Aufstellung und Würfe wählen. — Alle gebräuchlichen Werkzeuge gehörten zu den angegebenen Gattungen, oder ließen sich darauf zurückführen. Auch bei Nachtzeit konnte man die Belagerten mit Würfen ängstigen; in diesem Falle wurde, um den Wurf zu berechnen, an den Stein eine Fackel oder ein anderer brennbarer Körper befestigt, um zu sehen, wohin er fiel.

Jenen alt-italienischen Geschützen scheinen auch diejenigen Kriegsmaschinen nachgebildet zu sein, deren sich, nach den Zeugnissen gleichzeitiger Chronisten, die Oesterreicher bis in das dreizehnte Jahrhundert, und auch darüber hinaus, zu bedienen pflegten. Sie lassen sich in Wurfgeschütze und Stoßwerkzeuge eintheilen. Zu jenen gehörten die Antwerke, Mangen, Petrer, Bleiden, Tummerer oder Tummler, und Rutten. Andere, seltener vorkommende Benennungen des alten Wurfgeschützes sind wahrscheinlich nur kleine Abweichungen der hier angegebenen vorzüglicheren Arten, oder bezeichnen vielleicht blos eine derselben unter anderen Namen, den ihr die Willkür des Feldherrn, des Werkmeisters oder der Stadt, die sie für ihr Zeughaus verfertigen ließ, beilegte. Nur eine der vorzüglichsten, allgemein bekannten und angerühmten, nämlich der Bomber oder die Bombarde, wird

von einheimischen Schriftstellern nicht genannt. Doch ist nicht denkbar, daß man in Oesterreich dieses Wurfgeschütz, oder dessen Verfertigung, nicht sollte gekannt haben; denn Ottokar von Horneck selbst rühmt wiederholtermaßen die sehr verständigen und erfindungsreichen Künstler, welche für die österreichischen Heere mancherlei, allgemein bewunderte Kriegsgeräthe verfertigten. Sehr wahrscheinlich ist es, daß unter dem überaus wirksamen Tummler die Bombarde zu verstehen sei; indem Hornek nach seiner Weise auch anderen Kriegsmaschinen Namen beilegt, die man bei allen übrigen Autoren vergebens sucht. Die Antwerke oder Anteriche waren Wurfwerke, aus welchen schwere Steine, wohl auch Pech und Schwefel, gegen die Erker und Wehren der Thürme und über die Mauern hinein geschleudert wurden. Bei allen verheerenden Wirkungen, welche man durch die benannten Arten des Wurfgeschützes hervorbrachte, langte man mit ihnen zur Eroberung einer starken Festung doch nicht aus; es waren vielmehr noch andere Maschinen erforderlich, um die Belagerer vor dem feindlichen Wurfgeschoß zu schützen, die Truppen über tiefe Wassergräben zu setzen, und Mauern und Thürme zu Boden zu stürzen. Hierzu bediente man sich folgender Kriegsgeräthe: Das thurmähnliche Gebäude, das in Geschichtsbüchern und Urkunden Balfred oder Berfrid genannt zu werden pflegt, kommt bei Horneck unter dem Namen Ebenhoch vor. Es war ein sehr festes, mehre Stockwerke hohes, auf Rädern ruhendes und daher bewegliches Gerüst, welches verschiedenes Wurfgeschoß und auch Stoßwerkzeuge in sich enthielt, und, an die feindlichen Mauern hingeschoben, dazu diente, die Belagerten von oben herab zu beobachten, sie an der Vertheidigung der Festungswerke zu hindern, und den Soldaten den Uebergang aus dem Gerüste auf die Festungsmauern durch Fallbrücken zu erleichtern. Um dasselbe vor feindlichen Brennstoffen zu bewahren, umgab man es von außen mit rohen Thierhäuten und verschiedenen nassen oder anderen Schutzmitteln. — Eine andere Belagerungsmaschine, die Katze genannt, diente nicht allein zum Untergraben der Mauern, sondern auch zur Zerstörung derselben mittels darin angebrachter Stoßwerkzeuge. Für den ersteren Zweck war die Katze nur eine Schutzdecke der Minirer, für den zweiten gewährte sie sowohl den Stoßwerkzeugen, als auch den Truppen Sicherheit gegen das feindliche Geschütz, und erleichterte, nach Durchbrechung der Mauern, den Stürmenden das Eindringen in die Festung. Um die Katzen — bestehend aus hölzernen gedeckten Kisten,

deren im Innern des Werkes häufig angebrachtes Wurfzeug, unter dem Schutze eines vorn angebrachten Schirmes, auch schwere Steine fortschnellte — leichter auf den bestimmten Platz zu bringen, setzte man sie, gleich dem Ebenhoch, auf Räder, oder wälzte sie auf untergeschobenen Balken fort, und weil sie, um ihre Wirkung zu thun, ganz nahe an die Festungsmauer geschoben werden mußten, ward es nöthig, die Gräben der Stadt oft mit unglaublicher Mühe auszufüllen, oder, bei Bergschlössern, sich durch Hügel und Felsen einen Weg zu bahnen. Die Belagerten dagegen schossen nicht nur Pfeile und Steine, sondern auch Schwefel und Pech aus der Stadt auf die Feinde, vorzüglich auf deren hölzerne Katzen, und diese Letzteren vor dem Brande zu wahren, war das gefährliche Geschäft manches tapferen Helden. — Aehnliche Maschinen kommen noch unter mancherlei Namen vor, so unter jenem des Krebses, der, in der nämlichen Anwendung wie die Katze, von so furchtbarer Wirkung war, daß seinem Stoßwerkzeuge keine Mauer, kein Thurm widerstehen konnte. Aber um diese ungeheure Maschine in Bewegung zu setzen, waren fünfhundert Menschen erforderlich! — Ein anderes, minder bekanntes Kriegswerkzeug, bei Horneck der Iglswer genannt, ähnelte vielleicht dem mauerbrechenden Widder der Alten. — Mit diesen Wurf- und Stoßmaschinen wurden vor Erfindung des Feuergeschützes die stärksten Festungen belagert und erobert, indem die Vertheidigungsmittel nicht besser waren, als die Mittel des Angriffs. Durch sie wurden unsere Kanonen; durch verschiedene, künstlich vorbereitete Brennstoffe — die man wohl namentlich in den Kreuzzügen, im Kampfe mit den, des griechischen Feuers kundigen Saracenen, kennen gelernt hatte — unsere Haubitzgranaten, Congreve'schen Raketen u. s. w. ersetzt. Indem man durch jene Instrumente Schwefelfeuer in die belagerten Orte schleuderte, zündete man die Dächer fester Gebäude an, und hinderte durch einen Steinhagel aus einer anderen Maschine die Belagerten, zum Löschen herbei zu eilen. Auch Feuerpfeile wurden geschossen, um feindliche Städte anzuzünden Ja, um die Belagerten auf das Aeußerste zu treiben, schleuderte man mittels der genannten Wurfmaschinen, sogar Leichname, thierischen Unrath und faulende Körper fässerweise in die eingeschlossenen Plätze, und suchte durch ekle Ausdünstungen ansteckende Krankheiten zu bewirken.

Die den Bau jener Kriegsmaschinen, deren Aufstellung und Bedienung leiteten, wurden Gezeugmeister oder überhaupt Meister, ihre Unter-

gebenen aber Bleidner (nach den Wurfmaschinen Bleiden) genannt; Letztere machten in der Armee ein eigenes Corps aus. Sie erhielten im damaligen Latein die Ehrennamen: sinn- und erfindungsreiche Künstler — **Ingeniarii, Ingeniosi, Artillatores** oder Artilleristen; die Maschinen aber hießen im Allgemeinen: Kunststücke, Artillerie, Kriegsgebäude, Kriegszeug oder einfach das Gezeug — **Artificia, Artes, Artilleria, Ingeniae et Ingenia, Aedificia, Tormenta.** Daraus entstanden die französischen und italienischen Benennungen: **Ingenieur, Ingegniere** und Artillerie. — Wie unentbehrlich auch jene Maschinen einem Heere waren, so hinderlich wurden sie demselben zugleich bei allen seinen Bewegungen vor- oder rückwärts. Hunderte von Wagen wurden erforderlich, um sie mitzuführen und die Steine herbeizuschaffen, welche man auf Festungen schleudern wollte. Und hatte man sie zu Hause oder auf feindlichem Boden mit unsäglicher Mühe erbaut und aufgestellt, so gelang es dem Muthe, der List und Geschicklichkeit der Belagerten nur zu oft, das ihnen gefährliche Geschütz anzuzünden oder unbrauchbar zu machen. Nicht selten wurden die Belagerer durch Ausfälle, durch heranrückenden Entsatz, durch Mangel an Lebensmitteln oder andere Unfälle genöthigt, die Belagerung aufzuheben; in solchen Fällen zündete man gewöhnlich vor dem Rückzuge selbst das eigene Geschütz an, um es nicht in die Hände der Feinde fallen zu lassen; denn an ein schnelles Abbrechen so großer Maschinen, und an ein sicheres Fortbringen derselben auf den überaus schlecht bestellten Straßen, war nicht zu denken, und so gingen in wenigen Augenblicken ungeheure Kosten, Kraftanstrengungen und Mühe gänzlich verloren. Die große Anzahl der Wagen, welche solche Maschinen erheischten, wurde noch um Vieles vermehrt, wenn die Armee auch Brücken mit sich führte, was freilich nur seltener geschah. Schiffbrücken findet man schon in den ältesten Zeiten, und es läßt sich annehmen, daß die österreichischen Fürsten, nach dem Beispiele ihrer Vorfahren, bei ihren häufigen Kriegszügen auf gleiche Weise über Flüsse gesetzt haben. Auch der König Ottokar führte, wie wir (Seite **156**) gesehen haben, auf seinem Kriegszuge gegen die Ungarn eine hölzerne Brücke mit sich, wozu an hundert Wagen nöthig wurden, und der König Rudolf bediente sich im Jahre **1276** gegen Ottokar desselben Mittels, indem er Schiffe in Bereitschaft setzte, um mit seiner Armee die Donau zu überschreiten.

Die Entstehung und allmälige Heranbildung der Ritterkaste haben wir bereits kennen gelernt; daher hier nur noch Einiges über ihre kriegerische und sonstige Bedeutung. Die Ritterwürde an sich mußte durch Tapferkeit und unbescholtenen Lebenswandel verdient werden, und ist niemals erblich gewesen. In früherer Zeit konnte jeder Freigeborene die Ritterwürde erlangen; später aber, als der Ritterstand durch das Lehenssystem sich immer mehr zu einem geschlossenen Ganzen ausbildete, gehörte die Ritterwürde zu den Vorrechten des Adels, obschon, wie wir gesehen haben, ein Theil des Adels selbst aus dem Ritterstande entsprungen war. — Um Ritter zu werden, mußte man eine lange Prüfung bestehen; eine besondere Erziehung und ein längeres Noviziat ging, wie bei den geistlichen Orden, der Aufnahme voran. Zuerst begab sich der Knabe, vielleicht vom siebenten Jahre an, in das Gefolge eines angesehenen Ritters, um den Dienst zu erlernen. Hatte er durch Dienstfertigkeit, Unerschrockenheit und Muth die Wehrhaftmachung als Knappe erlangt, dann wurden ihm des Ritters Waffen und Pferd anvertraut. Der Edelknecht oder Knappe (Knabe) führte nunmehr des Ritters Schlachtroß, trug ihm Schild und Lanze nach, band und hütete die Gefangenen. Treue Pflichterfüllung und geschickte Handhabung der Waffen, erlaubten ihm, nach einigen Jahren, doch nicht vor dem ein und zwanzigsten Lebensjahre, sich um die Ritterwürde zu bewerben, die ihm mittels des Ritterschlages — einer noch von den römischen Freilassungen sich herschreibenden Ceremonie — von einem anerkannt tapferen Ritter unter vielen Feierlichkeiten ertheilt wurde. Eine solche Handlung wurde gewöhnlich in Gegenwart eines königlichen und fürstlichen Hofes vollzogen. In einfacher, dunkler und langer Kleidung, ohne alle Verzierung, stellten die Bewerber, vorher durch Beichten und Fasten dazu vorbereitet, sich am Orte der Feierlichkeit ein. Selbst ihre Pferde waren jedes Prunkes bar. Nachdem sie ein Bad genommen, das Symbol innerer Reinigung, erschienen sie in einer Art weißer Tunica, aber noch ohne Hut und Sporen, vor dem Fürsten oder Oberlehnsherrn, der die Handlung durch seine Gegenwart verherrlichen wollte, worauf es in feierlicher Prozession in die Kirche ging. Der Andacht folgte dann ein Mahl, bei welchem dem neuen Ritter an einem kleinen Tische, an dem er, als Beweis seiner Enthaltsamkeit, weder reden, lachen, noch essen durfte, sein Platz angewiesen wurde. Nach Beendigung desselben wurden die jungen Ritter feierlich in die Kirche zurück begleitet, wo sie die erste Nachtwache

thaten. Am anderen Morgen wurden sie hier abgelöset, und nachdem sie sich etwas erholt hatten, ging es wieder in Prozession nach der Kirche. Ein Paar Schildträger trugen die entblößten Schwerter für die zu schlagenden Ritter, die Gefäße nach oben gerichtet, und daran die goldenen Sporen befestigt. Von einigen alten Rittern begleitet, erschienen sie, die Degen am Halse tragend, vor dem Altare, wo das Hochamt gehalten wurde. Sobald dieses beendigt war, fielen die Candidaten auf die Kniee und baten um die Ertheilung des Ritterschlages. Derjenige, welcher die Handlung vollzog, berührte sie dreimal, im Namen Gottes, des heiligen Michael und des heiligen Georg, mit dem bloßen Schwerte auf dem Rücken, und gab ihnen den Bruderkuß. Darauf legten sie den Rittereid ab: stets zur Vertheidigung des Königs und Vaterlandes gewaffnet zu seyn; die Frauen zu schützen, alle irdischen Güter zur Vertheidigung der Kirche zu opfern, und allen sonstigen, besonders religiösen Tugenden, zu huldigen. Jetzt ward ihnen das Schwert umgegürtet; die Ritter legten ihnen die Sporen und die übrigen Stücke der Rüstung an, überreichten ihnen die Handschuhe u. dgl., der Bischof sprach den Segen. In geordnetem Zuge verließ man die Kirche, und nun ging es zu den anderen Feierlichkeiten, Schmausereien und Turnieren, bei denen die neuen Ritter schon Proben ihrer Geschicklichkeit ablegen mußten. Im Felde faßte man sich natürlich kürzer, und gewöhnlich hatten die neuen Ritter am anderen Tage die Ehre, auf dem gefährlichsten Posten zu kämpfen. Selbst Fürsten verschmähten es nicht, sich um die Ritterwürde zu bewerben und sich den Gebräuchen zu unterwerfen, welche der Ertheilung derselben vorausgingen. Auch die erlauchten Babenberger huldigten diesem Brauche. Leopold der Glorreiche ließ sich am Pfingstfeste **1200** unter großer Feierlichkeit das Schwert umgürten, und auf gleiche Weise ließ sich (S. 97) der streitbare Friedrich in Wien wehrhaft machen, und schlug, zum Ritter erhöht, sofort zweihundert adelige Jünglinge mit festlichem Gepränge zu Rittern.

Die Ritterschaft oder das Ritterthum ist eine politisch-militärische Verbrüderung ganz eigenthümlicher Art, die ihren Ursprung der alt-germanischen Sitte verdankt, unter irgend einem Vorwande auf Streifzüge auszugehen, um den Schwächeren sich zu unterwerfen und zinsbar zu machen, oder das drückende Joch eines Stärkeren abzuschütteln. Dem Rufe des Anführers folgte bald eine Schaar kampflustiger Freien, und die deutsche Biederkeit und Treue mochte es nicht über sich gewinnen, von dem, welchem einmal das

Wort gegeben war, sich so bald loszusagen. Jene Freien, die dergleichen Ritterzüge unternahmen, sahen sich aber auch, bei aller Machtverschiedenheit, unter einander als ebenbürtig an. In Deutschland wurde man erst in den Kämpfen mit den Avaren und Ungarn besser mit den Pferden bekannt, und nannte nun Diejenigen, welche ebenfalls zu Pferde kämpften, Cavaliers, Chevaliers, Ritter. Der Ritterstand wurde bald zum herrschenden. Ihm fiel demnach auch das Beste zu, was die Länder trugen, und in seinen festen Schlössern oder Burgen mußten Pracht, Reichthum, heiterer Lebensgenuß, Gesang und Liebe zu finden seyn. Der Ritter war unumschränkter Herr auf seiner Burg; er führte, ein König im Kleinen, mit seinen Nachbarn blutige Fehden, und von dem Bewußtseyn seiner Unbeschränktheit zu weit geführt, artete mancher Ritter zum Raubritter, Sattelritter, Schnapphahne aus, der dem reisenden Kaufmanne am Wege auflauerte, und, seinem Rittergelübde in jeder Beziehung entgegen, manches wehrlose Kloster ängstigte, bis es mit großen Summen sich löfete. Am leichtesten und häufigsten geschah dies in Deutschland, wo, in Folge der ausgearteten Feudalverfassung, die Freiheit des Einzelnen noch unumschränkter war, als in anderen Ländern, wo sie unter schwachen Reichsoberhäuptern, bei zwiespältigen Kaiserwahlen und in längeren Zwischenreichen, den Charakter der Gesetzlosigkeit annehmen konnte und jeder höheren Verantwortung entzogen blieb. — Obschon die Tendenz des Ritterwesens keineswegs heilbringend für die Völker war, indem der Uebermuth der Ritter und der Mißbrauch, den sie mit ihrer physischen Ueberlegenheit trieben, nur zur Unterdrückung aller Menschenrechte führte; so ist doch nicht zu verkennen, daß durch sie auch manche Tugend kräftiger in's Leben trat. Vor den Kreuzzügen war der Geist des Ritterthums höchst einseitig gewesen; die französischen Ritter zeichneten sich durch große Gewandtheit aus, sowohl im geselligen Leben, als auf dem Kampfplatze; die spanischen Ritter durch ernste Beharrlichkeit, gepaart mit Ungestüm; die deutschen Ritter durch Roheit und Uebermuth, aber auch durch feste, unerschütterliche Treue. Die Kreuzzüge, die Blütenzeit des Ritterwesens, schmelzten diese einzelnen Bestandtheile in ein schönes Ganze, das allmälig von seinen Schlacken sich reinigte. In den Kreuzzügen wurden aus allen Ländern der Erde die ritterlichen Helden auf einen kleinen geweihten Raum zusammengedrängt; hier nahmen Kaiser und Könige das Kreuz, und schmachteten zum Theil, durch Mißgeschick verfolgt, in jahrelanger Gefangenschaft der Ungläubigen. Hier

geschahen Thaten, würdig, durch Tasso's Leier verherrlicht zu werden; hier wurden im Kampfe und in der Waffenruhe alle ritterlichen Tugenden, Glaube, Gehorsam, Selbstbeherrschung, treue Freundschaft und edle Liebe, in ihrem höchsten Glanze geübt. Die Verschmelzung mit den feineren Saracenen war den christlichen Rittern ebenfalls von Nutzen; sie glättete manche rauhe Seite an ihnen, und gesellte zum Guten auch die gefällige Form, so daß die feine Sitte und Lebensart, das ausgebildetste Ritterthum, erst von den Kreuzzügen an datirt werden muß. Hier wurde aber auch der Grund zu mancher inneren Einrichtung gelegt, und mancher Gebrauch der damals gestifteten Ritter lebt noch heute im Kriegerstande fort. — Auf Religion, Tapferkeit, Minne und Ehre war das Ritterthum gegründet; in seiner Blütenzeit hielt es diesen Cultus mit begeisterter Treue fest, und während der Kreuzzüge, wo, durch Eroberung der Wiege unseres Glaubens, das Heilige in eine neue ahnungsreiche Nähe zu dem Abendlande, das Christenthum in eine neue Verjüngung trat, feierte es seine höchste Verklärung. Je lockerer die Bande des starken alten Glaubens wurden, je mehr in die hohe geistige Anschauung des Heiligen sich irdische Begriffe mengten, und Sinnlichkeit die Stelle der hohen, reinen, poetischen Minne einnahm, desto mehr verfiel das Ritterthum. Die Pulvererfindung änderte seine kriegerischen Formen, die Reformation hob seinen Begriff auf; Maximilian, der letzte Ritter, stand an der Scheidegränze der alten Kircheneinheit; nach ihm hätte es keine Ritter mehr geben können. Nicht nur Körperkraft, auf deren Entwicklung die Erziehung des Ritters fortwährend hinstrebte, die in Turnieren und Kampfspielen auch später noch in stäter Spannung erhalten wurde, und Unerschrockenheit, auch feine Sitte, Sangesgabe und körperliche Schönheit schätzte man an dem Ritter. Die Begriffe dieser Schönheit wiesen auf ihre urgermanische Quelle hin. Röthlich-blonde Haare und Bart galten im zwölften Jahrhunderte für eine große Schönheit, eben so hellbraune, in's Grünliche spielende, heiter blickende Augen. Das Geschlecht der schönen, blonden Hohenstaufen, den Barbarossa oder Rothbart an ihrer Spitze, entsprach diesem Bilde. Anmuthig gebaut sollte des Ritters Körper seyn, die Füße gewölbt, weil dies zum Reiten dienlich, aber nicht krumm. Auch an schönen Damen rühmte man das mondfärbige, röthlich-blonde Haar, welches schon die Griechen liebten. Nach der höfischen Tafelzucht des Mittelalters war es, besonders bei festlichen Mahlen, gebräuchlich, daß immer ein Ritter und eine

Dame von Einem Teller aßen, aus Einem Becher tranken; daher die Sorge des Festgebers, Jedem einen ebenbürtigen Tischgenossen zuzugesellen.

Von der Rüstung und Bewaffnung des Ritters im zwölften und dreizehnten Jahrhunderte ist schon oben die Rede gewesen. Seine Hauptwaffe war die Lanze, damals unbedingt die Königin der Waffen. Ein großes Schlachtschwert, das mit beiden Händen geführt wurde, weil es das Eisenkleid des Feindes zerschmettern sollte, hing an der linken, eine Streitart an der rechten Seite des Sattels; meist war ein großer Dolch am Gürtel befestigt. Ueber die Schultern hing eine Schärpe, von Gold oder Silber durchwirkt, gewöhnlich ein Geschenk der Geliebten; sie übte, bei den damaligen begeisterten Begriffen, für den Kämpfenden beinahe die schützende Kraft eines Talismans. Auch das Streitroß war durch künstlich zusammengefügte Blechstücke an Kopf, Brust und Weichen gegen Verwundung geschützt. Also gerüstet, konnte der Ritter sich furchtlos in das Kampfgetümmel stürzen, und nur ein Gegner gleicher Art war vermögend, ihm zu widerstehen. Aber es gehörte auch eine fast herkulische Kraft dazu, sich in dieser ehernen Hülle mit einiger Leichtigkeit zu bewegen, und über der Sorge für die Sicherheit schien man die Vortheile dauernder Schnelligkeit der Bewegungen ganz übersehen zu haben. Die eingeschränkte Absicht ging dahin — sagt Berenhorst — daß ein Mensch, wie ein Krebs mit Schale bedeckt, auf einem Pferde unverletzt seine Figur spielen, oder auf dem allerebensten Boden von der Welt mit eingelegtem Speer ein Paar Hundert Schritte vorwärts rennen konnte. Was Ritter und Knappen in solcher Verstählung ausrichten konnten, ist leicht zu ermessen. Wer zu Boden fiel, mußte warten, bis Jemand kam, der ihn aufhob. — So bildete der Ritter ein eigenes Wesen, das zum Angriffe, wie zur Vertheidigung, sich selbst genügte; doch folgten ihm einige Knappen in den Streit, um seiner Waffen und seiner Bedürfnisse zu pflegen, und, wenn er etwa im Kampfe unterliegen sollte, ihm Hilfe und Beistand zu leisten.

Die Kampfordnung, welche sich die Ritter wählten, war ihrem nach persönlicher That dürstenden Geiste völlig entsprechend. Sie bildeten nur eine geöffnete Reihe, so jedoch, daß die Knappen, als ein zweites, dichter geschlossenes Glied, ihnen in einiger Entfernung folgten. Diese waren nicht gerade zum Mitkämpfen bestimmt, sondern hatten für den Nothfall frische Waffen und Pferde bereit zu halten. Doch gewährten sie ihren Herren in so fern Schutz, daß sie von denselben die feindlichen Hiebe und Stöße abzuwehren suchten.

War der Ritter von der gewaltigen Anstrengung ermüdet, so zog er sich in den Kreis seiner Knappen zurück, um Kräfte zu sammeln. — In den frühesten Zeiten waren die Gefechte der Ritter eigentlich nur Zweikämpfe, wobei es hauptsächlich nur auf geschickte Führung und Wendung des Pferdes ankam, um mit der, fest unter den Arm gedrückten Lanze den Gegner zu fassen und durch die Gewalt des Anlaufes aus dem Sattel zu werfen, oder, wenn man sich nicht ganz sattelfest fühlte, einem solchen Stoße auszuweichen. Ein fester Sitz, der durch die damals üblichen, so genannten Stuhlsättel sehr begünstigt wurde, und eine gut verstählte Lanzenspitze, die nicht so leicht am polirten Harnische des Gegners abglitt, waren daher wesentliche Bedingungen des Sieges im einzelnen Gefechte. Nächstdem fielen sich die Ritter, wenn die Lanzen zersplittert, oder die Pferde gestürzt waren, auch mit dem Schwerte oder der Streitart an, wobei Jeder darauf bedacht war, die Rüstung des Gegners locker zu machen, um später mit dem Dolche einen Stoß zwischen die Fugen des Harnisches führen zu können. Die gewaltigen Schläge mit der Streitart waren gegen den Kopf und die Schultern gerichtet, und konnten mit dem Schilde nicht aufgefangen werden. — Unter dem Könige Heinrich I., dem Sachsen, sollen die Ritter zuerst in geschlossenen Reihen gekämpft, und dadurch den Sieg über die Ungarn bei Merseburg errungen haben. Später scheinen die Ritter sich immer in gedrängten Schaaren geordnet, auch mehre Geschwader (Reitercompagnien) hinter einander gestellt zu haben, doch band man sich an keine Regel. Die Geschwader waren von verschiedener Stärke, und bestanden gewöhnlich aus dem ritterlichen Gefolge der Bannerherren.— Wurden feste Schlösser angegriffen oder vertheidigt, so zögerte der Ritter keinen Augenblick, zu Fuße zu kämpfen; im freien Felde aber würde er sich hierzu nicht leicht haben bewegen lassen. Die Abneigung, an der Seite des Fußvolkes zu kämpfen, mußte jedoch in den Kreuzzügen verschwinden, weil mancher Ritter außer Stande war, die verlornen Pferde zu ergänzen, überhaupt auch die Saracenen sich den Rittern gefährlich machten, indem sie dieselben mit einem Hagel von Pfeilen überschütteten, die bisweilen durch die Oeffnungen des Visiers drangen, und dem Lanzenstoße geschickt auszuweichen wußten. Die Armbrustschützen und Fußjäger leisteten daher gute Dienste, mußten aber ihrerseits wieder von den Rittern geschützt werden, die bald zu Pferde, bald zu Fuße ihnen zur Seite standen. So führte die Noth allmälig wieder die gegenseitige Unterstützung des Fußvolks und der Reiterei

herbei, nachdem sie Jahrhunderte lang als Kampfgenossen Nichts von einander hatten wissen wollen. Auch der Sicherheitsdienst im Lager und auf Märschen wurde während der Kreuzzüge mehr ausgebildet, und zu diesem Zwecke eine Art leichter Reiterei errichtet, die weder aus Rittern, noch aus Knappen bestand, sondern größtentheils aus Menschen, die von Rittern und Knappen mit orientalischen Frauen gezeugt worden waren, und den Namen Turkopolen führten. — Mehr über das Ritterthum zu sagen, wird sich bei späteren Jahrhunderten Gelegenheit und Stoff bieten.

Alle jene bisher geschilderten Verhältnisse der deutschen Gesammtheit, die in dem Kreuze und dem Reichsapfel der Kaiserkrone ihren gemeinsamen Gipfel fand oder doch finden sollte, hatte das Christenthum frühzeitig in ihrem innersten Verbande durchdrungen, ja größtentheils aus dem vorhandenen Stoffe unmittelbar herausgebildet. Alle Epochen Deutschlands blickten fort und fort staunend und bewundernd zu jenem großen und schicksalsreichen Zeitpunkte zurück, wo das Christenthum sich seinen Völkerstämmen verkündigt hatte. Man möchte sagen, Rom habe nur darum die ganze Erde erobert, ihr seine Gesetze und Sprache gegeben, um dem zur Wiedergeburt des Menschengeschlechts bestimmten Evangelium den Weg zu bahnen, damit die Lehre des Himmels den Sterblichen in derselben Sprache verkündigt werde, in welcher sie einst die Befehle und Gesetze der Cäsaren empfingen. Rom, die ewige Stadt, von Barbaren geschleift, gab ihr weltliches Scepter nur ab, um dafür das geistliche einzutauschen. Einige arme und einfache Menschen unternahmen es, die ganze Welt einer moralischen Gewalt, einer unsichtbaren Macht zu unterwerfen; sie hatten keine anderen Waffen, als das Wort, aber sie boten ihr eigenes Blut als Zeugniß der Wahrheit dar; selbst überzeugt, überzeugten sie leicht die Völker; selbst glaubend, fanden sie Glauben. Männer, größtentheils ohne anderes Wissen, als die Erkenntniß des Herrn, ohne Hilfsmittel, ohne Kunst, ohne Schutz, ohne Vermögen, ohne Gefährten, erscheinen in den deutschen Wäldern, die Einheit Gottes, die reine und zugleich strenge Moral des Evangeliums, die Verläugnung weltlicher Freuden, die Entsagung von irdischen Gütern zu predigen; ihre Lehre ergreift und unterwirft die Stammhäupter und Heerführer, die Freien und das Volk, sie zerstört die von heidnischen Waffen geschützten Götzenbilder, und beugt sinnliche, verwilderte Rotten unter die unsichtbare Gewalt der Idee. Kamen ihnen bei solchen Fortschritten Wunder zu Hilfe? Das größte von

allen war vielleicht, daß sie deren nicht bedurften. — Sonderbar merkwürdiges Zusammentreffen! In dem Augenblicke, wo die nordischen Horden in Bewegung waren und sich zum Angriffe rüsteten, wo die Barbaren drohten, im Westen und Süden die Civilisation, welche Sitten und Gesetze des alten Roms gegründet hatten, bis auf die letzte Spur zu verlöschen, fand das neue Rom, das von dem vergangenen Rom beinahe Nichts, als das Ansehen eines großen Namens übrig behalten, in dem Eifer des geistlichen Hirten eine Hilfe, die früher oder später das Unglück der feindlichen Einfälle zu mildern, oder wieder gut zu machen bestimmt war. Die kriegerischen Horden rückten zahllos heran, verbreiteten nach allen Seiten Raub und Zerstörung, Mord und Brand; und aus der heiligen Stadt zog eine Schaar friedlicher Gesandten, stark durch ihre Tugend, ihre Ueberzeugung und ihren glühenden Bekehrungseifer. Mitten unter Gefahren, Hindernissen, Kriegen, trotzten sie der Armuth, der Verachtung, den Martern der Hinrichtung, um Frieden, Menschenliebe, Tugend zu predigen; ihre heilige Hingebung erschrak nicht vor dem Tode; es gelang. — Die Weihe des kirchlichen Roms gründete den Thron Karl's des Großen, pflanzte den mächtigen Baum einer neuen abendländischen Weltherrschaft, dessen durch den Vertrag von Verdun losgerissener Zweig als ein deutsches Reich fortgrünte. Karl der Große gab dafür der Kirche ein weltliches Scepter, verlieh ihr, die bisher nur im Reiche der Ideen geherrscht hatte, durch das Erbe Petri einen festen Stützpunkt auch in der sichtbaren Welt. So umfaßten kirchliche und weltliche Gewalt, so lange Beide noch der Kräftigung bedurften, einander mit gegenseitigem Schutze und Vertrauen, und in dieser engen Umarmung stiegen Beide zum schönsten Ziele ihrer wahren, naturgemäßen Bestimmung empor. Als aber einer und bald auch der andere Theil dieses von der Vorsehung ihnen angewiesene Ziel zu überschreiten versuchte, da lockerte sich jenes Bündniß, das, zur Unterjochung aller Uebrigen, diese Beiden unwiderstehlich gemacht haben würde; eifersüchtig und entzweit, zuletzt in offener Feindschaft, traten sie sich gegenseitig bekämpfend gegenüber, und der Zwiespalt der bisher Unbesiegbaren rettete die Freiheit der übrigen Welt. Immer sorgte der Gott der Deutschen dafür, daß jene beiden höchsten Gewalten, bald verbündet, bald entzweit, sich gegenseitig in dem angewiesenen Kreise ihres Wirkens festbannten, einander den ehernen Schild vorhielten, der Beide in die richtigen Scheidegränzen ihrer Macht zurückdrängen mußte, und im Kampfe für die entgegengesetz-

testen Zwecke dienten Beide unbewußt nur jenem höheren Willen. Was auch kirchliche und weltliche Parteien einander vorgeworfen und angethan, was auch dort mißverstandener Glaubenseifer sich angemaßt, und herber Verneinungsgeist hier bitter versagt haben mag, Alle haben zuletzt bei dem heißen Kampfe gewonnen, und die Wahrheit ihn für den einen, wie für den anderen Theil siegreich entschieden. Die Geschichte aber schwebt, ruhig, unbeirrt, unbestochen, über dem Schlachtfelde der Meinungen, sie lächelt des wechselseitigen Verdammens sterblicher Geschlechter; denn sie allein wird Alle überleben, sie allein ist bestimmt, das Ende der Tage zu erharren, und, ein unsterblicher Zeuge, die Acten in den Streitfragen der Menschheit für den Tag des Gerichts zu sammeln. —

Als die fränkischen Kaiser die ersten und wichtigsten geistlichen Stellen um schlechtes Geld feil boten, als durch Simonie und Bestechung Unwissende oder Unwürdige die Ehrenplätze und Lehrkanzeln der Christenheit erstiegen, und allgemeine Entsittung, Verachtung der Religion und Tugend damit hereinzubrechen drohte, da wehrte Papst Gregor VII. durch kühne Entschlossenheit der nahenden Barbarei. Ein finsterer, gebrechlicher Greis, aller, selbst der Waffen der Liebe entbehrend, die sein harter Sinn nicht kannte, doch allgewaltig durch die Kraft seines Wollens und Glaubens, eroberte er mit den Blitzen des Lateran's für die Kirche zurück, was die Reichsgewalt ihr entrissen, und schaarte, durch strenge geistliche Machtgebote, die zersplitterte Priesterschaft unlösbar um die Stufen des römischen Stuhles. Der gemißbrauchten weltlichen Gewalt stellte er, als Gegenburg, das Gebäude der Hierarchie hin, und als später die kühne Willkür der Hohenstaufen die Wucht des Kaiserthrones auf Deutschlands und Italiens Nacken setzte, die Freiheit der übrigen Stände, die Kraft der Städte mit befehlender Hand zerbrechend; da war jenes römische Gebäude bereits fest genug, die bedrängte Freiheit der Völker schützend in sich aufzunehmen. Vor der Berührung des Hirtenstabes zersplitterte das eiserne Scepter der schwäbischen Kaiser, und Rom, das die Geister gebunden, gab dafür die Menschen frei, die das weltliche Schwert unterjocht hatte. Und als die Arglist einzelner Gewalthaber die bürgerlichen Rechte der Anderen mit Füßen trat, als auf den Trümmern der Unabhängigkeit ärmerer Grundbesitzer die reicheren und mächtigeren eine drückende Herrschaft gründeten, und nur der Ritter oder Hochgeborene galt und den anderen Ständen das Sklavenjoch auflegte (Seite 18),

da war es wieder die Kirche, welche schützend für die Unterdrückten, strafend gegen die Unterdrücker aufstand, die an der Wiege des Gottmenschen im fernen Palästina Beiden ein gemeinsames Ziel zeigte, diesen zur Erringung des höheren Ruhmes, jenen zur Gewinnung der Freiheit im Geiste wie im Leben. Was kein Reichsoberhaupt den trotzigen Vasallen zu sagen den Muth hatte, das wagte mit edler Freimüthigkeit auf dem Concilium zu Clermont (1095) ein Papst — Urban II. Kühn sprach er den versammelten Rittern und Adeligen in's Angesicht: „Ihr seyd Unterdrücker der Waisen, Berauber der Witwen, Mörder und Gottesräuber. Fremdes Recht ist Euch nicht heilig. Um Christenblut zu vergießen, tretet Ihr in den Sold der Räuber. Wie die Geier dem Aase, so ziehet Ihr den Kriegen nach. Dieser Weg ist gewiß der verderblichste; denn er entfernt von Gott. Wollt Ihr Eure Seelen retten, so leget ohne Verzug die Waffen eines so strafbaren Soldatenstandes ab, und eilet zur Beschützung der morgenländischen Kirche. Brüder! es ist ein gräuliches Ding, daß Ihr gegen Christen Eure räuberischen Hände ausstreckt; Eure Schwerter gegen Saracenen ziehen, das bringt großes Verdienst. Die Güter unserer Feinde, die Ihr ausbeuten werdet, sind künftig Euer Eigenthum, und Ihr kehret entweder siegreich in Eure Heimat zurück, oder Ihr erlangt, in den Purpur Eures vergossenen Blutes eingehüllt, die ewige Siegeskrone. Dienet einem solchen Feldherrn, dem es nie an Brot, an Sold für seine Krieger mangeln kann, und seyd wegen der Zukunft unbekümmert; denn Diejenigen, welche Gott lieben, werden nie Mangel leiden. Kurz ist der Weg und gering die Arbeit, die Euch eine unverwelkliche Krone verschafft. Mit dem Propheten rufen wir Euch zu: ein Jeder gürte sein Schwert um und sey wacker; denn besser ist es im Kriege umkommen, als die Schmach unseres Volkes und unseres Heiligthumes sehen müssen. Keine Schmeichelei Eurer Frauen, kein Reiz der Güter, die Ihr zurücklasset, darf Euch abhalten, die Reise anzutreten. Wir werden, Moses ähnlich, unsere Hände nie ermüdend zum Himmel empor heben; Ihr werdet furchtlos Eure Schwerter zücken und auf die Amalekiter losstürmen!“ — Solche Worte, strafend und ermunternd aus dem Munde des Oberhauptes der Kirche gesprochen, rissen Alles in heiliger Begeisterung mit fort. Die Brust der Ritter erhob seit langer Zeit wieder einmal ein höheres Gefühl, als die Begierde, die Schwächeren zu bedrücken und zu Sklaven zu machen. Sie zogen fort in die Ferne, dem Aufgange der Sonne und des Christenthums

entgegen, und die Abwesenheit der Zwingherren erleichterte das Schicksal ihrer Hörigen und Leibeigenen. Ja, es war diesen Letzteren auch unmittelbare Gelegenheit geboten, ihre menschlichen Rechte wieder zu gewinnen; denn Jeder, der das Kreuz nehmen wollte, durfte ungehindert in den heiligen Krieg ziehen. So übte, in der Hand der Kirche, das Kreuz nach wie vor seine wunderwirkende Kraft; es zerbrach die durch Jahrhunderte geschmiedeten und gehärteten Fesseln des niederen Volkes, es machte Den zum freien Manne, der es ergreifen mochte, und die Leibeigenschaft begann zusammenzuschmelzen vor dem heiligen Zeichen. Unüberwindlich war die Macht der Päpste, so lange sie diese nur zum Heile der Menschheit, zum großen Zwecke geistiger und leiblicher Befreiung anwenden wollten. Als sie aber im Laufe der Zeit über jene Gränzen hinaus zu greifen versuchten, da verließ sie die alte, von oben stammende Kraft, und der Himmel ihrer Siege verfinsterte sich. Schwere Prüfungen mußten dann über die Kirche kommen, daß sie sich wieder reinigte, und einen Theil ihres Gebietes mußte sie verlieren, um zu ihrer wahren Bestimmung zurückgeführt zu werden.

Die Kirche, auf Glauben und Sitte gegründet, die ihre Waffen ausmachten, wachte damals streng über würdevollen Wandel ihrer Diener; sie ermüdete nicht, hierüber immerwährende Nachforschungen anzustellen und, wo es noththat, zu mahnen, zu strafen, zu bessern. Denn die Wirren der Zeit hatten die alte Disciplin untergraben, und das priesterliche Ansehen erschütterte oft sich selbst. Da sendete der römische Stuhl seine Boten aus, um nachzusehen, was und wo es fehle. Nach Oesterreich kam, in gleichem Auftrage, der apostolische Legat, Cardinal Guido. Manches fand er hier zu rügen und umzugestalten, und nach Wien berief er im Jahre **1267** eine Versammlung der Kirchenvorsteher und anderer gelehrten und frommen Männer. Es erschienen, auf seine Ladung, der Erzbischof von Salzburg, der Patriarch von Aquileja, die Bischöfe von Trient, Prag, Passau, Regensburg, Olmütz, Breslau, Freisingen, Brixen und noch andere Kirchenfürsten und hohe Geistliche. In der Pfarrkirche zu Wien wurde Concil gehalten. Es wurden Satzungen entworfen für alle Kirchensprengel, die das salzburgische Erzstift umfaßte; sie betrafen die Kirchendisciplin in vielen Punkten: so von Besorgung des Anstandes der Geistlichen in der Kleidung und ihrer ganzen Lebensweise; von Untersuchungen der Kirchen und der Ordenshäuser; von Entfernung der Geistlichen von aller Unlauterkeit, von

dem Wucher und von Vereinigung mehrer, mit der Seelsorge verbundenen Pfründen in einer Person; von der den Oberen schuldigen Gehorsamsleistung; von der Pflicht, den Ort der Pfründe nicht zu verlassen; von der schuldigen Entrichtung der Zehenten; ingleichen vom Umgang der Christen mit den Juden u. a. m.

Das Christenthum stand seinem Ursprunge noch näher, denn jetzt, und offenbarte sich in den frischen, obschon ungereiften Regungen einer ersten Entwickelung; es war zur Zeit mehr in das Gemüth und die Einbildungskraft, als in den Verstand und das thätige Wollen seiner Bekenner übergegangen. Aeußere Wahrzeichen wurden mit Begierde aufgegriffen; in glänzenden Ceremonien, oberflächlichem Prunke, festlichen Aufzügen berauschte sich der kindliche und bunte Sinn der mittelalterlichen Christen, während er, durch eine Gegenwirkung getrieben, auf der anderen Seite eben so leicht in unnatürlich wilde Zuckungen der Reue, finstere Träume und grausame Selbstkasteiungen versank, die der milde Geist des Christenthums nicht begehrte. Schon Jahrhunderte früher waren Wallfahrten nach entlegenen, durch heilige Denkmale oder Erinnerungen werthen Plätzen, im Brauche gewesen. Auch Kaiser Karl der Große hatte sie begünstigt, und in den folgenden Zeiten wurde ihre Sitte immer allgemeiner. Die Gläubigen, welche aus allen Gegenden Deutschlands, besonders des im Glauben wärmeren südlichen, nach Jerusalem pilgerten, brachten die erste Kunde von der bedrängten Lage der dortigen christlichen Kirche in das Abendland zurück, und den ersten Anlaß zu den nachfolgenden Kreuzzügen (Seite 35). Auch in Oesterreich ließen sich viele Adelige mit dem Kreuze bezeichnen; die Babenbergischen Herzoge verspritzten ihr Blut an den heiligen Orten; Kirchenfürsten und Ministerialen, Bürger und Volk schlossen sich freudig den frommen Schaaren an. Wem Mangel an Muth oder häusliche Verhältnisse verboten, Theil an dem heiligen Zuge zu nehmen, der pilgerte mindest nach Rom zu den Aposteln Petrus und Paulus, oder nach Spanien zum Apostel Jacobus. Selbst Frauen und Mädchen unterzogen sich den Beschwerlichkeiten solcher frommen Fahrten. Wem weitere Wallfahrten unthunlich waren, der fand auch in seiner Nähe Gnadenorte, wo sein frommer Sinn Erbauung suchen durfte, und Diejenigen endlich, welche Schwäche oder unabwendbare Hindernisse ganz an die Heimat fesselten, entschädigten sich durch Prozessionen — meist auffallender und lärmender Art, im Geiste

jener Zeit — nach ihrer Pfarrkirche, oder von da aus nach anderen Kirchen und Kapellen. Begab sich irgendwo eine seltenere religiöse Feierlichkeit, so strömte eine zahllose Menge aus allen Gegenden dort zusammen; es gehörten zu solchen selteneren Festen hauptsächlich: die Ankunft, Erhebung oder Umsetzung der Gebeine eines Heiligen, die Einweihung eines Klosters oder einer berühmten Kirche. — Je engeren und wärmeren Antheil das Volk an heiligen Gebräuchen nahm, eine desto furchtbarere Waffe, zu strafen oder zu schrecken, hatte die Kirche durch das Interdict oder den großen Bann in den Händen. Wenn dieser harte Spruch der Kirche erfolgte, dann hörte an dem Orte oder in dem Lande, dem er galt, aller Gottesdienst auf. Die Glocken, die sonst die gläubige Menge zur Andacht gerufen, verstummten, die Kirchen blieben geschlossen; alle religiösen Feierlichkeiten, alle Prozessionen, alle Leichenbegängnisse mit den üblichen kirchlichen Gebräuchen hörten auf, Alles, was sonst heilig und segenvoll hieß, Kreuze, Gnadenbilder verloren, so lange das Interdict währte, ihre Kraft und Weihe; der kirchliche Tod lastete auf Land und Menschen. Nur die Taufe neugeborener Kinder und die Reichung des heiligen Abendmahls für Sterbende wurden verstattet. Meist wurde hierbei der, mit der Kirche verfeindete Landesfürst in seinen Unterthanen bestraft. Dieses Entbehren jedes kirchlichen und geistlichen Trostes ängstigte und marterte die Gemüther bis zur Verzweiflung; das Volk wurde dadurch auf das Aeußerste getrieben, und in früheren Zeiten drohte oft Aufstand und Empörung, bis diese den Fürsten bewog, sich wieder mit der Kirche auszusöhnen. Zu ihrem eigenen Nachtheile bedienten sich die Päpste dieser kirchlichen Waffe zu häufig und rücksichtlos, wodurch der schreckende Einfluß des Interdicts auf die Gemüther allmälig geschwächt wurde und an seiner Kraft verlor. Ja, nicht selten sah die Geistlichkeit eines mit dem päpstlichen Interdicte belegten Landes die Gefährlichkeit oder Grundlosigkeit desselben ein, und ließ dasselbe unverkündigt, oder weigerte sich, demselben Folge zu leisten, so, daß es bisweilen kaum zur Kenntniß des Volkes gelangte. So wurde z. B. das gegen den Herzog Leopold den Tugendhaften, wegen seines Verfahrens gegen Richard Löwenherz, erfolgte Interdict in Oesterreich gar nicht verkündigt (S. 64), und auch jenes, wegen des Babenbergischen Erbes nach Friedrich's des Streitbaren Tode über Oesterreich ausgesprochene wurde, als rein politischer Natur, von der

Geistlichkeit nur in so weit beachtet, je nachdem Letztere, bei den damaligen vielen Factionen, zufällig dieser oder jener Partei angehörte.

Wie zu entschlossenen und glänzenden Thaten, so führte der feurige und unerkaltete religiöse Sinn jener Zeit auch zu Aufopferungen und Entsagungen; wem die Kraft des Handelns und Kämpfens versagt war, der lernte dafür doch dulden, entbehren. Schon die Zeit der römischen Christen-Verfolgungen erzeugte Einsiedler. Fromme, doch dem Entschlusse des Märtyrertodes nicht gewachsene Christen flohen in die Gebirge und in die ägyptische Wüste, dort in gottgeweihter Einsamkeit ihren Glauben übend. Die zunehmende Anzahl dieser frommen Flüchtlinge führte sie allmälig in eine andächtige Gemeinschaft zusammen, und brachte Ordnung und Regel in das vorherige planlos fromme Leben. Die Klausen der Einsiedler wurden näher zusammen gerückt, und die Brüder einer solchen Gesellschaft nun Mönche genannt, weil sie noch immer einsam wohnten. Noch aber waren ihnen Gelübde, strenger Gehorsam und Zwang unbekannt; einem Jeden stand es frei, seine Hütte zu verlassen und in die menschliche Gesellschaft zurückzukehren. Erst im vierten und fünften Jahrhunderte begannen die Einsiedler ihre Hütten aufzugeben, und, in ein Kloster zusammentretend, unter der Aufsicht eines Vorstehers nach verschiedenen Regeln zu leben, bis der heilige Benedict durch seine Vorschriften mit dem blos beschaulichen Leben der Mönche auch ein praktisch nützliches und thätiges verband. (Seite 15.) Manchen schwärmerischen Gemüthern genügte die Benedictinische Regel nicht; sie begaben sich in ein kleines, an die Kirche stoßendes Gemach, mit dem Gelübde, dasselbe nie mehr zu verlassen, ihre Lebenstage unter Andacht, Gebet und Kasteiungen dort zuzubringen. Man nannte sie Eingeschlossene (**Inclusos**), da sie, mit geringer Ausnahme, sich völlig gegen die Welt absperrten. Auch weibliche Eingeschlossene kamen vor, wie z. B. in St. Florian die zu ihrer Zeit durch ihre Visionen berühmte Wilbirg, welche sich im Jahre **1248** in einer an die Stiftskirche angebauten engen Zelle einschließen ließ, und dort über vierzig Jahre verlebte. Krankhafte Schwärmerei trieb es noch weiter. Von finsterer Begeisterung erfüllt, meinend, der unsterbliche Theil müsse sich durch halbe Zerstörung des irdischen verklären, wütheten sie mit Geißeln und allerlei Martern gegen ihre eigenen Leiber. Es war dies die berüchtigte Secte der Geißler oder Flagellanten. In Italien, zumal in Sicilien, Toscana und im Lombardischen, zeigte sich ihre erste Spur.

Von dort überschwemmten sie, ihre überspannten Lehren predigend, mehre Theile Frankreich's und Deutschland's. Viele steckte der Schwindel an, und die Rotten der Geißler mehrten sich auf ihren Zügen ansehnlich. Reiche und Arme, Edelleute und Unadelige, Alte und Junge zogen nackt und ohne Schaam durch die Straßen der Städte; Jeder trug eine Geißel, womit er unter Geheul und Weinen, Bußpsalmen singend und die Barmherzigkeit Gottes anrufend, sich bis auf's Blut peitschte. Bei Tage, wie bei Nacht, liefen sie im härtesten Winter zu Hunderten und Tausenden mit brennenden Wachskerzen durch Städte und Dörfer, durch Straßen und Kirchen, daß Wälder und Fluren von ihrem kläglichen Geschrei wiederhallten. Wo sie hinkamen, erstarb die Freude ob des widerwärtigen Anblicks und Jammers; es schwiegen alle musikalischen Instrumente, und die Lieder der Liebe verstummten; man vernahm nur das Geheul der Büßenden. Die Kälteren und Besonnenen bespotteten den Unfug, und nahmen Aergerniß daran; aber gar Viele rührte das blutige Schauspiel und der traurige Ton. Man weinte und war zerknirscht; Feinde eilten sich mit einander auszusöhnen, Räuber und Wucherer das gestohlene und erpreßte Gut zu erstatten; Verbrecher bekannten ihre Unthaten und besserten ihren Wandel. Doch der augenblicklichen frommen Erregung folgte Ekel ob des widerwärtigen Bildes, und die Schaamlosigkeit der nackten Geißler empörte das sittliche Gefühl; auch bedrohte solches Zusammenlaufen überspannter Menschen, großentheils aus der niedrigsten Klasse, die öffentliche Ruhe und Sicherheit. Darum wehrte die Obrigkeit dem schwärmerischen Unwesen, und auch in Kärnten, Krain, Steyer, Oesterreich, Mähren und Böhmen, wohin die Geißler sich um das Jahr **1267** wendeten, sah man sie nicht mit günstigen Augen an, und hinderte ihre Verbreitung. In Baiern brach man ihren Einfluß durch entgegengesetzte Gleichgiltigkeit oder bitteren Hohn, in Polen nahm man ihnen ihre Güter weg, und anderer Orten verfolgte man sie gar mit Feuer und Schwert, bis die Zeit, die sie ausgeboren, sie allmälig auch wieder verschlang.

Das Aufblühen der Städte und eines dritten Standes in Oesterreich zog, neben den ansässigen Bürgern und Handtierern, zugleich ein Geschlecht von Fremdlingen groß, die durch ihre rege Handelsthätigkeit dem allgemeinen Verkehre ungemein nahe standen, ihm erst aufgedrungen, nach und nach aber vollständig in ihn aufgenommen und einverleibt wurden; während ihre

abweichenden Sitten, ihr, in jenen jüngeren Tagen des Christenthums doppelt fühlbares, strenges Festhalten an uraltem Glauben und Gebrauche, sie auf der anderen Seite von der Allgemeinheit scharf abschnitten. Zurückgestoßen, verachtet, gemißhandelt, und dennoch unwillkürlich gebraucht und gesucht, standen, ehe noch fortschreitende Bildung und Humanität eine Ausgleichung bewirken konnten, die Juden auf der schmalen, seltsamen und schwankenden Mitte nothwendiger äußerlicher Berührung und schroffer innerer Entfremdung. Daß man ihrer bedurfte, empfand man mit Groll, und so diente der gegenseitige Umgang nur, die Abneigung zu mehren und in stäte Erinnerung zu bringen, statt sie zu mindern und vergessen zu machen. — Als, unter den Stößen der römischen Mauerbrecher, Jehovah's heilige Stadt mit ihrem Tempel in Schutt und Asche sank, und der jüdische Staat mitten aus einander borst, prallten, wie von einer schrecklichen Explosion getrieben, die einzelnen Trümmer des zersprengten Volkes planlos nach allen Seiten und Weltgegenden, in alle Nationen und Stämme sich eindrängend, ohne sich ihnen vermischen zu wollen. Eine neue babylonische Gefangenschaft, doch anderer Art, begann. Damals hatte die Sklavenfessel ein ganzes Volk umschlungen, den Einzelnen nur im Ganzen gebunden; nun aber die Juden aufgehört hatten, ein Ganzes zu seyn, drückte die Fessel um so schwerer auf den Einzelnen, und jedem Individuum waren die Leiden eines Volkes aufgebürdet.

Urkundliche Nachrichten über das Vorhandenseyn von Juden in Oesterreich reichen bis in die Zeiten der Karolinger zurück; so heißt es in der Zoll-, Schifffahrts- und Stapelordnung Ludwig's des Kindes von 906 für Slaven und Baiern, auf der Donau, Traun und Enns: „wer auf die Messe der Mährer gehen will, hat einen Solidus vom Schiffe zu entrichten; jüdische Kaufleute, woher sie immer seyn mögen, geben den vollen Zoll von Waaren, wie von Leibeigenen," womit sie, vorzüglich nach Byzanz, starken Handel trieben. Die schirmvoigteilichen Rechte des Kaisers über die Kirchen gaben demselben, nach der fanatischen Vorstellungsart jener Zeiten, das unbezweifelte Recht, alle Juden — denen man den von ihren Vätern an Christus begangenen Mord als eine ewige Erbsünde anrechnete! — auszurotten und ihr Gut einzuziehen. Zwar nahm man dies als eine bloße Form, doch ließ sich dieselbe trefflich zu Erpressungen benutzen, und diese Anwendung blieb auch nicht aus. Die Kaiser fanden für

gut, Gnade für Recht ergehen zu lassen, und die sämmtlichen Juden blos der kaiserlichen Kammer, als deren besondere Knechte (Kammerknechte), zu untergeben. Unter der Regierung Heinrich's IV. findet sich die erste Spur eines besonderen Schutzes, den der Kaiser allein den Juden verlieh. Für jenen Schutz aber, den sie nunmehr in ihrer Eigenschaft als Kammerknechte erlangten, mußten sie an die kaiserliche Kammer mehre Arten von Abgaben entrichten. Letztere bestanden namentlich: in dem dritten Pfennig oder der Kronsteuer, die jedem neugekrönten römischen Könige von den Juden zu einer Ehrung gegeben werden mußte, um ihr Leben damit zu lösen; ferner in dem zehnten Pfennig von allem Handelswucher; in der ordentlichen Judensteuer, einer Schätzung, die der Kaiser, wo er den Landesherren Juden zu halten erlaubte, sich öfters zur Hälfte vorbehielt; dann in dem güldenen Opferpfennig, einen rheinischen Gulden betragend, den jede, über zwölf Jahre alte Person jährlich zu Weihnachten zu entrichten hatte, und endlich in Geschenken an die Hofbeamten und der Lieferung des Pergaments in die Kanzlei. Man sieht es der gesuchten und vielnamigen Natur dieser Steuern an, wie der Fiscus von allen Seiten den Säckel der Juden umlagerte und brandschatzte, und wie man diese durch dergleichen vielfache Lasten mittelbar zum Wucher verleitete, den man auf der anderen Seite ihnen zum Verbrechen machte. Ja, selbst diese allerlei Abgaben gewährten dem Juden noch keine Sicherheit für sein Eigenthum; sie konnten vielmehr willkürlich erhöht und verändert werden, da nun einmal, nach jenen unbarmherzigen Begriffen, der Juden Leben und sämmtliches Gut immer in der Gewalt des Kaisers blieb. Dem gemäß wurden, seit den sächsischen Kaisern, Juden urkundlich verschenkt, selbst an Kirchen. Die Kaiser, als unumschränkte Herren über Leben, Leib und Habe der Juden, konnten allein das Recht vergeben, Juden zu schützen und Abgaben von ihnen zu nehmen, und dieses Recht wurde, wie andere Regalien, von den Kaisern an Landesfürsten durch Gnade oder Vertrag verliehen.

Oesterreich erhielt dieses Recht zugleich mit der Würde eines Herzogthums, durch den großen Fridericianischen Freiheitsbrief im Jahre 1156: „Der Herzog von Oesterreich darf in allen seinen Landen Juden und öffentliche Geldausleiher halten, ohne Nachtheil für das Reich." (Seite 50.)

Die Kaiser und Landesfürsten, die in Zeiten plötzlicher Geldnoth bei den Juden auf sichere Aushilfe im Wege der Güte oder der Gewalt rechnen

durften, fanden es ihrem Intereſſe gemäß, ſie zu ſchützen und ihren Wohlſtand zu begünſtigen, wie ſehr auch die chriſtliche Bevölkerung häufig dagegen eiferte, die Päpſte ſchritten in dem Princip der Duldung ehrenvoll voran; ſie erklärten es für Pflicht, die Juden zu dulden und zu ſchützen, ſie nicht durch Gewalt, ſondern durch Unterricht zur chriſtlichen Religion zu bekehren. Aber weder dieſe milderen Grundſätze der Kirche, noch der kaiſerliche Schutz, vermochten die Juden vor den grauſamen Verfolgungen zu bewahren, die ſie von Zeit zu Zeit unter allerlei Vorwand erfahren mußten, weil man ihnen ihren Reichthum, ihre überwiegende Betriebſamkeit neidete, oft auch mit Grund ihren Wuchergeiſt verdammte. Von Geldverlegenheit oder von der Bürgerpartei gedrängt, verwandelten ſich bisweilen ihre eigenen Schutzherren in ihre Quäler; ein ſeichter Vorwand, eine erlogene Anklage genügte, um ſie auszurauben, oder es vernichtete der Kaiſer aus eigener Machtvollkommenheit plötzlich ihre Forderungen, und ſo konnten die Unglücklichen nur das ihr Eigenthum nennen, was ſie geſchickt zu bergen vermochten. Kreuzzüge wurden gewöhnlich mit Verfolgung und Plünderung der Juden begonnen, da der Pöbel bei dieſen allernächſten Ungläubigen am bequemſten und ſchnellſten ſeine Rechnung finden konnte.

Der aufblühende Handel Oeſterreich's, des Landes glückliche Lage und reiche Quellen förderten frühzeitig den Wohlſtand der dortigen Juden. Doch blieben nun Reibungen um ſo weniger aus, und Herzog Leopold der Glorreiche, dem Wiener Bürgerſtande vor Allem gewogen und ihn bevorzugend, wo er nur konnte, widerſtrebte der Ausbreitung der Juden auf mancherlei Weiſe. Gleichwohl hatten ſchon unter ſeiner Regierung, ſeit dem Jahre 1204, die Juden zu Wien eine Synagoge, vom heutigen Kienmarkt gegen den Salzgries hinab, Häuſer und Bauplätze, den Beginn ihrer nachmaligen Judenſtadt, vom heutigen Judengäßchen, vom hohen Markt gegen die Dreifaltigkeit und von der kleinen Stadtpforte zwiſchen dem Dempflinger- und Gamminger- (jetzt Seitenſtetter-) Hofe, rückwärts des hohen Marktes, gegen den Judenplatz und das heutige Current-, vormals kleine Judengäſſel, bis gegen den großen Thurm des Paſſauer Hofes und hinter Maria-Stiegen fort in's Elend, zum Judenthurm, heute im unteren Arſenal. Wie Leopold's Liebe für die Wiener Bürger den Juden hinderlich und hemmend geweſen, ſo ward Friedrich's des Streitbaren Mißtrauen gegen die Wiener jenem Stamme günſtig und förderlich. Er bewirkte, oder

ließ es geschehen, daß die Juden ihre beengte Stellung vielfach erweitern durften, und, einmal das Haupt erhebend, strebten sie mit vorzeitiger Ungeduld höher und weiter. Selbst in öffentliche Aemter begannen sie sich einzudrängen. Doch des Herzogs Zwietracht mit dem Kaiser, seine Aechtung und Vertreibung, hob diese schnell erworbenen Vortheile eben so schnell wieder auf. Kaiser Friedrich II., der sonst gegen Andersgläubige freisinnig und duldsam dachte, und dadurch seinen Feinden sogar den Vorwurf in die Hand gab, er wolle zum Islam oder zum Judenthum übertreten, ließ sich daher wohl großentheils von persönlicher Abneigung und vom Widerspruchsgeiste gegen die Verfügungen des geächteten Herzogs leiten, als er im Jahre 1237 der Stadt Wien das besondere Vorrecht verlieh: daß dort die Juden von allen Aemtern ausgeschlossen bleiben sollten, auf daß ihnen jeder Vorwand benommen würde, die Christen zu unterdrücken, indem sie selbst von jeher aus gerechter Strafe zur ewigen Knechtschaft verdammt seyen. Uebrigens milderte, vielleicht durch besseres Wissen, vielleicht durch jüdisches Geld umgestimmt, Friedrich II. schon im folgenden Jahre seinen strengen Spruch. Seine aus dem Feldlager zu Brescia erlassene Ordnung für die Juden zu Wien, seine kaiserlichen Kammerknechte, athmet einen ungleich milderen Geist. — „Die Juden," heißt es darin, „sollen nicht genöthigt werden, wider ihren Willen Quartiere in ihre Häuser aufzunehmen. Werden bei ihnen gestohlene Sachen gefunden, so sollen sie nach ihrem Gesetze schwören, um welchen Preis sie dieselben erkauft haben; sie sollen dann ihr Geld wieder erhalten, dem Eigenthümer aber das gestohlene Gut zurückstellen (eine Begünstigung, welcher sich nicht einmal die Christen erfreuten, und welche daher für Letztere offenbar drückend war). Keiner unterfange sich, Judenkinder mit Gewalt oder heimlich zu fangen und zu taufen (ein Fall der sich häufig wiederholte), bei Strafe von fünfzehn Pfund Goldes an die kaiserliche Schatzkammer. Begehrt ein Jude freiwillig die Taufe zu erhalten, so warte man drei Tage damit, auf daß man sich genau überzeuge, ob er wirklich um des Glaubens willen, oder wegen einer ihm widerfahrenen Unbild sein Gesetz verlassen wolle. Verläßt er aber das Gesetz seiner Väter, so wird er auch ihres Erbes verlustig. Haben Juden noch heidnische Sklaven, so darf sie, bei Strafe von drei Pfund Silber und Rückerstattung des Sklaven, Niemand ihnen abtrünnig machen. Ein Jude soll nie zur Probe mit dem glühenden Eisen, noch mit heißem oder kaltem Wasser verhalten werden, noch

darf man ihn geißeln oder einkerkern, sondern er soll, seinem Gesetze gemäß, nach vierzig Tagen schwören. Appelliren sie in irgend einer Sache an den Kaiser, so muß der Prozeß ruhen. Treten Zeugen wider sie auf, so müssen auch Juden darunter seyn. Entsteht unter den Juden selbst ein Streit, so soll er durch ihre eigenen Vorsteher geschlichtet werden."

Alles ergrimmte, daß der Kaiser gegen die Juden sich so gnädig erwies; der Papst, die Kirchenversammlung zu Lyon und alles rechtgläubige Volk sprachen mit Abscheu davon. Die Juden hatten mit dieser kaiserlichen Verordnung ein eigenes Recht in Oesterreich erhalten; doch reichte dasselbe keineswegs hin, sie zu schützen, und überdies stand es später in der Willkür der Herzoge, dieses Recht zu bestätigen, oder nicht, und diese Bestätigung mußten, wenn sie erfolgte, die Juden immer mit neuen Geldopfern aufwiegen.

Wenn Herzog Friedrich der Streitbare in der Hauptstadt Wien, deren Bürgerstolz er dadurch herabzustimmen strebte, den Juden möglichst freie Hand ließ, so brachte er doch an anderen Orten, wo jene Beweggründe wegfielen, dieses System nicht in Anwendung, und seiner getreuen und geliebten Neustadt versprach er ausdrücklich, den Juden nimmer die Verwaltung eines öffentlichen Amtes zu gestatten, wodurch die Bürger beschwert werden könnten.

In Ungarn hatten unter dem Könige Andreas die Juden die Geldgier des Hofes so wohl benutzt, daß sie sich in entschiedenen Vortheil gegen andere Unterthanen stellten. Diese Vortheile lockten so sehr an, daß selbst unwürdige Christen den Versuch machten, zum Judenthume überzutreten. Darob entstand schreckliche Gährung; der König mußte seine Maßregeln zurücknehmen. Als er aber gleichwohl nicht nachließ, die Juden zu bevorzugen, sprachen die Bischöfe, unter Zuthun des römischen Stuhles, das Interdict über das Reich aus. So bedrängt, schwur der König, die Juden und Araber von den öffentlichen Aemtern zu entfernen. Ihres Schutzes beraubt und dem Hasse des Volkes blosgestellt, flohen die Juden aus Ungarn nach Oesterreich, wo ihr Gold ihnen bei dem Herzoge Friedrich und bei Ottokar ähnliche Begünstigungen erkaufte, dergestalt, daß im Jahre 1257 die Juden als Hofpächter sich sogar zur Würde der Kammergrafen emporschwangen. Vielleicht wandelte dadurch auch hier in Oesterreich einige Christen (dem Namen nach) das Gelüsten an, zum Judaismus überzutreten. Die kirchliche und weltliche Gefahr forderte ein entschiedenes Einschreiten. Als nun gemeldeter Maßen im Jahre 1267 der Cardinal Guido ein kirchliches

Concil in Wien berief, da zögerten die versammelten Väter nicht, dem Uebel zu steuern. „Dem Uebermuthe der Juden" — sagten sie — „ist nicht länger mehr nachzusehen. Wir geben, hinsichtlich derselben, kein neues Gesetz, sondern setzen blos frühere Befehle der Päpste wieder in Kraft. Wir verordnen, daß die Juden, damit man sie, wie erforderlich, von den Christen unterscheiden könne, ihren gehörnten Hut, den sie zuvor in Oesterreich getragen, aber vermessentlich abgelegt haben, wieder aufsetzen sollen, auf daß sie bei dem ersten Anblick, nach der Anordnung des allgemeinen Concils, von den Christen zu unterscheiden sind. Läßt sich ein Jude ohne dieses Wahrzeichen betreten, so verfällt er dem Landesherrn in eine Geldstrafe. Die Juden haben dem Pfarrer ihres Wohnortes denselben Vortheil zu leisten, den er von Christen bezöge, wenn diese statt der Juden dort wohnten; daher haben Letztere auch von ihren Landgütern den Zehenten zu geben. Die Juden dürfen weder christliche Badstuben und christliche Weinhäuser besuchen, noch christliche Dienstboten oder Säugammen in ihren Häusern halten; auch dürfen sie weder zur Einnahme einer Mauthabgabe, noch zu irgend einem öffentlichen Amte zugelassen werden. Hat ein Jude mit einer Christin unkeuschen Umgang, so kann er sich nur mit mindest zehn Mark Silber von schwerem Kerker lösen; die Christin aber, welche sich mit ihm vergangen, wird mit Stöcken durch die Stadt geprügelt, und hinaus geschafft, ohne alle Hoffnung zur Rückkehr. Den Oesterreichern oder Pragern wird verboten, Juden oder Jüdinnen zu einem Mahle einzuladen, mit ihnen zu essen, zu trinken oder zu tanzen. Kein Christ soll von den Juden Fleisch oder andere Lebensmittel kaufen, damit er von seinen Feinden nicht vergiftet werde. Es vermesse sich kein Jude, durch ungerechten, übertriebenen Wucher die Christen zu benachtheiligen; er müßte sonst den Schaden ersetzen. Die Christen sollen nöthigen Falls auch durch Kirchenstrafen abgehalten werden, mit den Juden Handel zu treiben. Die Landesfürsten werden verpflichtet, den Christen um solches Anlasses willen nicht ungnädig zu seyn, sondern die Juden an einer so großen Beeinträchtigung zu hindern. Wird das heilige Sakrament des Altars an jüdischen Häusern vorübergetragen, so müssen daselbst Thüren und Fenster geschlossen werden; die Juden müssen nach Hause eilen und sich verbergen. Gleiches muß geschehen an jedem Charfreitage. Untersagt ist den Juden, mit unwissenden Christen über Glaubenssachen zu streiten, sie zum Uebertritte zu verleiten, oder an ihnen die Beschneidung vorzu-

nehmen, sie in Krankheiten zu besuchen und ihnen ärztlichen Beistand zu leisten. Sie dürfen keine neuen Synagogen errichten, sondern nur die schon bestehenden alten beibehalten, dieselben auch nicht erweitern, noch verschönern. Während der Fastenzeit, wo die Christen sich der Fleischspeisen enthalten müssen, dürfen auch die Juden nicht öffentlich Fleisch nach Hause tragen. Die Bischöfe werden beauftragt, die Juden zur Beobachtung aller dieser Beschlüsse anzuhalten, und sie, durch Entziehung aller Gemeinschaft und alles Umganges mit den Christen, dazu zu nöthigen. Die Landesfürsten und ihre Obrigkeiten werden, bei Androhung kirchlicher Strafe, ernstlich ermahnt, die Juden in etwaiger Umgehung jener Vorschriften ja nicht zu schützen oder zu vertheidigen, sondern genau jenen Beschlüssen der Vorsteher der Kirche nachzukommen."

So wurden, je nachdem die Laune der damals noch auf keine festen Principien gegründeten Gesetzgebung es eben verfügte, die Juden bald auffallend begünstigt und bevorzugt, bald grausam gedrückt und jedes Schutzes entkleidet, bald Schritte zu einer unzeitigen und übertriebenen Annäherung gethan, bald mit zelotischer Strenge noch mehre der Schranken gezogen, als Glauben und Sitte ohnehin schon errichtet hatten. Der Juden Elend fand kein Mitleid; ihr Glück, ihr Reichthum gebar Neid, ihr Wucher Haß. Allerhand Anlässe wurden ersonnen, sie zu verfolgen und auszuplündern; häufig mußte die Religion den Vorwand dazu leihen. Bald sollten — Anklagen, die ja auch in unserer Zeit, obwohl nicht in unserem Welttheile, sich wiederholten — die Juden ein Christenkind gestohlen und unter gräulichen Ceremonien geschlachtet, bald Gegenstände christlicher Verehrung bespottet und entweiht, oder eine Hostie mit Dornen und Messern durchstochen, und in ihr den Leib des Herrn wieder verletzt haben, wie einst ihre Väter auf Golgatha gethan. In Klosterneuburg wurde lange eine solche Hostie gezeigt, bis ein aufgeklärter Priester, der Bischof Bernhard von Passau, dem Betruge auf die Spur kam. Zu furchtbaren Verfolgungen und Metzeleien gegen die Juden ließ der, solches Anlasses immer frohe Pöbel sich durch ähnliche Fabeln hinreißen; leider wird es gar bald Gelegenheit geben, solcher Scenen zu gedenken.

Die hier eben geschilderten Verhältnisse in ihrer Gesammtheit überblickend, erkennt man leicht, in welcher chaotischen Gährung das deutsche Volks- und Staatsleben während des zwölften Jahrhunderts noch begriffen war. Gewaltige Kräfte, wie sie jede Periode der Entwickelung zu erzeugen

pflegt, ringen allenthalben gegen einander, weniger berufen, einander zu vervollständigen, als einander zu binden und zu zügeln. Es fehlte jener Zeit die tiefere sittliche Seele; mindest vermag dieselbe noch nicht den großen Körper nach allen Seiten hin zu durchdringen, dessen Bewegungen von innen aus zu regeln. Statt ihrer, muß ein gleichsam mechanischer Trieb ihn lenken helfen, und auch dieser nicht sowohl durch Zusammen-, als durch Entgegenwirken der angespannten Federn, nach eigenthümlichen Gesetzen wechselseitiger Abstoßung, die erst später, bei vorschreitender Veredlung, sich zu Gesetzen der Anziehung und Harmonie erheben sollten. Alle Verhältnisse kolossal und übertrieben, stachelig und regellos, wie Formationen einer urweltlichen Schöpfungsepoche. Schroff gesonderte Stände, die einander mißtrauisch und eifersüchtig überwachen, weil ihre ganze gegenseitige Stellung von oben auf Unterdrückung, von unten auf Uebervortheilung gegründet ist; grausame und deshalb um so leichter zu umgehende Gesetze; Willkür der stärkeren Partei; machtloses Fürstenwort; gebrochener richterlicher Einfluß; selbst das Recht nur da herrschend, wo das Recht zugleich die Gewalt; mangelhafte Betriebsamkeit; beschränkte Kunst; einseitiges Wissen; lebhafter, aber schwankender Glaube, voll dunkler Begriffe, ohne klare Ueberzeugung, und darum für den Irrthum eben so leicht gewonnen, wie für die Wahrheit; Trug und Wortbruch, wie in den späteren Zeiten, doch mehr Gewaltthätigkeit dabei, um die Untreue zu bewaffnen; überall selbstsüchtige und widerspänstige Vereinzelung in Kasten, durch welche jede centralisirende Regierungsgewalt, jedes Staatsbürgerthum, Gemeinwesen und Nationalgefühl zur Unmöglichkeit wird, — dies sind die Wahrzeichen und Merkmale jener früheren Jahrhunderte. Kurzsichtige Liebhaberei für das Vergangene, bestochen von dem zufälligen Farbeneffecte der großen, aber auch rauhen und harten Bilder der Vorzeit, hat das Mittelalter bisweilen der Jetztzeit vorziehen wollen. Das heißt so viel, als dem rohen Pflanzenknollen den Preis zugestehen vor der Blüte und der Frucht. Nein, jene ganze Periode des Mittelalters ist Nichts, als ein Uebergang mit gewaltigen Schauern und Zuckungen, ein halber Zustand, eine Phase unerläßlicher Weiterentwickelung und deren bloßes Mittel. Hellere Zeiten sollten aus ihrem gährenden Schooße aufsprossen; sie sind gekommen, und die Bürgschaft ist vorhanden, daß noch hellere und bessere ihnen folgen werden.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Inhaltsverzeichniß.

Vorwort.

Vorgeschichte.

Oesterreich im römischen und barbarischen Zeitraume bis zur Ankunft der Babenberger; von 10 bis 983 n. Chr.

Einleitung. Urzeit. Römerzeit. Noricum und Pannonien, S. 2. — Barbarenzüge, S. 4. — Avarenherrschaft, Frankenherrschaft, S. 6. — Deutsche Verfassung in Oesterreich, S. 7 — Oestliche Mark, S. 8. — Die Magyaren, S. 9. — Wiederherstellung der Mark, S. 10. — Innere Verhältnisse Oesterreich's im römischen und barbarischen Zeitraume. Die Kelten, die Avaren, S. 11. — Das Christenthum. Märtyrer, S. 12. — Irrlehren. S. Severin, S. 13. — Kirchen u. Bisthümer. S. Rupert, S. 14. — S. Bonifacius. Benedictiner. Karl der Große, S. 15. — Wirkungen des Christenthums. Colonisation, S. 16. — Militärverfassung, S. 17. — Pachtverhältniß. Hörigkeit, S. 18. —

Erste Periode.

Oesterreich unter den Markgrafen und Herzogen aus Babenbergischem Stamme, mit Einschluß des Interregnums, bis zum Haus Habsburg, von 983 bis 1282.

Erstes Buch.

Oesterreich unter den babenbergischen Markgrafen und Herzogen; von 983 bis 1246.

Ursprung der Babenberger. Babenbergs Besitzthum, S. 20. — Die Babenberger Fehde, S. 21. — Weitere Schicksale der Babenberger. Leopold der I. der Erlauchte, S. 23. — Babenberg und Habsburg verwandt, S. 24. — Umfang der Ostmark. Eroberung von Melk. Leopold's I. Tod, S. 25. — Heinrich I. der Starke. Die Markgrafenwürde, S. 26. — Erwerbungen. Fehden. S. Coloman, S. 27. — Markgraf Albert I. der Sieghafte. Krieg gegen Ungarn, S. 28. — Erweiterung Oesterreich's. Fortsetzung des Krieges, S. 29. — Markgraf Ernst der Tapfere, S. 30. — Erwerbungen, S. 31. — Leopold der Schöne, S. 32. — Leopold gegen Heinrich IV., S. 33. — Leopolds Tod, S. 34. — Leopold der Heilige. Der erste Kreuzzug, S. 35. — Heinrich's IV. Ende, S. 37. — Die Kaiserkrone, S. 38. — Fehden, S. 39. — Stiftungen. Kloster Neuburg. Heiligenkreuz. Leopold's Tod, S. 40. — Leopold der Freigebige. Erwerbung Baiern's, S. 42. — Leopold des Freigebigen Tod, S. 43. — Heinrich Jasomirgott. S. 44. — Kreuzzug, S. 45. — Baierische Händel, S. 47. — Abtretung Baiern's. Erwerbung Oesterreich's ob der Enns. Herzogthum. Freiheitsbrief, S. 49. — Zug gegen Mailand, S. 52. — Streit mit Rom, S. 53. — Streit mit dem griechischen Kaiser, S. 54. — Herzog Heinrich's Tod. Seine Verdienste. Aufblühen Wien's, S. 55. — St. Stephan. Schottenabtei. Maria-Stiegen. S. 56. — Die alte Burg. Heinrich's Kinder. Leopold der Tugendhafte, S. 57. — Dritter Kreuzzug, S. 58. — Leopold in Palästina. Streit mit Löwenherz, S. 59. — Richard Löwenherz gefangen, S. 61. — Leopold's Tod, S. 64. — Anfall Steyermark's an Oesterreich, S. 65. — Aeltere Geschichte Steyermark's, S. 66. — Friedrich der Katholische, S. 72. —

Bayerische Staatsbibliothek München

Leopold der Glorreiche, S. 73. — Zwiespaltige Kaiserwahlen, S. 74. — Kreuzzüge nach Spanien und Palästina, S. 75. — Vermählungen, S. 78. — Heinrich's Empörung, S. 79. — Margaretha's Krönung. Kreuzzug ausgerüstet, S. 80. — Henricianischer Freiheitsbrief, S. 82. — Herzog Leopold als Vermittler, S. 84. — Thronstreitigkeiten in Ungarn, S. 85. — Wien's Erweiterung, S. 86. — Erwerbungen, S. 87. — Leopold als Gesetzgeber, S. 88. — Verdienste um Wien. Leopold des Glorreichen Tod. Sein Lob, S. 91. — Unglücksfälle, S. 92. — Leopold's Familie, S. 93. — Friedrich der Streitbare. Die Kuenringer Fehde, S. 94. — Neues Wappen. Verhältniß zu dem Kaiser, S. 97. — Kriege und Fehden, S. 98. — Vermälungsfeier. Der Kaiser in Deutschland, S. 101. — Krieg in Ungarn, S. 102. — Herzog Friedrich geächtet, S. 104. — Achtsvollstreckung, S. 105. — Wien zur Reichsstadt ernannt, S. 107. — Friedrich's Widerstand, S. 108. — Aufhebung der Acht, S. 111. — Einfall der Mongolen, S. 114. — Neue Kriegsaussichten. Fehden, S. 117. — Kreuzzug gegen die Preußen, S. 119. — Erneuerter Freiheitsbrief. Krieg mit Böhmen, S. 120. — Krieg mit Ungarn. Friedrich's Heldentod, S. 122. — Der Babenberger Ausgang, S. 123.

Zweites Buch.

Das österreichische Zwischenreich bis zum Hause Habsburg, von 1246 bis 1282.

Zwischenreich. Erbansprüche, S. 124. — Premisl Ottokar, Oesterreich's Herzog, S. 132. — Krieg gegen Ungarn, S. 134. — Steyermark von Oesterreich getrennt, S. 136. — Krieg gegen Baiern, S. 138. — Steyermark's Erhebung gegen Ungarn, S. 140. — Neuer Krieg gegen Ungarn, S. 142. — Ottokar's Hauptsieg an der March, S. 144. — Steyermark wieder bei Oesterreich, S. 146. — Ottokar's Ehescheidung und Wiedervermälung, S. 148. — Sein Glanz und Reichthum, S. 149. — Feindseligkeiten mit Baiern, S. 151. — Ottokar erwirbt Kärnten, S. 153. — Stephan's Friedensbruch, S. 155. — Abermalige Fehde mit Ungarn, S. 157. — Rudolf von Habsburg wird röm. Kaiser. Habsburg's Abkunft. Die Alsaciden, S. 160. — Die Aargauer, S. 167. — Die Habsburg, S. 168. — Rudolf von Habsburg, S. 174. — Ottokar's Einrede gegen Rudolf's Wahl, S. 185. — Ausbruch des Krieges, S. 192. — Friede. Ottokar verliert alle Erwerbungen, S. 197. — Folgen des Friedens, S. 199. — Neue Feindschaft zwischen König Rudolf und König Ottokar, S. 203. — Erneuerter Ausbruch des Krieges, S. 206. — Die Schlacht im Marchfelde, S. 208. — König Ottokar's Fall. Sein Charakter, S. 212. — König Rudolf in Böhmen und Mähren, S. 215. — Friede zwischen dem Reiche und Böhmen, S. 217. — König Rudolf in Oesterreich, S. 218. — Allgemeiner Landfrieden, S. 221. — Die österreichischen Lande an Habsburg verliehen, S. 222. — König Rudolf's ferneres Wirken, S. 224. — Sein Tod, S. 228.

Innere Verhältnisse während der ersten Periode, vom Ende des zehnten bis gegen das Ende des dreizehnten Jahrhunderts.

Deutschland's Verfassung, S. 231. — Deutschland ein Wahlreich, S. 232. — Herzogthümer und Erblichkeit der Grafschaften, S. 233. — Immunitäten, S. 236. — Ritterschaft, S. 237. — Städte und Bürgerstand, S. 240. — Standesverhältnisse, S. 245. — Quellen und Ausübung des Rechts, S. 247. — Landrecht, S. 248. — Stadtrecht, Städtewesen und Innungen, S. 250. — Grundbesitz. Grundadel, S. 252. — Erbadel, S. 253. — Ritterstand. Hoher und niederer Adel, S. 255. — Adelige Landstände, Bauernstand, S. 257. — Sitten. Gesetzgebung, S. 260. — Künste und Wissenschaften, S. 262. — Landeseinkünfte. Handelsverhältnisse, S. 265. — Maß und Gewicht, S. 271. — Münzwesen, S. 273. — Kriegsverfassung, S. 274. — Kriegführung. Kriegskunst, S. 279. — Rüstung und Bewaffnung, S. 281. — Kriegsmaschinen, Belagerungswerkzeuge u. dgl., S. 283. — Ritter und Ritterthum, S. 288. — Kirchliche Verhältnisse, S. 294. — Einflüsse der geistlichen Gewalt, S. 296. — Concilien, S. 298. — Gottesdienst. Wallfahrten, S. 299. — Interdict, S. 300. — Eingeschlossene. Geißler, S. 301. — Juden, S. 302. — Rückblick, S. 310.

Bayerische Staatsbibliothek München

›rum und den Legendiſten.

Nicomer

tricius, genere Romanus»
s im Patriciat von Burgund, unter dem
Meroving. Kön. Chlotar II.
Heilige, Stifterin des Kloſters Hamay',
† 3. Dec. 649.

erberg oder Gesberta,
meier in Neuſtrien u. Burgund unter den
Dagobert u. Sigibert III.,
Clichy an der Seine 640.

dalbald,
asconiſche Herzog;
ermordet von den Vasconiern 645.
Ernolds u. der Vasconiſchen (d. i.
ſeit 632, lebte ſeit ihres Gemals Tode
on S. Marchiennes.
2. Mai 688.

Sigfrid,
Graf von Ponthieu.
Gem. St. Berta,
von Blangy.

oſters
eiz,

S. Chlothſendis,
Aebtiſſin von Mar-
chiennes, † 700.

Euſebia,
Aebtiſſin zu
Ham.

Urſinus
und
Adalſendis.

S.

S.
Biſchof v
Staatsm
den Hau

Die Schnecken.

1. Ihre Abstammung,

Verbreitung nach Heimat, [illegible] France

Kommen (

Herzog im Elsaß.

(w)inda von Burg

Batichо

unter sämt

Sonst unt

enmünster,

s Elsasses,

rtigen Zu-

Zäche Con-

»vir illuste f v. Straß-

Abtei Hoh as Kloster

terhalb Si einem Bis-

und Bode chten (Rich-

† nach 75 bgüter.

überkam

3.

Adelbert

Hugo

Haicho

Hugo A

er Legende nach) wider des Vaters
in der Franche-Comté erzogen und
ianum) getauft. Sie erhielt nach der
r, wurde von dem Vater erkannt,
mit dem Schlosse Hohenburg aus-
in Frauenstift (wahrscheinlich nach
es Vaters Kosten anlegte. Es hieß
burgense monasterium superius),
erg, da die Stifterin dessen erste
t gründete noch ein zweites Klo-
es, »Nieder-Münster» (Monast.
cht lange bestand. Odilia † vor
December in einem beinahe hun-
ebtissin beider Klöster. Man hält
für heilig.

S. Roswinda
(nach Calmet, aber nicht
ganz sicher.)

Horbert. Thetibald.

en Odilien-
später.

aso, Graf,
Frauenstiftes Mas-

seit 715 letz
Abtei Mu
Klöster Ho
pert im E

Lu
Wohlthät

(sein Sch
eines altf
Grafen),
mit seine
burgundis
Graf v
v. Neustri
ser Lothar
wurde St
fiel. Loth
und der lo
daß er sid
erwarb,
wird. Sti

Gem. I
r

1013.
arsheim.

Berthold,
Graf im Breisgau,
Stammvater der Zähringer
(nach Leichtlen).

Otto, Graf im Sundgau,
erwirbt 1046 das Landgrafiat in Ober=
Elsaß, † in demf. J. durch Ehrenleer.

Ita, (»Ita de Thierstein«).
Gem. Rudolf von Thierstein, oder
Homburg.

trud.
ietrich von
gard.

2, Richenza (»de Fierrito«).
Gem. Graf Johann v. Pfirt.

Heilwig.
Gem. Hermann Graf
von Frohburg.

Gertrud.
Gem. Friedrich, Graf von
Frohburg.

(Birchte)
Kunigunde).
nerich, Graf
od. Straß=
g.
Ochsenstein.

Albrecht I.,
röm. König, geb. um
1248, † 1. Mai 1308.
Gem. Elisabeth, v.
Görz=Tyrol.
† 28. Nov. 1313.
Stammeltern d.
Hauses Habs=
burg=Oesterreich.

Clementia,
† 1295.
m. Karl von Si=
cilien.

Agnes, † 1322.
Gem. Albert, Her=
zog von (Ober=)
Sachsen.

Juditha oder Gutta.
† 1297.
Gem. Wenzel, König
von Böhmen.

Stammhaus Habsb

Grafen der Reihe,

Fremd

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Meynert, Hermann,

Geschichte Österreich's, seiner Völker und Länder, und der Entwickelung seines Staatenvereines, von den ältesten bis auf die neuesten Zeiten

Bd.: 1. Band

Pesth 1843

Austr. 3122-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10136370-1